Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 149 b
(3

S. 86.

Saint Julien.

Von
August Lafontaine.

Neue, verbesserte Auflage.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1799.

Germ.
KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
1496/3

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Dritter Band.

Saint Julien.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Neue, verbesserte Ausgabe.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1799.

St. Julien, und seine Familie.

Ich ergreife die Feder, nicht so wohl um der Welt die Begebenheiten meines Lebens mitzutheilen, als vielmehr um mich selbst noch einmal zu überzeugen, daß ich keinen Haß gegen die Menschen habe, unter denen ich erlag. Lächelnd sitze ich hier, und beschreibe meine Unglücksfälle, wie der Schiffer lächelnd seinen Freunden auf der Landkarte den Punkt zeigt, wo er im Schiffbruche sein ganzes Vermögen verlor und nichts als das Leben rettete. Meine Blicke sind gegen Westen auf die blauen Gebirge gerichtet, hinter denen das geliebte Frankreich liegt, das mich Unschuldigen auf immer aus seinem Schooße verbannt hat. Von Zeit zu Zeit blicke ich auf von dem Papiere, von dem Andenken an mein Unglück; und mein Blick über die Gebirge hin — gewiß, Fran=

zosen, er segnet Euch, er wünscht Euch Glück und Ruhe. Warum sollte ein alter Mann, oder auch ein junger Mensch, einer ganzen Nation etwas Anderes, als Glück und Ruhe, wünschen? Ich halte euch nicht Alle für Unmenschen, für Bösewichter, wie es viele Ausgewanderte in dem Schmerz über ihr Elend thun; ich weiß ja, wie mächtig Zeit und Nothwendigkeit sind, wozu sie den Menschen treiben können. Gewiß werdet auch Ihr uns Ausgewanderten nicht alle für Bösewichter halten, weil wir unsre Titel, unsern Rang und unser Gold nicht mit frohen Blicken zu Euern Füßen niederlegen wollten. Wie wenige Menschen — das erfahrt Ihr gewiß täglich — haben dazu Seelengröße genug! Ihr und wir sind Menschen, und die Nothwendigkeit war schuldiger, als unsere Herzen; so kann ich es Euch vergeben, daß ich unglücklich wurde.

Ja, wenn ich mich und meine seufzende Familie betrachte; wenn ich meine Blicke auf das tausendfache Elend der ausgewanderten Franzosen hefte: so scheint es mir sogar, als sähe ich Opfer, die für das Vaterland in einer wüthenden Schlacht gefallen wären. Nicht Ihr

habt uns verbannt, denke ich dann, sondern die Nothwendigkeit, das Glück unsres Vaterlandes; und so kann ich noch immer — was ja ein hülfloser Greis allein vermag — Euch lieben und für Euer Glück beten. Diese Vorstellung schmeichelt sogar meiner Eitelkeit. Ich vergleiche mich mit den Helden des Alterthums, die der Ostracismus aus dem geliebten Vaterlande trieb; und als heute mein Sohn über unser allgemeines Elend seufzend sprach, und besonders den traurigen Gedanken aushob, daß Ihr uns sogar gezwungen hättet, fremde Gräber für unsere Todten zu suchen — Es war in der That rührend, was er darüber sagte. Meine Töchter fingen an zu schluchzen; und wenn ich selbst jetzt daran denke, wie alle Völker der Erde ihre heimischen Gräber liebten, wie diese Liebe so tief in der menschlichen Natur liegt: so möchte ich Euch bitten, daß wenigstens meine Asche mit der Asche meiner Vorfahren vereinigt werden dürfte.

Aber ich wollte ja sagen, wie ich unser Unglück ansehe. Als mein Sohn so rührend sprach, nahm ich lächelnd den Thucydides, und las ihm mit einer Art von Triumph die

Stelle aus Perikles Leichenrede für die ersten Gebliebenen vor: ἀνδρων ἐπιφανων πασα γη ταφος etc. „Jedes Land ist ein Grabmahl für edle Menschen; nicht die Inschrift auf dem vaterländischen Denkmahl allein zeugt von ihrer Tugend, sondern auch im fremden Lande bleibt ihr Andenken in dem Herzen Aller unauslöschlich." Ich muß Euch meine Schwachheit nur bekennen: die ganze Leichenrede las ich meinen Kindern Wort für Wort vor, und wendete sie Wort für Wort auf die Ausgewanderten an. Müßt Ihr nicht selbst gestehen, daß diese meistens nur Opfer für das Glück der Zurückgebliebenen sind? — Meine beiden Töchter waren gerührt; sie weinten laut. Und ich? Die letzten Worte: „Nun, wenn ihr eure gefallenen Freunde beweint habt, so geht!" konnte ich vor Rührung kaum aussprechen.

Ich wollte, Franzosen, auch Ihr wäret darüber gerührt, daß es jetzt auf dem Erdenrunde tausend und aber tausend Familien giebt, die zu ihrem Troste weiter nichts haben, als was sonst dem Menschen das Schrecklichste ist: an ihre Leichenrede zu denken. Und

von wem können wir Mitleiden fordern, wenn Ihr es uns versagt? Ihr haßt uns, sagt man. Das ist natürlich, weil Ihr uns immer mit Flamme und Schwert in den Händen an Euren Gränzen zu sehen glaubt. Aber ich bitte Euch, werft Eure Blicke einmal über die Gränzen, über den Kriegesschauplatz hinaus, auf Eure verbannten Landsleute, die unglücklicher Weise nicht da auf der Erde, wo sie noch leben möchten, sondern fast nur, wo die Natur hart und grausam ist, einen sichern Aufenthalt und Mitleiden finden. O, soll denn die rauheste Natur, der harte, starre Norden, mitleidiger gegen Franzosen seyn, als Frankreich, das menschliche Frankreich? Ich bitte Euch, seht, wie die Tausende von Unglücklichen alle Länder durchirren; wie die Trauerspiele Eurer Dichter, denen Ihr Thränen weint, jetzt in allen Ländern, tausend in einem Augenblicke, schrecklicher als Eure Dichter sie je erfanden, von Euren Landsleuten nicht gespielt, sondern erlebt werden! Tausende von blinden, armen, bettelnden Oedipen irren jetzt an den Händen hülfloser Töchter in fremden Ländern umher, und kön-

nen sich noch glücklich preisen, wenn ihnen eine Tochter oder ein Sohn übrig geblieben ist. Kein Dichter darf mehr, so lange die Erde steht, einen Plan zu einem Trauerspiele erfinden; Ihr habt ihm diese Mühe erspart. Kein Zuschauer wird mehr ein Unglück für unwahrscheinlich erklären; denn die Schicksale Eurer verbannten Landsleute sind schrecklicher. Vergebens haben Eure Dichter oft die Geschichte von sechs Jahrtausenden durchblättert, um einen Unglücklichen aufzufinden und mit dessen Leiden Euch Thränen zu entlocken. Fünf schreckliche Jahre geben ihnen tausend Mütter, die ihre Kinder auf der Erde suchen, tausend Söhne, Brüder, Schwestern, Eltern, Gatten, die einander nicht kennen, und eben darum einander hassen, tausend schreckliche Katastrophen, die man der Einbildungskraft nicht zugetrauet hätte. Crebillon muß künftig der menschliche heißen; wie aber Robespierre?

Doch laßt uns unsere Blicke davon abwenden; wie solltet Ihr sonst eine Konstitution lieben können, welche um diesen Preis gebauet wurde? Aber, bei dem ewigen Richter, dessen furchtbarstes Schwert Ihr zu führen

Euch erkühntet! bei diesem Richter, Franzosen! Ihr habt das schwerste Wagstück unternommen. Ihr müßt das edelste, tugendhafteste, glücklichste aller Völker werden, wenn man Euch die Grausamkeit verzeihen soll, mit der Ihr die menschlichsten Schwachheiten, die Eitelkeit, den verjährten Stolz Eurer Mitbürger, bestraftet. Schon der Verdacht war ein Todesverbrechen; tausend Unschuldige stießt Ihr in den Abgrund des Elends, aus Furcht, daß sie einst Schuldige werden könnten. Ihr fordertet von dem Sohne die übermenschliche Stärke, bei dem Leichname des schuldigen Vaters, den Euer Gericht traf, zu jauchzen. Die Thränen der Tochter, wenn man ihre Mutter auf das Blutgerüst führte, waren ehedem Tugend; bei Euch ein Verbrechen. Ihr fordertet viel, Ihr straftet ohne Mitleiden; so habt Ihr die Verpflichtung übernommen, zu thun, was Ihr fordertet, und so wird die Welt auch Euch ohne Mitleiden richten. Euer kleinster Fehler ist ein Verbrechen, und die glänzendste Tugend ohne alle Flecken nur eine Schuld, die Ihr den unglücklichen, von Euch auf ewig Verbannten abtragt. Begeht Ihr

den kleinsten Fehler, so ruft jeder von uns Unglücklichen: wurde ich darum aufgeopfert?— Gebe der Schutzgeist der Völker, daß Ihr bald glücklicher werdet, als Ihr es mit uns gewesen seyd! Dann will ich meine Ohren von den Seufzern meiner Familie zu dem frohen Jauchzen Frankreichs wenden, und glücklich seyn.

„Der Anfang jeder neuen Schöpfung ist Zerstörung," sagt Ihr. Es sey darum. Aber so zerstört nicht mehr, als Ihr schaffen könnt! Gönnt Euren Bürgern Erholung von der schrecklichen einzigen Tugend, zu der Ihr sie zwangt, von der Vaterlandsliebe; laßt die Franzosen wieder Menschen, Väter, Gatten, Söhne, Brüder werden! Brutus Hinrichtung seiner Söhne ist die Tugend eines Verzweifelten. Sagt nicht, der Mann müsse den Staat mehr lieben, als den Busen, der ihn nährte, als das Weib, das ihn zum Vater machte. Der Mensch war eher als der Bürger, Familienliebe eher als Vaterlandsliebe. Zuweilen mag ein Timoleon nöthig seyn; aber er verhüllt sein Gesicht, wenn der Dolch durch das Herz seines Bruders fährt. Wehe

den Zeiten, wo solche Tugenden nöthig sind, das Gute zu retten! Bedeckt nun die Blutgerüste, die Aschenhaufen, die Schedelstätten, die Schlachtfelder mit dem frohen Anblick eines glücklichen Volkes. Ihr habt Eure Gränzen nun sicher gemacht, und dürft Eure vertriebenen Mitbürger nicht mehr fürchten. Schuldig oder schuldlos — sie sind unglücklich. Euer Mitleiden folge ihnen in die Dunkelheit, wohin sie sich verbergen!

Ich rede nicht für mich; nein, für Euch selbst, für Eure Größe. Ihr sollt nicht einmal wissen, welches mein wahrer Nahme ist; unter einem fremden will ich meine Begebenheiten erzählen. Aber hören sollt Ihr, daß nicht alle Eure Mitbürger, die ihr Vaterland verließen, es darum thaten, weil sie Bösewichter waren; hören sollt Ihr, daß unter uns noch Franzosen sind, die Euch lieben, und die es verdienen, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Ich bitte die Welt im Voraus, nicht zu lächeln, wenn ich mit Entzücken von der Liebe, von der Einigkeit rede, die mich und die Meinigen beglückte. Diese Familienliebe ist

die Quelle des Muthes gewesen, der uns bei allem Elende unterstützt hat, und meine Kinder haben an meiner Brust die Stärke erhalten, lieber unglücklich als lasterhaft zu seyn. O, guter Himmel, daß es ein Mensch bei einem andern entschuldigen muß, wenn er seine Kinder liebt!

Ich lebte in Paris, und — will mich Saint-Julien nennen. Meine Frau, die ich mit jedem Tage zärtlicher lieben lernte, gebar mir drei Kinder. Das älteste war ein Mädchen, und hieß Anne; dann kam ein Sohn, und dann nach mehreren Jahren noch eine Tochter, die wir Adelaide nannten. Ein kleines Gut, das mir gehörte (es mag Sarzy heißen), lag in einer reitzenden Gegend von Frankreich. Es fehlte an nichts, was den Aufenthalt da angenehm machen konnte; wir würden aber dennoch in Paris, wo ich ein einträgliches Amt hatte, geblieben seyn, wenn nicht die Sorge für Annens Glück uns zu dem Entschlusse gebracht hätte, auf dem Lande zu wohnen. Ich war einfach erzogen; aber ich lernte sehr bald einsehen, welche Gefahr der Aufenthalt in der ausschweifenden Hauptstadt

für meine Kinder haben könnte. Anne, war ein schönes Mädchen, fast so schön, wie ehedem ihre Mutter, und funfzehn Jahre alt. Wir kamen wenig in Gesellschaft, und die Beschäftigungen meines Amtes waren unbedeutend; daher lebte ich den größten Theil des Tages in den Armen meiner Familie. Meine beiden älteren Kinder (Adelaide war erst geboren) erzog ich selbst. Am Morgen las ich mit meinem Sohne die Alten; Anne und meine Frau saßen daneben, strickten, hörten zu, und redeten sogar mit hinein, wenn sie etwas interessant fanden. Besonders den Plutarch las mein Sohn mit Begierde, und schon als ein zwölfjähriger Knabe war er ein sehr eifriger Republikaner. Als noch Leute, die nachher wüthende Jakobiner wurden, den Hut in der Hand hielten, so lange sie mit einem Hoflakaien sprachen, konnte ich ihn nicht dahin bringen, vor einem Minister den Hut tiefer abzunehmen, als vor einem Hausvater in der Vorstadt St. Marceau, der Abends unter seinen schlechtgekleideten Kindern vor der Thüre seiner Hütte saß. Ich hatte nie daran gedacht, daß man etwas anderes, als ein

Monarchist seyn könne; jetzt aber wurde ich aus Grundsatz ein Anhänger der Monarchie, oder vielmehr aus Liebe zu meinem Sohne, der mit einer solchen Denkart in Frankreich unmöglich sein Glück machen konnte. Meine Frau war auf meiner Seite, Anne hingegen hielt es mit ihrem Bruder; und schon mehrere Jahre vor der Revolution wurden in meiner Familie alle die Fragen debattirt, die nachher ganz Frankreich beschäftigten. So unangenehm mir diese Wendung des Kopfes an meinem Sohne auch war, so mußte ich sie dennoch gehen lassen; und, aufrichtig gestanden, ich ließ ihm oft freiwillig den Sieg in unsern kleinen Streitigkeiten, weil der republikanische Stolz, dieser kalte Trotz, ihm so gut stand. Meine Frau bemerkte das noch früher, als ich; sie verließ darüber sogar meine Parthei, und wurde eine Republikanerin: wenigstens in ihren Grundsätzen und Unterredungen; denn die tiefe Ehrfurcht, die sie für Alles hatte, was vom Hofe war, behielt sie trotz allem ihrem Republikanismus.

Die beiden Brutus, Timoleon und Dion waren die Lieblingshelden meines Sohnes,

meiner Tochter, und auch meiner Frau. Diese verwechselte aber beständig einen mit dem andern, nahm in dem heftigsten Streite gegen mich, ohne es zu wissen, meine Parthei, und focht gegen sich selbst. So stand sie in der seltsamen Meinung, Timoleon hätte seinen Bruder getödtet, weil der gegen den König von Korinth mitverschworen gewesen wäre. Es war eine grausame Handlung, sagte ich zu meinem Sohne; ich wollte, deine Mutter hätte mir außer dir noch einen Sohn gegeben, damit du fühlen könntest, wie grausam die Handlung ist. — „Grausam?“ fiel meine Frau ein: „ich behaupte, es war recht! . . . Es war recht!“ wiederholte sie, und sah meinen Sohn lächelnd an; „denn es wird doch wohl der gewesen seyn, der in Rom . . .“ — Nicht in Rom, unterbrach sie mein Louis; in Korinth konspirirte er gegen die Majestät des . . . — Volkes, wollte er sagen; aber hitzig fiel meine Frau ein, um zu zeigen, daß sie es wüßte: „recht! gegen Seine Majestät den König von Korinth konspirirte er. Man hätte ihn rädern sollen, wie Damiens!“ — In Korinth, sagte ich lächelnd, hatten sie damals

weder Könige noch Räder, liebe Frau! — „Nicht? Nun so hätten sie beides anschaffen sollen; nicht wahr, mein Sohn?" — Du bist eine gute Republikanerin! sagte ich, und reichte ihr die Hand. — „Wenn du nur einmal unserer Meinung seyn wolltest!" murmelte sie, und drückte meine Hand an ihre Lippen. — Bis auf die Räder bin ich es ja auch, sagte ich; und das Gespräch endigte sich mit einer herzlichen Umarmung. Wir alle waren sehr gute Republikaner und Monarchisten, doch nur in Worten. Der König hätte mir für diese Unterhaltungen eine Ministerstelle anbieten können; ich würde sie ausgeschlagen haben.

Einen ähnlichen Ausgang hatten alle unsere Unterredungen von dieser Art. So vertheidigte meine Frau den Brutus mit großem Eifer. Liebe Frau, sagte ich, laß mich doch einmal deinen Republikanismus auf die Probe stellen. Setze den Fall, dein Sohn da hätte gegen die Freiheit konspirirt. Du bist nun Consul in Rom, und da liegt dein Sohn. (Ich führte hier unsern Louis vor sie hin). Er muß sterben. Nun gieb mir

den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen, hier unserm Louis den Kopf mit einem scharfen Schwerte. Gieb den Befehl! — Da stand meine gute Frau mit dem zärtlichen Blicke der verzeihenden Liebe, drückte unter hervorquellenden Thränen ihren Sohn an ihr Herz, und küßte ihn auf die Stirn. Eine schöne Republikanerin! sagte ich lachend. Meine Frau erröthete, und sagte kein Wort weiter zu der ganzen übrigen Unterredung. — Sie treiben ihren Spott mit mir, lieber Vater! sagte nun Louis, als er die Hand seiner Mutter mit Küssen bedeckt hatte. — So? erwiederte ich; also du, Louis! Ich führte ihn vor seine Schwester hin, und sagte ernsthaft: hättest du wohl das Herz, wenn deine Schwester der Freiheit gefährlich wäre, ihr dies Messer in die Brust zu stoßen? Ich gab ihm ein scharfes Messer in die Hand. Anne sah ihn lächelnd an. Das würde er, rief sie rasch, wenn es seyn müßte! Aber er ließ das Messer fallen, drückte seine Schwester zärtlich an seine Brust, und sagte leise: nein, bei Gott! Anne, das könnte ich nicht, und wenn du . . . wenn du . . . Ihre Küsse verschlangen, was

er sagen wollte, und so trug ich diesesmal einen entschiedenen Sieg davon. Seht Ihr? hob ich nun an, und führte meine Frau in die Umarmungen meiner Kinder: — seht Ihr, daß wir nicht für diese stolzen Tugenden gemacht sind, welche die Phantasie der Jugend billigt, und welche nur unbeschränkter Ehrgeitz ausführen kann? Uns zu lieben, dazu sind wir gemacht. — Wir sanken einander in die Arme, und die Republik, wie die Monarchie, war gänzlich vergessen.

So lebten wir in dem unschuldigen Genusse wirklicher und eingebildeter Freuden. Die Nachmittage machten wir Musik, oder eine Spazierfahrt auf der Seine, oder auch eine Fahrt im Wagen auf die benachbarten Landhäuser, und Abends sahen wir wohl ein gutes altes Schauspiel. Mein Sohn liebte die Trauerspiele, besonders die von Corneille, und Cäsars Tod versäumte er nie; wir, ich und meine Frau, lachten lieber.

Der Charakter meiner Kinder entwickelte sich immer mehr. Was ich vermuthet hatte, geschah nicht; je älter Louis wurde, desto mehr verlor sich die Energie, von der ich fürchtete,

daß sie in unbeugsamen Trotz ausarten möchte. Sein Herz wurde immer weicher, sein Charakter immer sanfter; die jugendliche Energie seines Herzens verwandelte sich in eine sanfte Melancholie, die aber gar nichts Abstoßendes hatte. Er war nicht ernst, sondern freundlich, wie ein Engel des Himmels; seine Phantasie verließ die Erde, und erhob sich in die Gefilde der Ewigkeit. Unter den Händen eines Heiligen wäre entweder ein Heiliger oder ein Schwärmer aus ihm geworden. Die Lautentöne seiner Schwester lockten Thränen in sein Auge; Plutarch hörte auf, sein Liebling zu seyn. Er floh des Geräusch der Stadt, und die dunkelsten, stillsten Plätze in den Tuilerien waren sein Aufenthalt. Da saß er mit dem schwermüthigen d'Arnaud, oder dem sanften Florian, oder dem schwärmenden Petrarcha in der Hand, und las. Meine Frau hatte Recht gehabt; sein Herz war in Zärtlichkeit getaucht, sein Wesen nichts als ein Seufzer der treuesten Liebe. Ich fürchtete für ihn, aber ohne Noth. Seine schwärmerische Phantasie hatte ihm ein Ideal von weiblicher Vollkommenheit geschaffen, von dem alle Pariserinnen auch

nicht Einen Zug blicken ließen. In Paris war er sicher; aber ich fühlte, er würde das erste unschuldige, sanfte Mädchen, das er anträfe, mit unbegränzter Zärtlichkeit lieben.

Zu meiner Verwunderung nahm Annens Charakter den Gang, den ich meinem Sohne zugetrauet hatte. Sie war nicht ernst, aber auch nicht eigentlich heiter; und wenn sie anfing zu sprechen, so schien es nur ihrem Körper an sanfter, freundlicher, kindlicher Heiterkeit zu fehlen. Jedes Wort zeugte von der Weichheit, von der Güte ihres Herzens; aber Alles, was sie sagte, was sie that, hatte eine edle Haltung. Ein sehr edles Geschöpf! flisterten wir, ich und meine Frau, einander oft über sie zu. Obgleich meine Frau bisweilen auch wohl von ihr sagte: „das stolze Ding! das hochmüthige Mädchen!" so war dennoch nichts an ihrem Vorwurfe. Sie mochte nicht gern Unrecht haben, wenn sie eine andere Meinung hatte, als einer von uns, selbst wenn sie einsah, daß sie irrte. Dies gestand sie gutherzig. „Du hast Recht!" sagte sie; „jetzt seh' ich es." Allein jedes Mal fügte sie noch ein Aber hinzu, und dann fing sie gewiß

denselben Streit von vorn wieder an, focht ihn gerade, wie vorhin, wieder durch, und schloß, so lange man wollte, immer mit: „du hast Recht; aber" —. Ich und mein Sohn, wir verstanden es, den Streit auf eine gute Art zu endigen. Bei dem zweiten oder dritten Aber meiner Frau bemerkten wir einen sonderbaren Menschen auf der Straße, oder uns fiel ein, daß die Tapete in dem blauen Zimmer die Farbe verlöre, und dergleichen. Darüber wurde der Streit vergessen, und der Sieg blieb unentschieden. Anne hingegen sah ihre Mutter bei dem ersten Aber ruhig an, schwieg, und ließ sie den ganzen Streit noch einmal wiederholen, ohne eine Sylbe zu antworten. Meine Frau fühlte den Vorwurf, der in diesem Schweigen lag. Sie fing an zu stocken, und ihre Fragen, ihre Apostrophen — sie sprach fast immer in diesen Figuren — verloren, weil Niemand ihr widersprach, nach und nach an Feuer. Dann brach sie erröthend ab, und sagte, wenn sie mich allein haben konnte, von Annen gewiß: das stolze Ding! Ich mußte nun, um die Ruhe wieder herzustellen, den ganzen Streit noch einmal

durchfechten und auf meine gewöhnliche Weise endigen. Dann war Anne wieder ein edles Mädchen, in welchem etwas Großes steckte. „Sie schweigt," sagte meine Frau, „und wenn sie auch völlig Recht hat."

Anne war verschlossen gegen uns, und wortarm in jeder Gesellschaft. Aber, was sie sagte, hatte Gewicht, und sie verstand die Kunst, ihren Worten mit einem durchbohrenden Blicke, und mit einem ruhigen, kalten Tone der Stimme nachzuhelfen. Diese Eigenschaft nahm sichtlich bei ihr zu. Sie wurde immer ernster und verschlossener, und anstatt, daß wir die Ursache davon hätten untersuchen sollen, schoben wir sie auf ihren Charakter. Wir nannten diese Eigenschaft: stillen Edelmuth, Selbstbewußtseyn ihrer Größe; und meine Frau setzte noch hinzu: „Anne hat das von mir; ich bin in der Jugend eben so edelstolz gewesen." Sie erinnerte mich an manche kleine Begebenheit aus unserm Brautstande: wie kurz sie mich gehalten habe, wie stolz sie mir begegnet sey. Das Alles hatte freilich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Annens Benehmen; indeß gab ich meiner Frau Recht,

und sagte: nun so gebe Gott, daß es Annen eben so gehe wie dir! denn du wurdest eine bessere Frau, als du ein Mädchen warst. Meine Frau umarmte mich; sie hielt das für Lob, ob ich gleich nicht wußte, wie sie es so verstehen konnte. Wir waren Beide zufrieden; und von diesem Augenblick an behauptete meine Frau, Anne sey ihr wahres Ebenbild.

Man sieht, daß jeder von uns, neben dem Familienstempel, der Gutherzigkeit, sein individuelles Gepräge hatte. Meine Frau war ungemein gutherzig, aber dabei heftig; Anne gutherzig und stolz; Louis gutherzig bis zum Uebermaß; und ich? nun, auch ich war in der That gutherzig, ob ich gleich bisweilen eine Laune hatte, oder ein wenig spöttisch lächelte, oder, wenn ich mit meiner Frau disputirte, einen Einfall einschob, was doch aber, wie ich glaube, ebenfalls von der Gutherzigkeit herkam, ihr nicht öffentlich widersprechen zu wollen, weil sie das nicht gut ertragen konnte. Wir hatten jeder unsere Weise, die Streitsucht meiner Frau zu behandeln. Ich lächelte, oder sagte ein bon Mot; Louis warf sich seiner Mutter an das Herz, und küßte sie mit Zärtlichkeit; Anne schwieg ganz still.

So war Angriffs- und Vertheidigungs-System in unserm Hause von Allen gegen Alle festgestellt. Mich griff man mit Gründen an (Schein- oder wahren Gründen, gleichviel), wenn man mich zu etwas bereden wollte. Ich mochte gern auch jede Kleinigkeit bephilosophirt haben. That man mir also nur so obenhin eine Vorstellung über etwas, so hatte ich Muth genug, Allen Nein zu antworten. Brachte man aber das, was man von mir wollte, in eine gewisse Form, machte einen Eingang, und bestimmte dann das Thema; oder brauchte man gar Abtheilungen und Unterabtheilungen: so hatte ich die Schwachheit, nicht widerstehen zu können, so ungern ich auch zugab, was man verlangte. Dieser Fehler hing mir noch aus der Jugend her an, wo ich mit großem Fleiß und vielem Beifall auf dem Jesuiten-Collegio die Rhetorik getrieben hatte. Die Kunst, mich zu überreden, verstand Anne am besten. Mein Sohn kam gewöhnlich gleich nach dem Thema aus dem Gleise; er vergaß, daß er mit mir zu thun hatte, und fing an zu bitten, anstatt Gründe zu gebrauchen. Die Reden meiner Frau hatten zwar genug Erstlich, Zweitens, Drit-

tens, u. s. w.; aber sie verdarb Alles mit den ewigen Fragen und Apostrophen, die sie unaufhörlich gebrauchte. Sie zu irgend etwas zu bringen, hatten meine älteren Kinder ein eigenes Mittel erfunden, auf das ich in der langen Ehe mit ihr nicht gefallen war. Beide gaben das, was sie wünschten, für den Einfall ihrer Mutter aus, und beredeten sie gewöhnlich: was sie wollten, sey ihr eigner Wille.

Louis war durch ein gutes Wort und durch einen Händedruck, oder, wenn das nicht hinreichte, durch einen starren, betrübten Blick, zu Allem in der Welt zu bringen; er hätte mir, glaube ich, für einen Händedruck sein Herz aus der Brust gegeben. Annen war am schwersten beizukommen; am wenigsten verstand meine Frau sie zu behandeln. Ein kaltes: „ich möchte das wohl!" oder: „du würdest mir einen Gefallen damit thun, Anne!" wirkte am meisten auf sie. Sie that es; man wußte indeß nie, ob mit ihrem oder wider ihren Willen.

Von Adelaiden ließ sich noch weiter gar nichts sagen, als daß sie uns mit ihren unschuldigen Spielen viele Freude machte, ob-

gleich meine Frau behauptete, sie sey die beste von Allen, und ihr Charakter der edelste, schönste, den je ein Mensch gehabt habe. „Hat das Kind nicht alle Tugenden seines Alters?" fragte sie lebhaft; „ist es nicht folgsam? verständig? freundlich? Kann ein Engel im Himmel eine bessere Stimme zum Singen haben, als das Kind?" — Und auch zum Schreien, liebe Frau! fiel ich ein. Ich mag es aber nicht leiden, wenn die Kinder durch alle Töne schreien. Sie schreiet ja ordentlich angenehm. — „Ist nicht Wohlthätigkeit die schönste Tugend eines Charakters?" fuhr meine Frau fort; „und hat das Kind nicht noch neulich dem Bettler einen silbernen Löffel geschenkt?"

Nun, wenn das ist, antwortete ich, so hätte sie von dir keine Schläge dafür bekommen müssen! — „Bekam sie denn die Schläge dafür?" fragte sie aufs neue eifrig, aber etwas verlegen. „Nein! Aber gab sie denn nicht den Löffel weg, den mir die selige Tante geschenkt hatte? Und, o Himmel!" — fuhr sie in einer Apostrophe fort — „muß ich mir das von meinem Manne vorwerfen lassen!"

Die selige Tante, fiel ich ihr schnell ins

Wort, muß doch eine liebenswürdige Frau gewesen seyn! — „Das war sie, lieber St. Julien! das war sie!" sagte sie mit leuchtenden Augen; „die edelste Frau in Frankreich!" — Dich ausgenommen, liebe Frau; wahrhaftig, dich ausgenommen! — „Nein, nein, mich nicht ausgenommen, lieber Mann! Thu ihr nicht Unrecht! Die edelste Frau, keine ausgenommen. Ach theure, theure Tante, wenn du noch lebtest, und sähest, wie deine Nichte, die du so innig liebtest, so höchst glücklich ist; wenn du sähest . . ." — Sie sank an mein Herz; und meine Kinder, die nie eine Umarmung sehen konnten, ohne sie mit uns zu theilen, eilten herbei und schlangen die Arme um uns. Wir liebten einander wirklich; und noch jetzt sag' ich: es gab keine bessere Frau für mich in ganz Frankreich — auf der ganzen Erde, würde ich sagen, wenn ich nicht fürchtete, man möchte das für eine Hyperbel halten; und es soll doch nur die Wahrheit seyn, die reine nackte Wahrheit.

Meine gute Frau hatte Recht. Wir waren sehr glücklich; und, guter Gott! können Menschen unglücklich seyn, die einander lieben?

Die kleinen Unglücksfälle, die uns jetzt begegneten, waren so höchst unbedeutend, daß jedermann, selbst wir Vier, nur darüber lächelten. Mein einziges häusliches Leiden bestand darin, daß Louis, wenn ich die Reden der Alten lobte, jedes Mal ein wenig lächelte, ob er mir gleich nicht laut widersprach.

Meine Frau hatte weiter keinen Verdruß, als wenn sie Niemanden fand, der Lust hatte, einen Streitpunkt drei- oder viermal mit ihr durchzugehen. Unsre Kinder hatten gar keinen Verdruß. Mit Einem Worte, wir Alle liebten einander; was fehlte nun zu unserem Glücke?

Anne führte zuerst eine trübe Wolke über uns herauf. Sie war durch einen Zufall mit der Tochter des Polizei-Direktors * * * bekannt geworden. Beide fanden Geschmack an einander, und wurden vertraute Freundinnen. Ich hatte gegen diesen Umgang nichts einzuwenden. Louise — so hieß die Tochter des Polizei-Direktors — war ein unschuldiges, süßes Geschöpf, und das Haus ihrer Eltern frei von dem Schwarme junger Leute, die sich sonst in jedem großen Hause einzunisten wissen. Ich sprach ihren Vater einmal, und er

machte mir ein artiges Kompliment über meine Tochter und ihren Umgang mit der seinigen. Das gab ich ihm zurück, und dann sahen wir einander nicht weiter.

Nach einiger Zeit wurde Anne ernster, stiller; sie nahm weniger Theil an unsren kleinen Freuden, versank am Klavier in Träume, blieb ganze Abende auf ihrem Zimmer, und war sich oft ungleich; zuweilen, gegen ihre Gewohnheit, heftig; dann wieder zärtlicher und weicher, als wir sie sonst kannten. Wir würden das kaum gemerkt haben (so viele Gewalt that sie sich an, es uns zu verbergen), wenn nicht ihre öfteren Abwesenheiten aus unserm Wohnzimmer uns aufmerksam gemacht hätten. Ich sprach mit meiner Frau darüber; und nun erfuhr ich, daß sie in großer Besorgniß über Annen war, und nur geschwiegen hatte, um mir keine Sorgen zu machen. Wir riethen hin und her, was es mit unsrer Tochter seyn könnte, brachten aber nichts heraus. Die Mutter fragte: was fehlt dir? Anne sagte mit einer erborgten Ruhe: nichts! und hielt sich einige Tage hindurch ziemlich leidlich. Wir gaben ihrem Bruder, den sie recht

innig liebte, den Auftrag, die Ursache ihres Kummers zu erforschen; er bekam aber dieselbe Antwort.

Eines Morgens, als meine Frau in der Messe, und mein Sohn auf einem Spaziergange war, saß Anne am Kaffeetische, und schenkte mir ein. Ich ergriff ihre Hand. Meine Bewegung mochte etwas heftiger seyn, als gewöhnlich; Anne erschrak daher, als sie mich anblickte. Ich sah, daß sie sich fassen und mir gern entkommen wollte. Ihre Hand, die ich hielt, zitterte. „Es ist unrecht, mein Kind," fing ich an, „daß du deinen Kummer nicht mit deinen Eltern theilen willst, da du doch deine Freuden mit ihnen theilst. Anne, zwinge dich nicht zu einer Verstellung, die deinem Herzen nicht natürlich ist! . . . Ich will mit dir reden," sagte ich nun feierlicher, und stand auf: „ich bitte dich, höre zu."

Sie nahm in der Verwirrung meine Tasse Kaffee, und setzte sie an die Lippen, ohne zu trinken. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich mich halb und halb zu einer ordentlichen Rede an sie vorbereitet hatte. Auch gerieth mir der Anfang recht gut. Den Eingang machte eine

kurze Schilderung der Freude, welche die Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer dem guten Menschen giebt, besonders aber die Theilnahme der Eltern an dem Geschick ihrer Kinder. Eben wollte ich den Uebergang auf Annens jetzige kummervolle Lage machen; da perlte Thräne auf Thräne aus ihren schönen Augen, und rollte die Wangen hinab. Ich vergaß, was ich sagen wollte, zog Annen an meine Brust, benetzte sie mit Thränen, und rief, ob das gleich offenbar in den Schluß gehörte: „o, mein gutes Mädchen, wie weh thut es mir, daß ich dich unglücklich sehe! O komm! vertraue dich diesem Herzen, das deine Thränen zerreißen, das dein kummervoller Blick zerspaltet! O, liebste Anne, mein theuerstes Kind, habe Zutrauen zu deinem Vater! Ich kenne ja kein anderes Glück, als das Glück meiner Kinder."

Annens Busen schlug hoch vor gewaltsamen Weinen. Sie bedeckte meine Hände mit Thränen und Küssen, stammelte halbe Worte, wendete sich dann auf einmal von mir ab, streckte beide Arme gen Himmel, und sagte: nein! nein! Sie sollen nicht länger Kummer

um mich haben. Ja, mein Vater, (sie kniecte vor mir hin), ich werde wieder ruhig. Gewiß, das werd' ich! Ja, das werd' ich! rief sie noch einmal, und schlang mit Innigkeit ihre Arme um mich. Ja, Vater, ich bin glücklich! Nur erlauben Sie mir, daß ich mich eine halbe Stunde erholen darf. — Kaum hatte sie das gesagt, so ging sie langsam auf ihr Zimmer.

Jetzt ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich meine Absicht nicht besser in Augen behalten hatte. Ich war vorbereitet; ich wußte, was ich sagen wollte. Wenn ich es aufgeschrieben hätte, es wäre ein Meisterstück von Beredtsamkeit gewesen. Nun befand ich mich offenbar in einer übleren Lage mit dem Mädchen, als vorhin. Sie war mir einmal entschlüpft; und hatte sie nicht Lust, sich zu entdecken, so wußte sie nun schon durch Erfahrung, daß sie entschlüpfen konnte, wenn sie nur wollte. Ich überlegte, machte noch manche kleine Abänderungen in meiner Rede, die jetzt nöthig waren, und ging, so vorbereitet, nach einer halben Stnnde zu ihr auf ihr Zimmer. Da fand ich denn, daß sie ein Tuch

um

um ihre Augen gebunden hatte, und mit Adelaiden Blindekuh spielte. „Vater," rief Adelaide: „nimm dich in Acht! Anne wird dich sonst haschen!" Ich dachte: sie hat mich schon gehascht. — Was sollte ich in dieser Lage vorbringen? Konnte ich wohl, wie ich Willens gewesen war, mit den Worten anfangen: „deine thränenvollen Augen, Anne . . .?" Sie lachte ja mit Adelaiden. — Ich ging unmuthig zurück; aber ich wollte darauf schwören, daß sie sich mir entdeckt haben würde, wenn ihre Thränen in und das Tuch vor den Augen mich nicht beide Male verhindert hätten, meine Rede zu halten.

Einige Tage hindurch blieb Anne sehr heiter, und meine Frau glaubte schon, sie wäre völlig geheilt. Ich schwieg ganz von meiner verunglückten Unternehmung; denn erstlich würde meine Frau die Schuld des Mißlingens, trotz allen meinen Versicherungen, daß meine Rede nicht gehalten sey, dennoch allein auf diese Rede geschoben haben; und zweitens hatte ich durch mein Schweigen den Vortheil, daß ich doch einmal meine Menschenkenntniß bei meiner Frau geltend machen konnte. Die-

se Menschenkenntniß war in ihren Augen gar nicht sonderlich; und ich muß gestehen, daß sie nicht Unrecht hatte. Ich kannte den Menschen im Allgemeinen recht gut, und beurtheilte ihn, so lange ich nicht einen Einzelnen vor mir hatte, sehr richtig. Bekam ich aber selbst mit irgend einem zu thun, so gerieth meine Menschenkenntniß gewöhnlich sehr ins Gedränge. Durchaus Jeden, der mir selbst sagte, daß er ehrlich wäre, hielt ich auch dafür. Ich verlieh Summen Geldes auf eine bloße wörtliche Versicherung, daß ich sie wieder bekommen sollte, oder auf ein ehrliches Gesicht. „Hast du dir denn keine Verschreibung geben lassen?" fragte meine Frau. — Nein; denn das ist gewiß ein ehrlicher Mann. — Ich wurde betrogen; und meine Frau sagte: „siehst du nun wohl? kennst du denn noch die Menschen?" Ob es mir gleich ziemlich oft so gegangen war, so blieb es dennoch dabei: ich hielt jeden für ehrlich; meine Frau aber ließ sich über jeden Louisd'or eine Handschrift geben, weil sie behauptete, man müsse Keinem trauen. Vielleicht hatten wir Beide Recht. Wir Männer haben unsere Menschenkenntniß

aus Büchern; die Weiber die ihrige aus dem gewöhnlichen Leben. Wir beurtheilen die menschliche Natur richtiger; sie den einzelnen Menschen.

Jetzt aber nahm ich der Gelegenheit wahr. Gieb Acht, sagte ich zu meiner Frau: Anne ist nicht geheilt, wie du glaubst; diese Ruhe, diese Heiterkeit ist erzwungen. Du kennst den Menschen nicht, liebe Frau. Wir wollen sehen, wer Recht hat! — Ich glaubte, sie würde mir widersprechen, und wollte dann meinen Triumph so weit treiben, als möglich; aber wie bitter wurde meine Eitelkeit bestraft! Es drangen Thränen in ihre Augen, und sie sagte mit schluchzender Stimme: „Gott gebe, lieber St. Julien, daß du nur diesesmal nicht Recht hast! Dann magst du dein ganzes Leben hindurch Recht haben, und ich Unrecht! Nur diesesmal nicht!"

O, meine Kinder! wie viel besser war eure Mutter, als euer Vater! Gute, liebe, unglückliche Anne! ich wußte, daß dein Herz gebrochen war, und konnte dabei eitel seyn. Deine Mutter gab, aus Besorgniß, daß es gebrochen werden könnte, den einzigen Tri-

umph hin, den sie mit Recht über mich hatte. — Tief beschämt sank ich meiner Frau in die Arme, und sagte sehr demüthig: nein, Liebe, ich habe mich doch wohl geirrt, und am Ende wirst du Recht haben. Ja, Anne ist wieder ruhig; und wir Alle wollen glücklich seyn und uns lieben. Was, liebe Frau, soll die verdammte, elende Eitelkeit zwischen Herzen wie die unsrigen? Ja, du kennst die Menschen, kennst deine Kinder tausendmal besser als ich. In Louis, glaubte ich ja, stekke ein Brutus; du sagtest gleich: sein Herz ist weich wie Wachs. Ich irre mich in allen Menschen, nur nicht in dir, liebe Frau; denn Gott Lob! dich habe ich immer für die beste Frau auf der Erde gehalten, und ich lerne täglich mehr, daß ich mich nicht geirrt habe.

Ach, welche Freude ist es, einen Fehler zu bereuen und wieder gut zu machen! Mein Herz war voll von Beschämung und Stolz. — Nicht fallen, darf nicht der Stolz des Menschen seyn; aber fallen und wieder aufstehen, das ist die ehrwürdigste aller Freuden auf Erden!

Meine Frau sah mich verwundert an, weil

sie nicht wußte, wie ich zu dieser Heftigkeit kam. Ich faßte sie aber in meine Arme, und führte sie zu Annen. In meinem Auge — denn ich selbst war voll Empfindung — lag gewiß der schöne Glanz der fröhlichsten Tugend. Sieh, meine Tochter, sagte ich, und zog sie in die Arme ihrer Mutter: sieh, wenn dir auch ein Schmerz, so schwer wie eine Welt, auf der Brust läge, so trage ihn muthig, und sey heiter. Du weißt nicht, wie sehr deine Mutter dich liebt. Jede Thräne, die dein Auge weint, ist eine bittere Undankbarkeit gegen sie.

Anne sah uns Beide mit Verwunderung an; und das Gefühl unseres Glückes preßte Thränen in unsere Augen. Ich hoffe wenigstens, daß auch Annens Thränen aus keiner andern Quelle kamen; denn sie flossen aus großen offenen Augen, und stahlen sich nicht unter den Augenliedern hervor. „Meine Mutter!" rief das Mädchen auf einmal, nachdem sie uns lange rathend angesehen hatte, und breitete die Arme aus. So stand sie da, wie eine Verklärte; das große offene, in Thränen schwimmende Auge war gen Himmel gehoben,

auf ihren Lippen schwebte das himmlische, entzückte Lächeln einer Heiligen. — Es schien, als wollte sie die weit ausgebreiteten Arme um die Welt werfen, sie voll dankbarer Liebe an ihre Brust zu drücken; oder, als wollte sie sich in die unversiegende Quelle der ewigen Liebe stürzen, um die Bürde zu vergessen, die auf ihrem Leben im Staube lag.

So stand sie einige Sekunden, in sich oder in die Ewigkeit verloren. Ihr Auge wurde mit jedem Momente heller; es war, als ob ihre Brust sich ausdehnte, um den großen Entschluß fassen zu können, den ihre Seele dachte. Meine Frau griff ängstlich nach ihrer Hand, um sie in dieses Leben zurückzuschütteln. In dem Augenblicke verwandelte sich das geistige Entzücken auf den geöffneten Lippen in ein irdisches, liebliches Lächeln. „Meine Mutter!" sagte sie noch einmal sanfter, und lehnte sich an der Mutter Herz: „ich bin Ihre Anne, Ihre dankbare, gute, glückliche Anne."

Sie sagte das mit einer Natur, mit einer ruhigen Heiterkeit, die mir es beinahe zur Gewißheit machte, daß sie entschlossen wäre,

unser Glück wieder herzustellen. „Bist du das, mein Kind?“ sagte die Mutter, und zog sie mit Innigkeit auf ihren Schooß. (Ich setzte mich auf die andre Seite.) „Nun, so sage mir, Anne: was hat dir auf dem Herzen gelegen?“ Anne blickte sie sanft lächelnd an: liebe Mutter, ich habe mir vorgenommen, das Alles zu vergessen. Es ist vorbei. Ich bitte Sie, lassen Sie es vorbei seyn.

Nun hätte meine Frau, glaube ich, schweigen müssen; aber sie that es nicht, und drang jetzt wohl nur aus Neugierde in das Mädchen. Anne besann sich, und ich faßte ihre Hand. Auch Sie, mein Vater? fragte Anne, und ich ließ die Hand sogleich fahren. Liebe Mutter, sagte sie endlich, und stand auf; es muß ganz vorbei seyn, ganz! Glauben Sie mir das! Und ich selbst muß es vergessen. Ich bin glücklich, ich will es seyn. Lassen Sie mich, meine gute Mutter.

„Hast du so wenig Liebe zu deiner Mutter?“ fragte meine Frau, und man las in ihren Augen, daß sie jetzt weiter nichts als neugierig war. Ich hätte die Frage in diesem Augenblicke nicht für einen Thron thun

mögen. Können wir Menschen denn in den heiligen, seltenen Augenblicken, wo die Liebe rein und unverfälscht aus dem Herzen wie echtes Gold sich uns darbietet, sie niemals annehmen, ohne sie durch einen häßlichen Zusatz von Eitelkeit oder Neugierde zu verfälschen? Hier war der Vater einmal besser, als die Muter! — Ich fand auch, daß der reine Strahl hingebender Liebe in Annens himmlischen Augen schon erlosch, und daß der Verdruß, sich abgestoßen zu sehen, ihn mit seiner finstern Wolke verschlang. Nun faßte ich Annens Hand, und sagte: liebe, edle Anne! deine Mutter will die Bürde auf deinem Herzen kennen lernen, um sie auf ihr Herz zu legen. Verzeihe das deiner Mutter, mein Kind. Ich ehre dein Geheimniß, deinen Schmerz; denn ich weiß jetzt, daß wir dich nicht mehr lieben, als du uns. Wir brachten dir das Opfer, das wir dir schuldig waren: Mitleiden unserm Kinde; du brachtest das bessere, schwerere: du opfertest deinen Schmerz der Zufriedenheit deiner Eltern auf. Ich umarmte sie, und brachte so die Empfindung, die eben bitter werden wollte, wieder in das Ge-

leise der lieblichsten Menschlichkeit. Der himmlische Hauch, der reine Geist überirdischer Liebe war nun freilich entflohen; aber vielleicht zu unserm Glücke; denn hätten wir nicht einer in des andern Armen vor Liebe vergehen müssen? Jetzt verließen wir einander nur höchst beglückt.

Als ich und meine Frau wieder auf unserem Zimmer waren, setzten wir uns stumm jeder in einen Winkel. Endlich hob meine Frau an: „ich möchte doch wissen, was dem Kinde gefehlt hat!" Auf diese Frage wartete ich schon lange. Ich war so neugierig, wie ein Mensch es seyn kann; und doch antwortete ich — wie falsch man bisweilen ist! —: bloße Neugierde, liebe Frau! Und könnte ich auch Annens Gedanken behorchen, ich möchte es nicht. — Wird es mir ein Leser glauben, wenn ich sage, daß mir während der Zeit, da wir Beide schwiegen, der Sekretär eingefallen war, worin Anne die Billets aufbewahrte, die sie von der Tochter des Polizei-Direktors bekam?

„Neugierde?" rief meine Frau, und schlug das Schnupftuch vor die Augen. „Nein,

Gott weiß, daß es keine Neugierde ist! Aber soll eine Mutter nicht wissen, warum ihrer erwachsenen Tochter das Herz bricht? Kann denn Anne sich selbst leiten? kann sie die Wunde in ihrem Herzen, die tiefer und gefährlicher ist, als du denkst, ohne den Rath der Erfahrung heilen? Ist denn nicht jedes Mädchen, dem das Herz zum ersten Male weh thut, wie eine Mücke, die um das Licht her flattert?"

Ich war wieder beschämt; aber dieses Mal, ich weiß selbst nicht recht warum, konnte ich mich nicht entschließen, mein Unrecht zu bereuen und gut zu machen. Es mochte wohl an mir, und an meiner Frau nicht weniger, liegen. Ich war ein Heuchler gewesen, und auch meine Frau mochte wohl eine kleine Heuchelei anwandeln; ich war schuldig, sie nicht unschuldig. Du hast Recht, liebe Frau; daran dachte ich nicht! sagte ich (wie ich freilich sagen mußte). Aber, setzte ich aus Verdruß hinzu: wie oft soll ich dir sagen, daß man behutsam mit der Frage-Figur und mit der feierlichen Anrede umgehen muß! Eine Frage ist erlaubt, wenn man spotten will: das ist die Frage aus Ironie; oder . . .

„Ach, mein Gott!" unterbrach sie mich; „wer könnte wohl hier, bei dem Unglücke des lieben Mädchens, spotten!"

Oder zweitens, fuhr ich ruhig fort, wenn man in Affekt ist. .

„Nun? und bin ich denn nicht in Affekt?" fragte sie aufs neue; „oder soll eine Mutter es ruhig mit ansehen, wenn ihr Kind auf einen Abgrund zutaumelt? O ihr Männer! ihr harten, gefühllosen Männer!"

Wir setzten uns wieder jeder in seinen Winkel; und eh' ich es mir versah, stieß ich die Worte heraus: ich bin doch in der That neugierig, Annens Kummer zu erfahren. Kaum hatte ich das gesagt, so fürchtete ich, meine Frau würde die Blöße, die ich gab, benutzen. Aber sie war großmüthiger als ich; sie sah mir in die Augen, ob ich das ernstlich gemeint hätte, setzte sich dann vertraulich zu mir hin, und sagte: „glaube mir, St. Julien, es ist eine unglückliche Liebe." — Annens Sekretär, liebe Frau . . . . — fuhr ich aufs neue unbesonnen heraus — . . . . muß einmal gebohnt werden, setzte ich stockend hinzu. Gott weiß, wie mir bei diesen Worten zu Muthe war,

Meine Frau sah mir befremdet ins Gesicht, und blickte dann gen Himmel. Nun hielt ich es nicht länger aus; ich sprang auf, schloß sie in meine Arme, und sagte: magst du doch wissen, wie falsch und heuchlerisch ich bin! Könnt' ich es mir nur vergeben, wie du und der Himmel es mir vergeben wird! Ich gestand meiner Frau Alles, und auch meine Gedanken bei Annens Sekretär. Schon am Abend — Anne war mit Louis in ein Koncert gegangen — kam sie mit einer Handvoll Briefe zu mir in das Zimmer. „Hier sind die Briefe," sagte sie, und legte ein Päckchen vor mir auf den Tisch.

Ich schob ihr das Licht hin, und sie mir die Briefe. Dann schob ich stillschweigend die Briefe ihr wieder zu; sie reichte mir eilig meine Brille, und nahm ihr Strickzeug. Wir sahen einander schweigend an, und errötheten Beide. Endlich nahm ich einen Brief, und betrachtete die Adresse, die von einer Frauenzimmerhand war. Meine Frau hatte die Augen auf ihr Strickzeug geheftet, als ob sie gar nicht bei der Sache interessirt wäre, und horchte nur. Ich besah einen Brief nach dem

andern, und wartete darauf, daß meine Frau ein „Nun?“ oder so etwas sagen sollte; aber sie sagte gar nichts. Um ihre Ungeduld zu reitzen, stellte ich die Briefe an einander, als ob ich ein Haus davon bauen wollte. Der Gedanke, Annens Briefe zu lesen, hatte etwas Unangenehmes für mich. Ich wollte es auch nicht thun, ausgenommen, wenn meine Frau es wünschte; sie strickte aber so ununterbrochen, als wäre sie die Parze, die den Faden des menschlichen Lebens spinnt. Ich hustete, um sie zum Sprechen zu bringen; sie blieb aber bei ihrem Schweigen. Endlich hob ich an: wenn wir nun nichts fänden, was Annens Kummer beträfe! Nun mußte sie doch irgend etwas antworten. „Dann wünschte ich,“ sagte sie, „wir hätten die Briefe nicht angerührt, viel weniger gelesen! . . . War es mir nicht bei dem Eröffnen des Sekretärs,“ fragte sie sich selbst, „als ob ich dem Könige die Krone stöhle?“

Im Vertrauen geschrieben! sagte ich laut, als ob ich überlegte: in dem arglosen Vertrauen, daß nur Annens Auge, und nie ein andres, sie jemals sehen würde! — „Und hat

nicht Anne," sagte meine Frau, „aus eben dem arglosen Vertrauen zu uns den Schlüssel stecken lassen?" Ich glaubte, meine Frau sollte die Eva werden, die den Apfel pflückte, und schob die Briefe mitten auf den Tisch. Da lagen sie, wie der Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses. Meine Frau streckte endlich die Hand aus, und nahm die Briefe. O, gute Mutter Eva! dachte ich schon. Aber sie sagte sehr ernsthaft: es ist gewiß unrecht, lieber Mann, weil wir nicht wissen, ob es recht ist. Jetzt stand sie auf, trug die Briefe wieder in Annens Sekretär, und kam dann mit dem heitersten Gesichte wieder.

In der That, diese Stärke hatte ich meiner Frau nicht zugetrauet. Ich betrachtete sie diesen Abend mit einer Hochachtung, die nie so echt gewesen war. Als Anne zurückkam, gingen wir ihr Beide, wie verabredet, entgegen, und umarmten sie mit süßer, liebevoller Zärtlichkeit. Wir hatten einen sehr glücklichen Abend, durch Vertrauen, durch den Erguß aller besseren Empfindungen. „Wären wir," fragte meine Frau nachher, „diesen Abend so glücklich gewesen, wenn wir die Briefe gelesen

hätten?" Ich umarmte sie noch einmal, und lange war ich nicht mit so süßen Empfindungen entschlummert, wie heute. Ist es doch, als ob jede Selbstüberwindung das Blut erfrischte und jede Bewegung unseres Körpers leichter machte!

Am folgenden Morgen stand ich so heiter auf, wie nur selten. Die Briefe waren die Ursache nicht mehr; denn ich hätte sie jetzt so gleichgültig lesen können, wie den Komödienzettel auf heute, den der Bediente herauf gebracht hatte. Ich sann darüber nach. Der gestrige Tag war mir hingegangen, wie eine Stunde; und jetzt schien er mir drei Tagen gleich zu seyn. Sonst ist der Fall gewöhnlich umgekehrt: die Zeit währt uns lang, wenn sie da ist, und scheint uns kurz, wenn wir uns ihrer erinnern. Gestern, und an dem Tage, da mir meine beiden Reden verunglückten, hatten eine Menge mannigfaltiger Empfindungen, und gerade die schönsten — Mitleiden, Liebe, Hochachtung, Bewunderung, Freude, Zufriedenheit mit mir selbst, u. s. w. (Erwartung, Ahnung, Reue, Eitelkeit und Neugierde noch ungerechnet) — eine um die andere

mein Herz in Bewegung gesetzt. Ich berechnete die Länge der Tage nach den Bewegungen meines Herzens. Die feinsten Saiten desselben waren auch noch jetzt in Bewegung, und dies Gefühl des inneren Lebens, dieser Nachhall der himmlischen Harmonieen, machte mich so heiter. Guter Gott! sagte ich mit entblößtem Kopfe, und machte das Gebetbuch zu, ohne diesen Morgen eine Zeile darin zu lesen, (es war mir, als ob meine jetzige Empfindung ein hinlängliches Gebet sey) — guter Gott! kann denn ein häusliches Leiden zu einer Quelle von Glückseligkeit, von Genuß werden?

Solche Anmerkungen, die ich unmittelbar aus den kleinen Begebenheiten meines Lebens zog, gingen selten bei mir verloren. Ich fand, daß ich viel glücklicher gewesen seyn würde, wenn ich mehr Theil an den Empfindungen, an den Begebenheiten meiner Familie genommen hätte. Was kann nicht alles schon meinem Louis begegnet seyn? dachte ich. Ich habe ihn schon so oft traurig gesehen; und, ich Thor! anstatt die Empfindungen seines Herzens mit ihm zu theilen, wodurch ich glücklicher und er besser hätte werden können, ließ

ich

ich ihn gehen. Nein, sagte ich laut, künftig soll kein Herz in meinem Hause sich bewegen, ohne daß ich eine Zollsteuer davon ziehe.

Ich klingelte dem Bedienten, und ließ meiner Familie sogleich sagen: wir wollten zusammen frühstücken. Sie kamen alle, und sahen mich verwundert an, vermuthlich weil ihnen etwas Feierliches in meinen Bewegungen auffiel. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen meine Gedanken über die häusliche Glückseligkeit in einer kleinen Rede zu eröffnen. Während daß man den Kaffee und Zwieback brachte, ging ich ein Paar Mal das Zimmer auf und nieder, um mich zu sammeln. Als der Bediente das Zimmer verlassen hatte, knöpfte ich meinen Schlafrock zu, und fing an: „Die Einrichtung, die nach unsern Sitten fast in allen Familien eingeführt ist, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, kenne ich sehr wohl. Die nehmlich, welche Kinder gezeugt und geboren haben, halten sich deshalb (und zwar, wie es mir scheint, mit einigem Unrecht) für ihre Herren, und lieben sie nur in so fern, als sie hoffen können, daß die Kinder sich auch ihre Herrschaft werden gefallen lassen. Hin-

gegen glauben sie, Unrecht von ihnen zu leiden, wenn die Kinder sich, wie es dem Menschen natürlich ist, dieser Herrschaft zu entziehen scheinen, für Befehle Rath, für Rath Vertrauen, für Vertrauen Mitleiden, für Mitleiden Hülfe von ihnen erwarten oder gar fordern. Zuerst also, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, will ich von dem Rechte, das den Eltern über ihre Kinder zusteht, reden, besonders da ich unsere gegenseitige Verbindung künftig auf Regeln der Vernunft, und nicht auf die unerweislichen und zufälligen Gesetze des Gebrauches, zu gründen gedenke. Ihr also, meine gute Frau . . . .” — So weit kam ich. Meine Frau, die unsern Sohn hatte lächeln sehen, unterbrach mich mit der Frage: „wollen wir nicht erst unsern Kaffee trinken, mein guter Mann? Er wird sonst kalt.”

Das war die dritte Rede, die mir in acht Tagen verunglückte. Ein Leser, der mehr Geschmack hat, als leider meine Familie, kann sie dennoch kennen lernen. Es ist die Rede, welche die Lesbier bei der acht und achtzigsten Feier der Olympischen Spiele über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Athener und

ihrer Bundesgenossen gehalten haben. Und in der That, so wie es Athen mit den Völkern machte, die seine Bundesgenossen seyn sollten, so machen es die meisten Eltern mit ihren Kindern, welche die Natur und die Vernunft zu ihren Bundesgenossen, und nicht zu ihren Sklaven, bestimmte.

Was konnte ich anders thun, als mich in mein Geschick ergeben? Ich setzte mich, und schlürfte meine Tasse schweigend aus. Gewiß, ich begriff nicht, und begreife noch jetzt nicht, was meine Familie so gegen alle Reden, die doch wirklich nach den Regeln der Rhetorik gebildet waren, einnehmen konnte. Wie gesagt, ich hatte schon in dem Jünglingsalter mit meinen rhetorischen Uebungen bei Fremden Bewunderung und Erstaunen erregt. Die Rhetorik war auf der Schule beinahe mein einziges Studium gewesen, und ich trieb es noch bis in mein Alter mit musterhaftem Fleiße; aber bei meiner Familie hat mir nie eine Rede glücken wollen, ein einziges Mal ausgenommen, als der Schmerz uns alle zerschmettert hatte. Und — was das Seltsamste dabei ist — meine Frau redete oft ganze halbe

Stunden, obendrein fast nur in Fragen und Ausrufungen; und dennoch hörte man sie geduldig an.

Genug, ich hätte es, während daß ich Thee trank, beinahe abgelobt, je wieder eine Rede zu halten. Wenigstens nahm ich mir vor, meinen Plan der häuslichen Glückseligkeit nun nicht mitzutheilen, und nur aus dem genauen Umgange mit meinen Kindern so viel Glück zu ziehen, als möglich. Dieser Gedanke erheiterte mich wieder. So bald ich angekleidet war, machte ich mit meinem Sohne einen Spaziergang, den er sonst allein zu machen pflegte. Dabei fing ich an sein Herz abzuhören; doch, ich konnte nichts erfahren. Ich glaubte, es läge an dem Tone, den ich gewählt hatte, gab mir Mühe, in den seinigen zu kommen, und sprach viel in Hyperbeln; aber entweder hatte sein Herz nichts zu entdecken, oder es fehlte ihm an Vertrauen. Kurz, ich erhitzte mich durch die Anstrengung, welche die Hyperbeln mir kosteten, ganz vergebens. Als ich wieder zu Hause war, versuchte ich dasselbe mit meiner Frau und mit Annen; ich merkte aber, daß sich das Glück eben so wenig zwingen läßt,

wie das Herz. Auf meine zärtlichsten Reden bekam ich nichts als kahle, kalte Antworten. Es hatte mir niemand etwas zu entdecken, und alle Anstrengungen, eine Scene voll Gefühl einzuleiten, mißlangen mir eben so gänzlich, wie die Reden, die ich hatte halten wollen.

Ich gab indeß die Hoffnung, meine Hausgenossen zu bekehren, nicht gänzlich auf. Mein Ton gegen meine Kinder wurde sanfter. Ich rieth ihnen, wo ich sonst befohlen hatte, und nahm Theil an allen ihren Grillen und Kleinigkeiten. Nun gelang es mir in so weit, daß Louis nicht mehr ohne uns spazieren ging, und daß Anne aus Liebe zu mir (wenigstens glaubte ich das damals) ihren Umgang mit der Tochter des Polizei-Direktors gänzlich aufgab. Wir waren in der That sehr glücklich. Eine rührende Eintracht knüpfte das Familienband alle Tage fester. Jeden Geburts- oder Nahmenstag feierten wir mit einer Freude, um die uns Engel hätten beneiden können, wenn auch sie, wie die Menschen, des Neides fähig wären. Und noch jetzt, da ich dies schreibe, heute an dem Geburtstage meiner theuren, guten Frau,

gestehe ich der Welt, daß ich ein sehr glücklicher Mann war.

So ging es eine Zeitlang fort, bis zu dem Abend, von welchem an das Unglück ohne Unterbrechung, bald in leichten Wolken, bald in schwarzen Gewittern, über unserem Leben hing. Anne kam von einem Besuche nach Hause, und hatte, als sie in das Zimmer trat, etwas Aengstliches in ihrem Wesen. Bei Tische sprach sie nicht ein Wort, aß fast gar nichts, und ging dann, als abgenommen war, sogleich auf ihr Zimmer. Am folgenden Morgen kam sie mit verweinten Augen zum Frühstück, und klagte über Kopfschmerz. Die Unruhe nahm mit jedem Tage zu; man sah, welche Kraft sie anwendete, wenigstens äußerlich die Heiterkeit zu erhalten, womit sie uns beglückte.

Endlich stürzte das künstliche Gebäude ihrer Ruhe und ihres Muthes auf einmal zusammen. Eines Morgens war sie in einer unnatürlichen Spannung. Um sich zu zerstreuen, sollte sie uns etwas vorlesen. Sie las einige Seiten; man hörte aber an ihrer Deklamation, daß sie nicht wußte, was sie las, und dabei drängte sich ein Seufzer nach dem

andern mit Heftigkeit aus ihrer Brust. Es war in der That ängstlich, und ich wußte eben so wenig mehr, wie Anne, was gelesen wurde. „Mein Gott, gutes Kind," rief meine Frau; „du erschreckst uns!" Da sank Annen das Buch aus der Hand, da stürzten Thränen aus ihren Augen. Sie saß zitternd da, und legte die Hand fest auf die schlagende Brust, als ob sie noch einen Versuch machen wollte, den gewaltsam hervorbrechenden Schmerz zurück zu drängen. Doch bald sank ihre Hand nieder; alle Muskeln ihres Gesichtes sanken, und man sah, daß sie sich dem Schmerze ganz hingab. Nein, rief sie nun auf einmal: ich kann nicht mehr! Sie sank vor ihrer Mutter auf die Kniee, beugte das Gesicht in ihren Schooß, und schluchzte einmal über das andere: ich kann nicht mehr! Todtenbleich, zitternd, faltete meine Frau die Hände, und hob sie betend über dem Kopfe ihrer unglücklichen Tochter gen Himmel; auf mich richtete sie den furchtsamen Blick.

Ich fühlte, daß ich trösten mußte, und machte mich so stark, als ich konnte. Ehe ich anfing zu reden, sagte ich mir selbst, womit ich

mich schon oft in Verlegenheiten beruhigt hatte: das Schlimmste ist doch nur, daß sie sterben kann. Noch einmal sammelte ich allen Muth, um gefaßt reden zu können; aber als ich die Lippen öffnete, um ihr Trost einzusprechen, fing ich an laut zu weinen, wie ein Kind — zum ersten Mal, seitdem ich erwachsen war. Ich erschrak über diese weibische Schwäche; allein ich konnte mir nicht helfen. Meine Frau ließ ihre Tochter fahren, und stürzte mit dem Geschrei: „o, um Gottes willen, liebster Mann!" auf mich zu. Sogar Anne blickte auf, vergaß einen Augenblick ihr eigenes Elend, und sah mich erschrocken an. Sie hob sich langsam von der Erde auf, schlug furchtsam die Blicke zu Boden, und sagte: ich Unglückliche! mein Tod wird doch endlich wieder Frieden hierher bringen! Als sie nun weggehen wollte, stürzten wir ihr Beide nach, und umarmten sie einer um den andern. Sie legte sich matt an die Brust meiner Frau, und wurde bleich; ich möchte sagen: sie war wie todt; ihr Kopf hing auf die Brust herab, und ihre Finger spielten, als ob sie ein Kind wäre, mit meiner Uhrkette.

Man brachte Annen zu Bett, und beinahe hätte ich mich ebenfalls niederlegen müssen: so hatte mich diese Scene erschüttert, oder vielmehr, aufrichtig gestanden, so sehr hatte mich die Furcht vor Annens Geständnisse ihres Unglückes gefaßt. Ich muß hier den Leser ein- für allemal mit einer Seltsamkeit an mir bekannt machen. Es fehlt mir durchaus an Muth, irgend einem Unglücke, dessen Größe oder Wirkung ich noch nicht kenne, mit Fassung entgegen zu sehen, und ich bin in diesem Falle äußerst kleinmüthig und furchtsam. Zu dem Helden eines Romans hätte man mich wohl nicht brauchen können. War ich auch nur drei Tage von Paris entfernt gewesen, und kam zurück, so wurde meine Aengstlichkeit unbeschreiblich groß, wenn ich die Stadt nun in der Entfernung vor mir liegen sah. Dann fuhren mir die traurigsten Bilder durch den Kopf. Bald sah ich meine ganze Familie schon auf dem Stroh liegen, mein Haus abgebrannt; bald war ich in einen seltsamen schändlichen Prozeß verwickelt; die Gerichtsdiener warteten schon auf mich an der Thür, oder eine lettre de cachet, oder doch wenigstens ein Verweis von dem

Minister, in dessen Departement ich arbeitete. Kein Postillon konnte mich schnell genug fahren. Selbst wenn ich nach Hause kam, trauete ich dem freundlichen Gesichte meiner Frau und den Liebkosungen meiner Kinder nicht. Meine erste Frage war: ist nichts an mich eingelaufen? Hat der Minister nichts geschickt? (Er schickte mir nie etwas.) Und erst nach einer halben Stunde war ich wieder ruhig. Es fiel kein Lärm auf der Straße vor, wo ich wohnte, keine Unordnung in dem Departement, worin ich arbeitete, ohne daß ich anfing zu fürchten, ich könnte mit hinein verwickelt werden. Diese Kleinmüthigkeit habe ich gehabt, so lange ich mich kenne. Nichts ist mir lächerlicher, als daß ich bei aller dieser kindischen Furchtsamkeit von meinen Freunden dennoch für einen großen Philosophen gehalten wurde. Und doch hatten sie nicht ganz Unrecht; denn gegen das wirkliche Unglück, so bald ich dessen Grenzen kannte, bewies ich eine Standhaftigkeit, die einem Epiktet Ehre gemacht haben würde. Ich wußte meine Schwäche recht gut, wie meine Stärke. Stand ich mit meinem Departement nicht recht, (und das

war der Fall, so oft der Präsident desselben etwa üble Laune hatte), so wünschte ich jedesmal eifrig: wenn du nur erst in der Bastille säßest! Das ist doch das Aergste, was dir widerfahren kann. Ich wußte gewiß, daß ich nicht mehr unglücklich seyn würde, so bald ich da wäre. Aber die Ungewißheit, was mein Schicksal seyn könnte, marterte mich. Ich konnte mir nichts Schrecklicheres denken, als den Zustand eines Verbrechers vor seinem Urtheile. Davor würde ich gezittert haben; vor dem Schwerte des Nachrichters nicht. Bei allen Unglücksfällen, die ich fürchtete, war das mein Trost: man kann dir doch höchstens nur das Leben nehmen! Die Armuth habe ich mit einer Geduld ertragen, die fast beispiellos ist; aber die Furcht vor der Armuth war mir schrecklich. Nichts ist für mich Bedürfniß, und ich weiß, daß ich mich gewöhnen könnte, Alles zu entbehren; nur muß ich dies nicht fürchten dürfen. Das scheint unmöglich; aber ich versichere dem Leser, daß es so ist.

So ging es mir nun auch mit Annen. „Ich kann nicht mehr!" rief sie. Diese wenigen Worte setzten meine Phantasie in die fürchter-

lichste Bewegung. Sie hat, dachte ich, den Polizei-Direktor beleidigt, (es waren damals gerade einige Verdächtige eingezogen worden) oder etwas Unbesonnenes von mir geschwatzt. Der Polizei-Direktor ist ein fürchterlicher Mann; wie kann es uns gehen! Oder Anne hat Jemanden ermordet, oder selbst Gift genommen; sie ist heimlich verheirathet, oder gar schwanger, wenn es nicht noch schlimmer ist. Alle diese Vorstellungen fielen über mich armen Mann her. „Mein Tod wird doch endlich wieder Frieden hierher bringen!" hatte sie noch gesagt. Da flogen tausend neue ängstliche Gedanken durch meine Seele. Ich dachte schon daran, mit welcher Rede ich mich vertheidigen wollte; kurz, ich zitterte vor allem Unglück in der Welt, und war so matt, daß ich mich gewiß niedergelegt haben würde, wenn ich nicht mein Unglück erst hätte erfahren wollen.

Ich klingelte, ließ meine Frau bitten, zu mir zu kommen, und gab ihr mit allen Zeichen der Angst den Auftrag, Annen zu examiniren, und im Nothfalle sogar Strenge zu gebrauchen. Ich blieb allein, und präparirte

mich auf die Bastille, auf eine Vertheidigungsrede, auf einen Mord, auf tausend fürchterliche Dinge, die ich nun erfahren sollte. Nach einer halben Stunde stürzte meine Frau mit einem todtenbleichen Gesicht in mein Zimmer, und schrie: „O, wir unglücklichen Eltern!“ Ich wurde todtenbleich. Nun? was ist es denn? brachte ich endlich mit schwerer Zunge hervor. — „Anne ist schwanger!“ rief meine Frau in einem entsetzlichen Tone. Nun war das Unglück da; es hatte seine Schrecken für mich verloren, und ich athmete wieder leichter. Meine Frau warf sich verzweifelnd auf einen Stuhl; und ich sann nach, was zu thun wäre. Das arme Mädchen! sagte ich vor mir selbst. Ich dachte an alle die Plane nicht mehr, die ich auf Annens Verheirathung gebauet hatte. Sie muß, hob ich ruhig wieder an, aus Paris, liebe Frau: nach Clichy, zu unserm alten Lukas; da kennt sie kein Mensch, und sie kann in der Stille niederkommen. Das Kind (ich wollte, es wäre ein Junge) nehmen wir nachher zu uns. Louis ist von mir erzogen, und macht mir Ehre. Ich kann noch einen, noch zwei, wenn es seyn

muß, erziehen. Wir werden älter, liebe Frau. Louis muß uns doch einmal verlassen; sieh! so könnte . . . — Hier unterbrach mich meine Frau mit den Worten: „o, du gefühlloser Mann!" Sie that mir Unrecht. Es war weder Gefühllosigkeit, noch Philosophie, was mich so ruhig machte. Tausend schöne Plane, die ich auf Annens Tugend gebauet hatte, gingen mit ihrem jetzigen Zustande verloren. Ich war sogar erbittert auf sie und ihre Heuchelei, auf den Polizei-Direktor und seine Tochter. Er würde ein schlimmes Spiel mit mir gehabt haben, wenn er jetzt herein getreten wäre, so sehr ich ihn auch noch kurz vorher gefürchtet hatte. Meine Ruhe war nichts weiter, als Zufriedenheit, daß es nicht noch ärger war, und, um es nur zu gestehen, großen Theils Egoismus. Ich kam doch nun nicht in die Bastille, und Anne nicht auf das Blutgerüst; wie hätte ich also das kleinere Unglück nicht mit Fassung tragen sollen? Noch jetzt danke ich der Natur, daß sie mich so machte. Ich habe mein Unglück gefürchtet, wie ein Kind, aber getragen wie ein Mann; und, dem Himmel sey Dank! es ist mir in meinem Leben

auch nicht mehr Unglück begegnet, als ich gefürchtet habe.

Wer ist denn der unwürdige Verführer? hob ich wieder an, und legte, meiner Frau zu gefallen, mehr Zorn in die Stimme, als in meinem Herzen war. Der nichtswürdige — denn glaube mir, liebe Frau, Anne war unschuldig, rein wie der Mond — der nichtswürdige Verführer muß der Gegenstand unsres Zornes seyn. Das sagte ich mit lauter drohender Stimme. In dem Augenblicke fiel mir aber ein, welche fürchterliche Begebenheiten aus diesem Handel entstehen könnten; ich setzte also sehr kleinmüthig hinzu: Aber daß nur um des Himmels willen Louis den Nahmen des Verführers nicht erfährt! Laß uns mit diesem Unglücke zufrieden seyn, liebe Frau, und den Blitz über uns nicht reitzen!

„Wie?" rief meine Frau im höchsten Zorne; „der Elende soll frei aus gehen? Wenn du das Unglück deines Kindes nicht rächen willst, so danke ich Gott, daß ich einen Sohn geboren habe, der nicht gefühllos gegen die Schande seiner Schwester ist!" Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Ich befürchtete von

ihrer Hitze alles mögliche Unglück, und lief zu meinem Sohne hinüber.

Da die Erfolge aller menschlichen Begebenheiten, hob ich ganz kurz an, ungewiß sind; da durch die Unbesonnenheit der Menschen, die das Unglück nicht zu ertragen wissen, die trotzig gegen kleine Uebel, und verzagt gegen die größeren sind, aus einem kleinen Unglücke gewöhnlich ein größeres entsteht, wie aus einer kleinen Quelle die reißendsten Flüsse werden; da du, mein Sohn, ein Mensch, und als solcher, besonders als ein erfahrungsloser Jüngling, dieser Unbesonnenheit unterworfen bist; da deine Mutter sogar, von Zorn hingerissen, auf dem Wege ist, die Schläge des Unglücks, die uns getroffen haben, zu verdoppeln: so warne ich dich als Mensch, rathe dir als Freund, ermahne dich als ein Aelterer, und befehle dir als Vater, dich in keinem Falle zu duelliren.

In der Hitze, worin ich wär, hatte ich vergessen, daß mein Sohn vielleicht noch gar nichts von der ganzen Sache wußte; und so war es wirklich. Er sah mich starr an, und fragte: „mit wem soll ich mich schlagen?“ — Mit Niemanden, mein Sohn, wenn du

mich

mich liebst. Es ist ohnehin schon ein großes Unglück, daß deine Schwester schwanger ist; soll noch . . . ? — Er stürzte, ohne mich auszuhören, neben mir weg hinaus, und in Annens Zimmer. Ich folgte ihm langsam und mit Scheu zu der Unglücklichen. Schweigen durfte ich nicht; ich war ja Vater. Aber sollte ich die arme Anne, auf deren Herzen schon die schwere Last der eigenen Vorwürfe lag, noch mehr niederdrücken? War sie nicht unglücklich? und soll eine unglückliche Tochter von ihren Eltern etwas Andres hören, als Trost und Mitleiden? Ich trat mit dem Entschlusse, so wenig als möglich zu sagen, in das Zimmer. Aber als ich sie sah, wie sie bleich, in Thränen zerfließend, an der Brust ihrer Mutter lag, da schien mir auch das Wenige noch zu hart. Ich nahm sie in meine Arme, liebkoste ihr, und versicherte sie meiner allerzärtlichsten Liebe. Sey ruhig, sagte ich, liebe, unschuldige Anne. Du sollst nach Clichy, zu dem guten Lukas. — Meine Frau trat mich hart auf den Fuß; Anne aber sah mich freundlich an. Ich fuhr, trotz den Winken meiner Frau, fort: Niemand soll deinen Unfall erfahren; und

wenn der Himmel dir einen Sohn giebt . . . — Hier sah Anne mich erstaunt, mit starren Blicken an, und meine Frau trat mich so stark auf den Fuß, daß es mich schmerzte. „Was denn?" rief Anne, und sprang auf; „um Gottes willen, was denn? Mutter! was sagt der Vater?" Das waren mir Räthsel; und da ich nun gar nichts mehr zu sagen wußte, so schlich ich beschämt zur Thür hinaus, und wartete zwischen Furcht und Hoffnung, also in einem üblen Zustande, auf meine Frau.

Sie kam endlich, und ich erfuhr nun, daß Anne gar nicht schwanger war. Das Mißverständniß hatte folgende Veranlassung. Als die Mutter sie auf ihr Zimmer bringt, wirft Anne sich ihr zu Füßen, und sagt: „liebe Mutter, ich bin sehr unglücklich. Sie wissen nicht, wie sehr. Ich muß Paris verlassen; gewiß ich muß! Bringen Sie mich in die menschenleerste Einöde. Ich muß fort, ich bin in einem so unglücklichen Zustande . . ." — Meine Frau erstarrt vor Schrecken. In unsrer Nachbarschaft hatte sich vor Kurzem eine ähnliche Begebenheit zugetragen; ein hübsches junges Mädchen war verführt und auf das Land gebracht

worden, um da ihre Entbindung abzuwarten. Daran erinnerte sich meine Frau, und nun war ihr nichts gewisser, als daß Anne sich in demselben Zustande befände. Sie stürzte voll Schrecken in mein Zimmer, um mir diese fürchterliche Nachricht zu bringen.

Als meine Frau wieder zu Annen geht, um den Nahmen ihres Verführers zu erfahren, sieht sie aus den Antworten des guten Mädchens, wie ungegründet ihr Verdacht gewesen ist. Anne merkt nicht, in welchem Verdachte ihre Mutter sie gehabt hat, bis ich denn unglücklicher Weise komme, und von Clichy, dem guten Lukas, u. s. w. spreche.

Meine Frau ließ über meine Plauderei (woran sie doch selbst schuld war) erst ein unbarmherziges Gericht ergehen; dann kamen wir zu der Frage: was denn Annen fehle. „Ihr Kummer," sagte meine Frau, „ist eine unglückliche Liebe;" und, aus Annens Aeußerungen zu schließen, verhielt es sich wirklich so. „Ich danke Gott mit fröhlichem Herzen," setzte sie heiter hinzu, „daß es nichts weiter ist." — Nichts weiter? sagte ich zitternd. Abgerechnet alles andre Unglück, alles Schreck-

liche, das noch daraus entstehen kann — (mir fielen tausend Dinge ein: der Polizei-Direktor hatte einen Sohn, der von seinen Eltern zu einer großen Partie bestimmt war; wenn der nun Annen liebte! oder gar der Duc de ***, den Anne einige Male unter den Menschen, die sie dort gesehen hatte, mit erwähnte!) — alles das abgerechnet, was noch daraus für uns entstehen kann, begreife ich doch nicht, warum wir Gott dafür danken sollen, daß unsere Anne unglücklich ist. Doch, wie dem auch seyn mag, setzte ich nach einer Pause hinzu: Anne sagt, sie müsse Paris verlassen; und sie hat Recht. Gott weiß, sie hat Recht! Wir können dem unglücklichen Mädchen nicht genug zu Liebe thun, und wollen alle Paris verlassen, nach Sarzy gehen, und uns frei machen von den Banden, die uns hier immer an die Furcht vor Unglück fesseln. Ich will meine Stelle verkaufen, oder verschenken — gleich viel. Die ganze Einnahme ist nicht so viel werth, wie ein Lächeln von Annen, und eine Nacht, da ich ohne Sorgen einschlafen kann. Ja, nach Sarzy will ich. Die Familie des Duc de *** hat Einfluß, und fragt

nichts darnach, ob ein ehrlicher Mann in der Bastille verschmachtet, oder nicht. Oder wenn es auch nur der Polizei-Direktor wäre. Ich kenne die Leute: sie sind gerade wie du, die lieber ihre Tochter unglücklich wissen will, als schwanger. Wie gesagt, wir wollen nach Sarzy.

Meine Frau stand wie versteinert da; sie wußte nicht, was der Düc de * * * mit unserm Handel zu thun hatte. Ich war sehr verlegen; denn ich gestand meine Aengstlichkeit meiner Frau niemals so offen, wie jetzt dem Leser. Indeß eben das Mystische in meinem Vortrage bewog meine Frau, daß sie einwilligte. In Kurzem verkaufte ich also meine Stelle, und zwar sehr vortheilhaft. Mein Sohn blieb in Paris, seine Studien zu vollenden; ich aber ging mit meiner übrigen Familie nach Sarzy.

Der Leser kann sich vielleicht kaum denken, wie froh ich war, daß ich den einzigen Wunsch meines Lebens, frei von allen gefährlichen Verbindungen mit der Welt zu seyn, endlich erreicht hatte. Nun konnte ich in ungestörter Ruhe meine Lieblingsbeschäftigung treiben, und machte Reden über Reden an die Athener, an alle Völ-

ker Griechenlands, die mir, wenn ich sie vor zweitausend Jahren wirklich gehalten hätte, wahrscheinlich Freiheit, Vermögen und Leben gekostet haben würden. Ich ging dabei mit einer Freimüthigkeit zu Werke, über die mein Pfarrer in Sarzy erstaunte. Wahrscheinlich hätte ich anders geredet, wenn ein Polizei-Direktor oder ein Dûc de *** aus Athen in meiner Nähe gewesen wäre.

Unsere Einrichtung war sehr bald gemacht, und ich glaube, daß Menschlichkeit den Plan unseres Lebens bildete. Wir dachten an den Armen, den Hülflosen, den Unglücklichen in der umliegenden Gegend nicht erst dann, wenn er sich zeigte und Hülfe von uns verlangte; er hatte ein eignes Kapitel in dem Plane, den ich sogleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Sarzy niederschrieb. Dies Kapitel von unserm Verhalten gegen die Unglücklichen in unserer Gegend war auch nicht etwa ein bloßes Anhängsel zu dem Lebensplane, den ich aufgesetzt hatte, sondern vielmehr Nr. I. unter den Mitteln, glücklich und zufrieden zu leben, die darin standen.

Als ich meiner Frau und Annen den Plan

vorlas, und mich im Eingange etwas ausführlich über die menschliche Natur und die menschliche Glückseligkeit ausließ, erwartete ich, nach dem Gesichte meiner Frau und nach ihren ungeduldigen Bewegungen zu urtheilen, jeden Augenblick, daß sie sagen würde: wollen wir das nicht bis zum Abend oder bis morgen versparen? Und das hätte denn, wie immer, geheißen: ich will es gar nicht hören. Aber so sehr ihre Ungeduld auch meine Deklamation verdarb, weil ich nicht weniger auf ihr Gesicht achtete, als auf das, was ich las, so fuhr ich dennoch fort. Meine Tochter Anne hörte gar nicht zu, sondern war in das Andenken an ihr Unglück versunken; indeß that sie doch, als ob sie zuhörte. Ich wendete mich also mit der Stimme mehr zu ihr, als zu meiner Frau; und diese konnte doch nun Ehrenhalber eine Vorlesung nicht unterbrechen, die zwei von uns zu interessiren schien. Ich dankte indeß dem Himmel, als ich den Eingang zu Ende hatte. Meine Frau haßte nichts mehr als Eingänge, die länger als höchstens von einigen Perioden waren; da ich hingegen ein gutes Exordium für die Hauptstütze einer guten Rede hielt. Sie

hatte nie einen andern Eingang, als: „höre einmal!“ oder: „ich muß dir etwas sagen!“ und dann folgte sogleich das Thema, in eine Frage oder Anrede eingekleidet. Als mein diesmaliger Eingang zu Ende war, erhob ich meine Stimme, und las: Das erste und hauptsächlichste Mittel, glücklich zu werden, und uns glücklich zu machen, ist Wohlthätigkeit gegen die Armen, gegen die Unglücklichen in unserer Gegend.

Meine Frau, die schon den Fuß unter sich hin gezogen und die Hand auf die Stuhllehne gestützt hatte, um aufzustehen, streckte den Fuß wieder aus, und legte die Hand ruhig vor sich hin in den Schooß. Anne richtete den Kopf vom Busen auf, und sah mich an. Ich bekam wieder Muth, und las mit Pathos. Meine Frau fing an sich vorzubeugen, um in mein Papier zu sehen, und Anne rückte mit ihrem Stuhle näher an den Tisch. Ich wünsche noch jetzt, daß ich diesen Punkt doppelt so weitläuftig bearbeitet hätte; denn es entging meinen beiden Zuhörerinnen kein Wort. Während des Lesens schlug meine Frau den Arm um meine Schulter, und ich glaube sogar, sie wischte sich

ein Paarmal das Auge. Als ich mit Nr. I. fertig war, umarmte sie mich mit herzlichem Vergnügen, und sagte: „diese Rede wird dir Gott belohnen, und dein Gewissen. Ich habe sie mit Vergnügen gehört, und will sie Punkt für Punkt in Erfüllung bringen. Das Uebrige, lieber Mann" — ich räusperte mich, und nahm das Papier wieder auf — „sollst du uns ein andermal vorlesen. Unser Glück wird sich finden, wenn nur die Armen glücklich sind." Ich mußte mit diesem Siege zufrieden seyn, obgleich das Uebrige nun zur Vergessenheit verdammt war. Meine Frau und Anne besuchten einen Unglücklichen im Dorfe, der mit sieben Kindern im höchsten Elende lebte; und, recht aufrichtig gestanden, sie thaten daran wenigstens eben so gut, als wenn sie das Uebrige noch angehört hätten.

Wir hielten Wort. Schon nach kurzer Zeit war in Sarzy weiter kein Unglücklicher mehr, als unsre Anne. Die Ursache ihres Grams hatten wir nicht erfahren, weil sie über diesen Punkt unbeweglich verschwiegen war; indeß mochte ihr Unglück nun seyn, welches es wollte — es hatte sie veredelt; verschönert sogar,

möchte ich sagen: so wie eine schöne Gegend noch schöner wird, wenn sie nur hier und da eine Masse Sonnenlicht hat, und das Uebrige von dunkeln Gewitterwolken beschattet wird. Der Gram in ihrem weißen Gesichte, die Stille, die Dunkelheit in ihrem funkelnden Auge, das Matte in ihren Bewegungen, das Melodische in der klagenden Stimme, und die sanfte Güte, zu der bei guten Menschen der Schmerz allemal wird: machten sie interessanter, als ehemals die volle Heiterkeit, der Glanz der fröhlichen Jugend. Sie schien ihre eigene Existenz aufgegeben zu haben, und fand sie nur in dem Glücke anderer Menschen wieder. Der Keim der Glückseligkeit war in ihrem Herzen vertrocknet; die Freudenthränen der Unglücklichen, denen sie wohlthat, erfrischten ihr Herz aufs neue. Sie behalf sich mit fremden Freuden, da sie keine eignen hatte. Ihr Daseyn war in dem Daseyn der Unglücklichen gleichsam vervielfacht, und sie würde erst unglücklich gewesen seyn, wenn sie keinen zu beglücken gefunden hätte. Das Unglück, wodurch der Boshafte noch unmenschlicher wird, hatte ihr Herz gehoben; sie lebte unter uns, wie eine Unsterbliche, wie ein höherer Geist,

der nur Glückliche macht, ohne an ihrem Glücke Theil nehmen zu können, weil seine Freude in einer andern Welt liegt. So betrachteten und so behandelten wir sie auch. Das Unglück macht freilich allemal den Unglücklichen ehrwürdig; aber hier war es mehr als das. Meine Frau, die gegen Niemanden ihre Heftigkeit mäßigen konnte, war gegen Annen sanft wie ein Lamm. Ich selbst gerieth nie in Versuchung, über Annen ein bon Mot zu sagen; ja, ich scherzte nicht einmal mit ihr, und war feierlich, wenn sie zu mir kam. Am liebsten beschäftigte sie sich mit Adelaidens Erziehung. Sie war nicht einen Augenblick ohne diese jüngere Schwester, und goß in die heitere, frohe Seele des Kindes die Erhabenheit, den überirdischen Ernst, den edlen Stolz, den heiligen Muth, den sie selbst durch ihr Unglück bekommen hatte; fast möchte ich sagen, sie breitete die schauervolle Dunkelheit, das heilige Grauen einer andern Welt, über die frohen lachenden Rosen dieses Lebens in Adelaidens heiterer Seele aus.

Ich hatte sehr viel gegen eine solche Bildung. Freilich sah ich, daß Adelaiden dieser hohe Schwung selbst in den dunkelsten Wellen des

menschlichen Elendes nie ganz würde versinken lassen; denn sie hatte eine Welt, sie hatte die Ewigkeit in ihrer Brust, wenn diese Welt sie ausstieß. Aber ich sah auch, daß diese Welt Adelaidens so weit geöffnetes Herz nie ganz füllen konnte. Ich fürchtete, sie würde nie ganz glücklich seyn; aber auch nie ganz unglücklich, das wußte ich.

So oft ich mir auch vornahm, eine Aenderung zu treffen, so geschah es dennoch nicht. Ich konnte wohl unterrichten, aber nicht eigentlich erziehen. Unsere Kinder waren aufgewachsen, ohne daß wir eigentlich etwas Bestimmtes dabei gethan hatten. Zwar setzte ich in der ersten Schwangerschaft meiner Frau einen Erziehungsplan auf, der mir viele Mühe und Zeit kostete; aber ich konnte sie nie bewegen, mehr als die Hälfte des Einganges anzuhören, der von der Perfektibilität des Menschen handelte. Dieser Plan wurde also nicht ausgeführt. Es wäre auch, wie ich gern gestehen will, eben nicht leicht gewesen: denn er forderte unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die Kinder, die ich so wenig als meine Frau haben konnte; er war auf einen Charakter der Eltern kalkulirt, den wir nicht

hatten; er forderte Domestiken, wie in Frankreich keine sind. Sonst war er richtig, und unsre Kinder hätten, wenn er ausgeführt worden und wenn Annens Umgang mit der Tochter des Polizei-Direktors aus dem Spiele geblieben wäre, die besten und glücklichsten Menschen werden müssen.

Ich gestehe bei dieser Gelegenheit, ich habe eine große Menge Plane gemacht — „aber keinen einzigen ausgeführt," warf meine Frau mir immer vor, und nicht mit Unrecht. Allein das Planmachen hat dennoch viel Ehrwürdiges. Ein Plan, der auch für jetzt unmöglich auszuführen ist, setzt doch eine Zeit voraus, wo es möglich seyn muß. Ich habe mir die Wirklichkeit einer künftigen Welt nie anders bewiesen, als mit der Menge von Planen, die ich machte, und die nicht ausgeführt wurden, ja, die man nicht einmal anhören wollte; und so behielt ich immer den Muth, einen neuen Plan zu entwerfen, trotz der Gewißheit, daß ich es mit dem Vorlesen nicht bis über den Eingang bringen würde. Es ist doch, sagte ich während des Schreibens, ein Beweis mehr von der Fortdauer meiner Existenz.

Adelaide wurde also in einer andern Welt für diese erzogen: (freilich noch immer das Beste, wenn nicht dieses Leben die Erziehung für jene Welt seyn kann); und so ging jeder seinen Weg ruhig fort, wie er wünschte und konnte. Aber, noch einmal, wir waren glücklich.

Ich habe angestanden, ob ich dem Leser Annens Geschichte jetzt erzählen sollte, oder erst dann, wenn ich auf die Zeit kommen würde, da ich sie selbst erfuhr. Es ist aber wohl besser, wenn ich es jetzt thue. Ich fand Annens Betragen nicht befremdend; denn sie war nun einmal so: ein Leser aber will doch wissen, wie der Mensch so geworden ist, wenn er nicht alle Augenblicke Anstoß an ihm nehmen soll.

Meine Frau behielt wieder Recht. Anne hatte einen Liebeshandel, und zwar einen von nicht gewöhnlicher Art. Ihr Tagebuch, das vielleicht noch einmal so stark ist, als dieses Buch werden soll, liegt vor mir. Ich werde nur das Merkwürdigste ausheben. Mein Sohn meint zwar, Alles, was eine so schöne Seele gedacht habe, sey merkwürdig; das ist aber nicht so. Der Eingang des Tagebuches, zum Beispiel, enthält nur Betrachtungen über die

Entwickelung der menschlichen Schicksale in der Ewigkeit, die nichts mehr und nichts weniger erweisen, als daß jeder Mensch seinen Empfindungen, sie mögen nun wirklich, oder Spiele einer gereitzten Phantasie seyn, die Ewigkeit zutrauet. Ich übergehe sie also ganz, und fange sogleich mit der Geschichte selbst an.

Anne ist eines Abends bei dem Polizei-Direktor, und man sitzt eben am Tische, als vor der Thüre des Zimmers ein Lärm entsteht. „Ich will Euren Herrn selbst sprechen!" ruft eine Mannsstimme. „Ich muß ihn sprechen, diesen Augenblick! Um Gottes willen! wo ist er?" Der Polizei-Direktor steht auf und öffnet die Thür; in dem Augenblicke stürzt ein ärmlich gekleideter junger Mensch in das Zimmer. Wer sind Sie? fragt der Polizei-Direktor. „Ein Unglücklicher," antwortete der junge Mensch mit einem rührenden Accente: „ein Unglücklicher, der von Ihnen die Ruhe einer ganzen zerrütteten Familie fordert." Anne kann die Wirkung nicht groß genug beschreiben, welche der Ton der Stimme wenigstens auf die Frauenzimmer machte. Der Polizei-Direktor hingegen faßte den jungen Mann scharf

ins Auge, und fragte streng: wie heißen Sie? — „Mein Nahme ist Borde; ich bin eines Handwerkers Sohn aus Soissons.“

Schon seit vierzehn Tagen in Paris! fuhr der Polizei-Direktor noch strenger fort: ein Wildfang, der aus einem verdächtigen Hause in das andre läuft, und mit der hübschen Figur da und den hellen Augen ein Gewerbe treibt, das . . . Ich kenne Sie schon, junger Mensch! Sie haben ein großes Notabene auf meiner Liste, und sollten den Polizei-Direktor nicht aufsuchen. Wir würden uns, fürcht' ich, noch immer zu früh gesprochen haben! . . . Was ist Ihr Begehr? sagte er nun in dem strengsten Tone: ich will Wahrheit.

Borde wechselte weder Farbe noch Stimme bei dieser Beschuldigung, welche die Weiber mit Abscheu hörten. „Das ist so, mein Herr,“ sagte er sehr ernst; „aber ich bitte Sie, halten Sie mich wenigstens noch eine halbe Stunde für rechtschaffen, und retten Sie meine arme einzige Schwester aus dem Abgrunde der Schande und des Elendes. Eine höllische List hat die Unschuldige aus den Händen ihres alten ehrwürdigen Vaters gerissen, und sie dem

wollüstigen Marquis de Briant verkauft. Sie hält sich in der Straße Guinaude, bei einer gewissen Madame Bernard, Nro. 430. auf. Ach, vielleicht ist es schon zu spät, und uns bleibt nichts anderes übrig, als unglücklich zu seyn."

Madame Bernard? Also auch in einem liederlichen Hause! Wissen Sie das gewiß? Wie heißt Ihre Schwester?

„Marie heißt die Unglückliche."

Der Polizei-Direktor gab einige Befehle, und der junge Mensch blieb während dessen bei den Damen im Zimmer. Sie bemerkten jetzt alle, daß er eine sehr edle Figur hatte, und daß sein Kummer ihn ungemein kleidete. Die Tochter des Polizei-Direktors flisterte Annen zu: nicht wahr? du hältst ihn doch für unschuldig? — Ich habe nie ein edleres Gesicht, nie so viel Unschuld in eines Mannes Augen gesehen, sagte Anne.

Der Polizei-Direktor kommt zurück, und der junge Mensch muß nun die Begebenheit seiner Schwester erzählen. „Wir, ich und meine Schwester," hebt er mit seiner rührenden Stimme an, „sind die beiden einzigen

Kinder unsres Vaters, und sein Glück, glauben Sie mir, sein einziges Glück. Was haben wir Armen anders als unsere Liebe und unsere Schuldlosigkeit? Meine Schwester ist ein schönes Mädchen. Der Marquis de Briant sieht sie von ungefähr, und seine Wollust kommt in Bewegung. Er macht verschiedene Versuche, mit ihr bekannt zu werden und sich in das Haus meines alten Vaters einzuschleichen. Schon das war schwer; denn mein Vater weiß sehr wohl, daß die Güte eines Großen gegen die Armen oft noch gefährlicher ist, als sein Stolz. Sobald aber die Absicht des Marquis nur geahnet wird, verbietet mein Vater ihm mit gerechtem Unwillen das Haus. Der Marquis verläßt Soissons, und mein Vater hält die ganze Sache für geendigt. Ungefähr nach einem halben Jahre kommt eine ehrwürdige, alte Dame, eben diese schändliche Madame Bernard, nach Soissons. Unter der Larve der Frömmigkeit weiß sie meinen Vater zu bereden, ihr seine Tochter als Gesellschafterin anzuvertrauen. Meine Schwester hat nehmlich mehr Bildung, als andre Mädchen ihres Standes; auch mein Vater ist ein gebildeter Mann, und nur Unglücksfälle

haben ihn unter seine Bildung herabgesetzt. Dieser ehrwürdigen adeligen Dame (dafür gab sie sich aus) wird das unschuldige Mädchen anvertrauet. Sie reisen ab, und vier und zwanzig Stunden nachher bekommt mein Vater einen Brief ohne Nahmen, wahrscheinlich von einem redlichen Domestiken des Marquis, mit der Warnung, seine Tochter ja nicht in die Hände dieser Frau zu geben. „Ihre Tochter (so schließt der Brief) ist verloren; denn die Frau ist eine Kupplerin des Marquis de Briant.“

So weit hatte der junge Mensch mit ziemlicher Ruhe erzählt; jetzt aber fingen seine Augen an zu blitzen, und eine schöne Röthe färbte seine Wangen höher. Er fuhr heftiger fort. „Der schändliche Raub war begangen, ein armer Greis um seine letzte Freude betrogen, ein unschuldiges Geschöpf verführt! verführt! O Gott!“ (Er hob die beiden Hände geballt empor.) „Ich bin der Bruder!“ rief er zitternd. —

„Ich hielt mich gerade bei meinem Oheim, einem Landgeistlichen, auf. Auf ein Paar Worte von meinem Vater eile ich nach Soissons. Ich sehe die Thränen meines Vaters, mein

Herr, ich höre; und, wie ich war, ohne Geld, ohne Wäsche, eile ich nach Paris, meine unglückliche Schwester zu retten, oder, wenn sie schon das Opfer des Bösewichts geworden ist, den Elenden . . . ." — Seine Bewegungen wurden hier fürchterlich, und der Polizei-Direktor bat ihn, sich zu beruhigen.

Anne war aufgestanden, um ihre Thränen zu verbergen. Sie lehnte sich in ein dunkles Fenster, und heftete ihre Blicke auf den jungen Menschen.

Er fuhr nach einer Pause, in der er sich erholte, fort: „mein erster Gang war zu dem schändlichen Marquis. Das Ungeheuer hatte kein Gefühl für das Elend eines Greises; und für die Drohungen eines armen Bruders war er zu mächtig. Ich wurde zum Hause hinausgeworfen, und sah nun ein, daß ich, nach dem, was zwischen ihm und mir vorgegangen war, nicht einmal meiner Freiheit mehr gewiß seyn konnte. Wenn ich nicht meine Schwester zu retten gehabt hätte, er lebte nicht mehr. Noch Ein Mittel blieb mir übrig. Ich durchsuchte jeden Abend einige verdächtige Häuser, machte Bekanntschaften mit liederlichen Mädchen, und

stürzte mich unter den Abschaum des menschlichen Geschlechtes, um meiner unglücklichen Schwester auf die Spur zu kommen. Vergebens. Jeden Abend steckte ich mit allen wilden Burschen, die Paris hat, zusammen; aber Marie Borde war ihnen unbekannt, und Briants Ausschweifungen unzählig."

Ohne Geld, sagten Sie, edler, junger Mensch! unterbrach ihn der Polizei-Direktor gerührt. Woher nahmen Sie das Geld dazu?

„Ich brauchte viel; solche Bekanntschaften waren für meine Lage kostbar. Mein Vater wollte mir das Letzte aufdringen. Es ist für Marien, sagte er. Ich warf ihm das Geld hin, und ging, nur mit einigen Livres in der Tasche. Die kostete die erste Nacht. Am folgenden Morgen ging ich durch den Quai an die Seine. Ich Unglücklicher ruderte die glücklichen Pariser den Tag durch auf dem Flusse spazieren. Liebe zu meiner Schwester gab mir die Kräfte zweier Menschen. Ich lebte von Brot, und hatte nun Geld, des Abends meine Streifereien machen zu können."

Hier trat der Polizei-Direktor schnell auf den jungen Menschen zu, und faßte dessen beide

Hände: auch das weiß ich, junger Mensch; es war mir ein Räthsel. Gott segne Sie dafür! Diese Schwielen in den Händen . . . — Er hob seine Hand auf; der junge Mensch wollte sie zurückziehen. Wie? sagte jener sehr gerührt: Ihre Hände sind verwundet? Sie bluten? Was ist das? — Borde lächelte. „Ich bin des Ruderns nicht gewohnt. Die ersten Tage schmerzte es freilich; doch die Natur deckte diese Wunden mit heilsamen Schwielen, wie das wunde Herz." Der Polizei-Direktor zog die Hände näher an das Licht, und sagte: sie bluten noch! Was macht man da? Seine Gemahlin rieth zu einem Verbande mit Wein. — Kommt, rief der Polizei-Direktor: kommt, Mädchen! ihr könnt nie ehrenvollere Wunden verbinden. Borde verbat das; allein jener befahl. Die beiden Mädchen näherten sich mit Thränen in den Augen. Meine Anne nahm die eine Hand, und hielt sie, während daß die Mutter das Nöthige suchte. Sie beugte sich über die wunde Hand, um zu sehen, wo das Verbinden am nöthigsten wäre; und in dem Augenblicke fielen heiße Thränen aus ihren Augen in die Wunden. Borde schwieg,

und that, als ob er es nicht merkte; aber dennoch wendete er sein Gesicht zu Annen, als beide Mädchen zugleich ihm die Hände verbanden, wobei meine Tochter zitterte.

In dem Augenblick entstand auf dem Saal ein Getümmel. Borde hörte die Stimme seiner Schwester, und riß seine Hand von Annen weg. Er stürzte gegen die Thür zu; doch nur zwei Schritte. Dann wendete er sich wieder um. „Gott!" sagte er leise, mit bleichem Gesicht, und faßte, ganz außer sich, Annens Hand: „wenn sie . . . wenn meine Schwester schon . . . Es ist schrecklich!" — Er rang die Hände, und der Verband ging wieder ab. Jetzt öffnete sich die Thür. Marie trat ängstlich, bleich, in das Zimmer; ihre Augen flogen wild umher, und jeder ihrer Tritte war heftig, erschütternd. Sie eilte auf die Mutter zu, sank ihr zu Füßen, und rief: Hülfe, wenn das ihre Töchter sind! Hülfe, wenn Sie Mutter sind! — Ihren Bruder, der das Gesicht in beide blutige Hände geschlagen hatte, bemerkte sie nicht. Die Gemahlin des Polizei-Direktors umarmte sie, und sagte: Sie sind hier sicher, mein Kind. Sehen Sie doch nur; da steht Ihr Bruder!

Marie sah auf, und erkannte ihren Bruder an der Gestalt; denn er hielt noch immer die Hände vor das Gesicht. Wilhelm! rief das Mädchen, und sprang auf. Sie flog mit froher Röthe im Gesichte auf den Bruder zu, der noch immer keine Bewegung machte, hängte sich an seinen Hals, jauchzte, und war außer sich vor Freude. Mit zitternder, kalter, abgebrochner Stimme fragte nun der Bruder, noch immer mit bedecktem Gesichte: „Marie, bist du noch unschuldig?" — Ich bin es, Wilhelm! ich bin es! rief das Mädchen in einem zerschmetternden Tone. Nun flogen des Bruders Hände aus einander, und umschlangen Marien. Er konnte nicht sprechen; nur das Wort: „Vater!" hörte man sehr deutlich unter dem Schluchzen hervor. Alles zerfloß in Thränen, und war glücklich. Der Polizei-Direktor umarmte die beiden Geschwister, ohne daß sie es merkten. Anne umarmte ihre Freundin unter einem Strom von Thränen, unter lautem Freudengeschrei. „Nun laß mich!" sagte Borde auf einmal, und ergriff seinen Hut; „ich will nach Soissons." — Morgen, mein Sohn, sagte der Polizei-Direktor, und

wollte ihm den Hut nehmen. „Nicht morgen!" rief der edle Mensch; „ich kann meinen Vater zwölf Stunden früher glücklich machen." Mit diesen Worten eilte er zum Zimmer hinaus. Der Polizei-Direktor schickte ihm einen Bedienten nach, der ihm ein Reitpferd anbieten sollte; allein er war verschwunden.

„Die Füße werden ihm bluten, wie die Hände!" sagte Anne schmerzlich. — Hm! erwiederte der Polizei-Direktor: Hände und Füße, das geht noch, liebes Kind; aber dieser Mensch sieht gerade so aus, als würde er sich auch das Herz für Andere eben so blutig arbeiten, wie seine Hände.

Madame Bernard stand noch immer im Zimmer, ohne zu wissen, was sie hier eigentlich sollte. Marie warf von ungefähr einen Blick auf sie, und schauderte zusammen. Der Polizei-Direktor kannte nach einigen Fragen ihre Schuld. „Sechs Jahre auf das Zuchthaus, meine saubere Madame Bernard, bei Wasser und Brot, und Arbeit vollauf! Ich hoffe, das soll Euch gut thun."

Gnädiger Herr, sagte das Weib mit einem bedeutenden Tone, Sie wissen wohl nicht, daß der Marquis de Briant mein Beschützer ist?

„Nein; aber es ist gut, daß Ihr seiner erwähnt. Also acht Jahre, damit der Marquis und Ihr volle Zeit habt, Euch zu besinnen. Acht Jahre, bei Wasser und Brot, und Arbeit vollauf! Der Aufseher soll sie in Acht nehmen! Morgen will ich die Bestätigung auswirken. Du bist mir schon einmal entwischt, Mütterchen; damals hießest du Mutter Lande. Wage es also nicht, dem Marquis Mühe zu machen!" Das Weib wurde todtenbleich, und warf sich zitternd vor dem Polizei-Direktor auf die Kniee. „Fort, fort!" rief er aufgebracht. „Bist du noch eine Minute hier, so sitzest du zehn Jahre!" Das Weib sprang auf und ging.

Nun umringten Alle die schöne Marie, und sie mußte die Geschichte ihres Unglücks erzählen. Sie fing an; aber immer kam sie auf ihren Vater, auf ihren Bruder zurück. Wie es schien, vergaß sie sich selbst, und dachte nur an die beiden theuren Menschen. Sie erzählte mit Feuer von ihrem ehrwürdigen Vater, von ihrem edlen Bruder. Der Polizei-Direktor beruhigte sie mit Nachrichten von dem Wohlbefinden ihres Vaters.

Anne kam diesmal erst gegen Mitternacht

zu Hause, und von diesem Tage an war sie unruhig, und ernster als gewöhnlich. Am folgenden Morgen ging sie wieder zu dem Polizei-Direktor, wo Marie so lange blieb, bis ihr Bruder zurückkommen und sie abholen würde. Die beiden Mädchen machten mit Marien eine Spazierfahrt, um sie zu zerstreuen. Hier erzählte sie von ihren Familienumständen, unter andern, daß ihr Bruder zum geistlichen Stande bestimmt sey. Er wünscht das nicht, setzte sie mitleidig hinzu; aber wir sehen ein, daß es nothwendig ist. Mein Vater fürchtet nur, daß sein Herz, sein volles, zärtliches Herz, ihn unglücklich machen wird. Auch Anne und ihre Freundin fanden das. „So ein schöner junger Mann!" sagte Annens Freundin: „es ist Schade, sehr Schade! Und mit diesem Herzen voll Gefühls, mit diesem Muthe, dieser Entschlossenheit! In der That, es ist Schade!" — Ach! setzte Marie hinzu; mit diesem zarten, vollen Gefühle für häusliches Glück! Glauben Sie mir, ich habe mich hundertmal gegen ihn erboten, den Schleier zu nehmen; aber wenn ich ihm das sagte, so faßte er meine Hand, sah mir mit dem guther-

zigen Blicke ins Auge, mit einem Blicke — ich wollte, Sie hätten den Blick gesehen! Und dann sagte er: „nein, Marie, um mein Glück muß kein empfindendes Wesen eine Minute lang trauern; und du solltest dein ganzes Leben verseufzen? Es muß seyn; und so ist es gut!” Ich konnte dann immer nicht ein Wort mehr aufbringen: so überredend war sein Ton, sein Blick.

Anne nahm keinen Theil an dieser ganzen Unterredung, so sehr auch das Geschick des jungen Mannes sie jammerte. Gern hätte sie einen Theil ihrer künftigen Erbschaft hingegeben, um ihn glücklich zu machen. „Ach!” dachte sie, „welch ein Gatte, welch ein Hausvater geht da verloren!” Sie konnte sein Bild nicht wieder aus ihrer Phantasie los werden. Immer sah sie, wie er mit seinen blutigen Händen vor ihr stand, und wie sie seine Wunden mit ihren Thränen benetzte. Kann denn wohl ein junger Mensch einem Mädchen mehr gefallen, als bei einer edlen That, die Muth, Entschlossenheit und Aufopferung seiner selbst erfordert hat?

In einigen Tagen kam Borde mit seinem Vater nach Paris, um Marien abzuholen. Der

Polizei-Direktor, der, trotz seinem Amte, noch immer an Tugend glaubte, und sie ehrte, wo er sie auch fand, nahm Beide in sein Haus auf. Es gab, wie jeder Leser denken kann, der nur einen Menschen auf der Erde liebt, eine rührende Scene zwischen Vater und Tochter. Jetzt erfuhr der Vater erst, was der Bruder für die Schwester gethan hatte. Er saß zwischen seinen beiden Kindern, als der Polizei-Direktor von dem Rudern u. s. w. erzählte, und warf verstohlen einen lächelnden Blick auf seines Sohnes Hände. Auch die Schwester that das, und Anne konnte sich nicht enthalten, dem Beispiele zu folgen. Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. Er umarmte seinen Vater. Marie that, als ob auch sie diesen von der andern Seite umarmen wollte; sie legte aber unvermerkt ihre Lippen auf die eine Hand ihres Bruders, und dann auf die andre. Anne sah dieses Zeichen von Dankbarkeit der Schwester, und sie gesteht, zu ihrer Ehre, sich selbst, daß es auch ihr Vergnügen gemacht haben würde, diese wohlthätigen Hände zu küssen. Damals bewog nur das Gefühl seines Edelmuthes sie zu dieser Aeußerung.

Ich habe dem Leser den Anfang von Annens Geschichte ganz nackend hingestellt, ohne irgend eine von meinen Anmerkungen, oder von Annens Betrachtungen, die ich häufig in ihrem Tagebuche finde, einzumischen; und ich lasse ihn selbst beurtheilen, ob nicht eine solche Begebenheit die stärkste Wirkung auf ein Mädchen, wie Anne, thun mußte. Nun rollt die Kugel, nach dem ersten Anstoße, von selbst herab, und es wird nicht viel Unterschied machen, ob diese aufkeimende Liebe so oder anders wächst. Es kann also dem Leser gleich viel seyn, ob ich schreibe, oder zuweilen Anne. Er wird, hoffe ich, uns Beide wohl am Styl erkennen.

Zu Annens großer Freude blieb der junge Borde in Paris, weil der Polizei-Direktor ihn sehr gut als Sekretär brauchen konnte. Bei einem gesellschaftlichen Spiele, wo sie ihren Platz neben dem jungen Menschen bekam und ihm die Hand geben mußte, fühlte sie, daß ihm die Schwielen von dem Rudern noch nicht vergangen waren. Sie hätte das schon sehr oft sehen können; aber sie wagte es nicht, ihre Blicke auf seine Hände zu richten. Es schien ihr weit weniger gefährlich, sich durch das Ge-

fühl zu überzeugen, als durch das Auge; aber der Erfolg widerlegte sie. So wie sie die Finger in Bordens Hand legte, und sie berührte, drückte seine Hand ihre Finger. Sein Auge sah dabei vor sich hin über den Kreis von Menschen weg in eine weite Ferne, und es schien ihr, als hinge ihr Herz da, wohin er blickte. Sie erröthete über und über; er wendete langsam das Gesicht zu ihr um. Sie sah vor sich hin; er betrachtete sie sehr ernst. Sie fühlte, daß er sie errathen hatte, und erröthete jedes Mal, wenn sie ihm die Hand geben mußte. Es wurde noch schlimmer. Anne hatte unsern Wagen zurückgeschickt, weil sie darauf rechnete, mit einigen Frauenzimmern fahren zu können, deren Weg an unserm Hause vorüber führte. Aber diese Frauenzimmer wollten auf dem Rückwege noch eine Tante besuchen, die in einer ganz andern Gegend der Stadt wohnte. Borde hatte noch ein Geschäft in unserer Gegend, und wurde aufgefordert, sie nach Hause zu begleiten. Als sie neben ihm im Wagen saß, fühlte sie mit jeder Sekunde ängstlicher, daß sie sprechen mußte, und wurde doch immer stummer; Borde sprach fast eben so wenig, und

immer nur einzelne Worte. Vor unserm Hause sprang er aus dem Wagen, um ihr heraus zu helfen; dann nahm er Annens Hand, und drückte sie stumm, und nur ganz leicht, an seine Lippen. So gleichgültig das war, so zitterte Anne doch. Diese Kleinigkeiten ließen sie die ganze Nacht nicht schlafen. Und ist denn, frag' ich, Manches wichtiger, was unsere Nächte oft schlaflos macht? Ich konnte ja über die finstere Miene meines Präsidenten bisweilen kein Auge zuthun; und war die nicht noch weniger als Bordens Händedruck, dessen Bedeutung Anne in dieser Nacht berechnete?

Für den folgenden Tag hatten die jungen Leute eine Spazierfahrt auf der Seine nach einem kleinen Landhause des Polizei-Direktors verabredet. Anne ging mit Herzklopfen zu dieser Partie, und stieg mit noch stärkerem in den Kahn. Borde saß neben ihr auf der letzten Bank. Sie sah auf dieser Seite in den Fluß, Borde auf jener, und Beide sagten weiter nichts, als daß es angenehm sey, zu schiffen. Auf einmal sieht Annens Freundin sich um, und ruft: „lieber Borde, wir haben hier vorn abgemacht, daß jeder Herr für seine Dame rudern soll.

Die Herren wollen nicht daran. Sie werden gewiß für Mlle. Saint-Julien galanter seyn. Auch verstehen Sie ja das Rudern. Und wissen Sie wohl, daß Sie es meiner Freundin noch schuldig sind von dem Abend her, da wir Sie kennen lernten? Ihr Beiden da hinten tragt ohnedies wenig zur Unterhaltung bei; und so können Sie wohl unser schnelleres Fortkommen befördern helfen." Jedes Wort war ein Schlag auf Annens armes Herz. „O," sagte Borde, und nahm das Ruder —: „könnte ich so meine Schuld bezahlen; diese Hände ..." — Er hielt sie dem Mädchen hin, das aber so eben wieder vorwärts blickte. Borde mußte fortfahren — „diese Hände" — er hielt sie Annen hin — „möchten ewig bluten," sagte er leiser, in einem zärtlichern Tone, als er angefangen hatte; und nun ruderte er mit allen Kräften. Anne hatte nicht den Muth, ihn zu bitten, daß er aufhören möchte. Nun! sagte sie endlich, als er nach einer Pause wieder anfangen wollte, und streckte die Hand nach dem Ruder aus. Er ergriff die Hand, betrachtete sie, und legte endlich seine Lippen auf die Finger. „Nein," sagte er dann sanft; „ich werde

diese Hand nie vergessen, die mich verbunden hat, nie die Thränen, die meine Wunden heilten." Er erröthete über das, was er gesagt hatte, und sah vor sich hin in die Luft. Annens Hand sank, immer loser gehalten, unvermerkt aus der seinigen, und Beide nahmen die vorige Stellung wieder.

Ich will nicht sagen, was Anne meint, daß Beide einander jetzt schon liebten. Es war vielleicht nur das zehnte Mal, daß sie sich sahen, und sie hatten bis jetzt kaum hundert Worte mit einander gewechselt; aber eben hierin lag es vielleicht, daß ihre Herzen sich zu einander neigten. Sie waren auf eine so ganz ungewöhnliche Art mit einander bekannt geworden, und alle Empfindungen, deren die Seele sich nicht zu schämen hat, dabei in Bewegung gewesen. Diese Empfindungen mußten aufs neue erwachen, so oft sie einander sahen. Wären sie in ein anhaltendes Gespräch gerathen, (eine ruhige Konversation ist der beste Ableiter der Gefühle): es würde anders gekommen seyn. Jetzt sahen sie einander nur, phantasierten die Gespräche nur, die sie hätten halten können. Zwei junge Leute, die auf solche Art, wie Borde

und Anne, mit einander bekannt geworden sind, und die eine Stunde lang stumm neben einander durch die Straßen von Paris fahren, müßten selbst nicht einmal eitel seyn, wenn sie nicht in ihren Gefühlen weiter kommen sollten, als in den vertrautesten Gesprächen. Bordens Schicksal und Annens trübes Schweigen hatten gegenseitig ihre Herzen weich gemacht, und sie in zwei Thränentropfen verwandelt, die in einander fließen, sobald sie sich berühren. Sie deutelten Beide aus dem Händedruck, aus ihren Blicken, ihrem Schweigen, und dem Wenigen, was sie einander sagten, eine Welt hervor. Ich begreife den Zusammenhang der Scene, die nachher vorfiel, sehr wohl, ohne gerade an eine heiße Liebe zu denken. Beide waren jung: das ist das ganze Geheimniß.

Die Gesellschaft kam auf dem Landhause an, und hielt Rath, wie der Tag hingebracht werden sollte. Man that alles, um sich zu unterhalten, und doch sah man sich am Ende gezwungen, seine Zuflucht zu den seltsamsten Dingen zu nehmen. Anne und Borde, die fast ganz stumm waren, wußten allein nicht, wo die Stunden blieben. Man bespritzte einander bei der Fon-

taine im Garten mit Wasser, man neckte die Arbeiter, man spielte Sprichwörter; und dennoch drängte die lange Weile sich ein.

Auch in der engen Hütte des Gärtners feierte die Liebe heute ein kleines Fest, und die jungen Leute mußten von den Freuden eines Armen ihre Unterhaltung borgen. Die Gärtnerin, ein junges Weib, war heute ein Jahr lang Mutter. Ihr Mann hatte sie mit einem Blumenstrauß, und seinen einjährigen Sohn mit einer Kinderklapper angebunden. Der Aufwand von zehn Sous machte diese Menschen glücklich. Die Tochter des Polizei-Direktors hatte das junge Weib besucht, und bald herausgebracht, warum sie heute so festlich gekleidet war.

Und wissen Sie, rief das Mädchen, als sie wieder zu der Gesellschaft kam, daß wir heute hier einen Geburtstag feiern? Man drängte sich um sie her, und sie erzählte. Nun wurde die Freude wieder lebendig. Alles zog in Prozession zu dem einjährigen Knaben, ihm Glück zu wünschen und ihm einige kleine Geschenke zu machen. Der Mutter standen Freudenthränen in den Augen, als sie die Thaler sah, die man dem schlafenden Kinde mit den seltsamsten Komplimenten in die Wiege legte.

Eine Idee gab die andere. Wir müssen, rief einer, den Helden des Geburtstages bei uns behalten. Seine Wiege soll bei Tische oben-an stehen, wenn wir essen. Man hob die Wiege in Triumph auf, und trug sie unter einen Kreis von hohen Platanen. Die Mutter folgte in der Ferne nach, und lächelte über die Ehre, die ihrem Kinde widerfuhr. Bald beschloß man, eine feierliche Anrede an den Helden des Festes halten zu lassen, und Borden traf das Loos, es zu thun. Die Wiege wurde mitten in den Kreis gestellt; ringsum setzten sich die Zuhörer, und Borde fing seine Rede an, die ich Wort für Wort abschreibe.

„Da liegt der Held unseres Festes, meine schönen Zuhörerinnen und Zuhörer, und feiert seinen Geburtstag mit einem süßen Schlummer. Er bedarf seines eigenen Geburtstages nicht, um vergnügt zu seyn; wir aber brauchen ihn, um die Freude an ihren Flügeln fest zu halten. Wenn ich das Kind betrachte, und uns, so kommt es mir vor, als ob nur die Wiege der Thron der Freude, nur der Lauf-zaum und der Fallhut der Königsschmuck des menschlichen Glückes wären. Der Vater nimmt

das Kind auf, und legt es, um es ruhig zu erhalten, an den Busen der Mutter; das ist sein Lebenslauf. Und uns legen, wenn unsre Hoffnungen, unsre Freuden alle vergangen sind, nach tausend Sorgen, nach zehntausend Seufzern, unsere Kinder, damit wir endlich ruhig werden, an den Busen des Todes, in den Sarg, die zweite Wiege des Menschen, um die kein zärtliches Lied summt, die kein fröhliches Auge segnet. Nur rothgeweinte, thränenvolle Augen blicken auf die zweite Wiege, und der dumpfe Ton fallender Erdschollen ist das rauhe Lied, das über sie herab donnert. Man legt den Menschen an die Brust der Mutter, dann an den Busen des Todes: das ist sein Lebenslauf. Was dazwischen liegt, ist nichts als ein unruhiger Traum, das Schwirren eines Nachtvogels zwischen Gräbern, das gegenstandslose Lächeln, der gegenstandslose Schmerz eines still Wahnsinnigen, das Hinfliegen eines Sonnenstrahls über Hügel und Gründe zwischen zwei schwarzen Wolken. — Sie lächeln. Und ist die Armseligkeit, die wir Leben nennen, mehr werth als ein Lächeln? Dies Herz zernagen erst tausend Sorgen, und dann im Sarge die Wür-

mer. — Ja, Kleiner!" — rief der Redner nun, und sein Lächeln ging in Ernst und Wehmuth über — „ja Kleiner, ich wünsche dir Glück zu deinem Schlummer. Um deine Seele her hat die Natur das weiche Gehirn wie Wasser hingelegt; es behält noch keinen Eindruck: das Glück und der Schmerz können beide ihre Züge nicht hineingraben. Deine klagende Stimme bezeichnet nicht Schmerz; es sind nur die prophetischen Töne deiner künftigen Tage. Die Natur unterrichtet dich schon im Weinen, ehe der Schmerz noch da ist. Weine nur, holdes Kind, weine nur! Ist denn das Leben der Menschen, ist denn diese Erde etwas Anderes, als eine Camera obscura? eine Trauerkammer? Alles schwarz und grauenvoll; die Wände sind mit der Trauerfarbe bedeckt: eine schwarze Gardine, ein Leichentuch, umhüllt sie; nur durch eine enge Röhre fallen ein Paar Strahlen einer helleren Welt, der Ewigkeit, in das Trauergemach — doch nur Bilder dieser Strahlen, erst von einem Spiegel aufgefangen. Nur erst, wenn es in der optischen Kammer recht dunkel, wenn die Trauergardine recht eng zugezogen ist, sind die Farben hell. Ach, müssen wir

Menschen denn nicht die Ahnungen der Ewigkeit, den Lichtstrahl aus einer andern Welt, mit Thränen, Trauer und schwarzem Kummer erkaufen? Muß nicht auch erst das Leichentuch des Unglücks um unsere Seele gehängt werden, ehe das tröstende Farbenspiel der Ewigkeit in ihr aufgeht? Armer, armer Knabe! das Unglück wird auch dein Leben mit seinem Leichentuche bedecken. Wie deine Stimme jetzt prophetisch über künftiges Unglück weint, so wird dein Herz einst in der Morgenröthe der Jugend prophetisch nach einer Freundschaft und Liebe schlagen, welche dieses Leben nicht kennt. Jede aufkeimende Blüthe eines besseren Daseyns, die, von dem Feuer deines jungen Herzens erwärmt, von den Thränen deiner ahnenden Wehmuth begossen, aus deiner Seele hervorsteigt, wird der scharfe Frost der Konvenienz tödten. Drücke deine heiße Brust nicht an eine andere! Die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwischen, und deine oder die andre Brust erstarrt. Das kalte Grab ist wärmer als das Leben. Du wirst dir Schwielen in die Hände, Wunden in das Herz rudern, und Niemand wird sie dir verbinden, keine Thräne eines mitleidigen

Auges einen Tropfen Kühlung in den heißen Schmerz hinab weinen."

Hier brachen Thränen aus den Augen des Redners hervor, und er sah einige Augenblikke schweigend zu Boden. Annen war das Herz schon lange in Thränen zerflossen; sie sah mit ihren nassen Augen durch die Platanen gen Himmel. Borde fuhr mit einer mächtigen Gewalt in der Stimme fort: „Und wenn auch ein thränenvolles Auge sich sanft an die Wunden deines Herzens legt; wenn auch eine . . . ." — Er hielt wieder inne; seine Brust schlug sehr hoch — . . . „so mußt du dein Auge abwenden von den lindernden Thränen, dein Herz bedecken, deine Wunden größer reißen, und fliehen, wo allein keine Thräne ist: in das Grab!"

Es war eine Todtenstille in der ganzen Gesellschaft. Einer nach dem andern stand auf; jeder ging seinen eigenen Weg, Borde in das Gebüsch. Anne blieb allein sitzen. Ihr Blick flog noch immer durch die Platanen gen Himmel; es kam ihr vor, als säße sie in einem dunkeln Krater, von Allem in der Welt getrennt. Ihre Seele hatte sich ausgedehnt für ihre er-

habne Wehmuth und für ihre Liebe. Sie stand auf, und ging langsam über den Platz an die Wiege. So eben öffnete das Kind die großen Augen, und lächelte sie an. Sie kniete nieder; ihre Empfindung — ein Gefühl des Glücks, in trauernde Wehmuth getaucht — war zu feierlich, als daß sie sich stehend hätte zu dem Kinde hinab beugen können. Knieen schien ihr die natürlichste Stellung für den Menschen. „Nein," sagte sie sanft weinend, und nahm des Kindes Hand in ihre beiden Hände; „nein, du sollst dein Herz nicht bedecken, und deine Wunden nicht größer reißen." (Sie dachte nur an Borden.) „Nein, nein, an dies thränenvolle Herz will ich dich legen, und dein und mein Herz sollen nicht erstarren." Sie nahm das Kind bei diesen Worten auf, und drückte es mit nassen Augen an ihre Brust. Den Kopf auf das Kind niedergebeugt, ging sie in das Gebüsch, wohin Borde gegangen war, und stand nach zwei Schritten dicht vor ihm.

Es fiel ihr ein, daß er gehört haben könnte, was sie gesagt hatte; aber in diesem Augenblicke der erhöhten Empfindung kümmerte sie das nicht. Sie sah ihn lächelnd an. Bor-

de zitterte, und wendete den Blick von ihren brennenden Augen auf das Kind. Nun konnte sie nicht zweifeln, daß er sie gehört hatte; aber es galt ihr gleich; es war ihr sogar lieb. Sie betrachtete ihn, wie er sich über das Kind hin beugte, und wie eine Thräne nach der andern aus seinen Augen tropfte. Unentschlossen, zweifelnd, hob sie ihre zitternde Hand, und reichte sie dann auf einmal Borden. Er nahm sie, und legte sie eine Sekunde lang mit einem heftigen Drucke auf sein Herz; dann ließ er sie fahren. Beide hielten nun das Kind. Anne beugte sich nieder, und küßte die Lippen des Kleinen mit Herzlichkeit. Auch Borde beugte sich auf ihn nieder; aber er drückte seine Lippen nicht auf den Mund, sondern küßte die Stirn. Nun nahm er lächelnd den Knaben aus Annens Armen, um ihn in die Wohnung des Gärtners zu tragen; und Anne sah durch die Zweige, daß er jetzt des Kindes Lippen küßte.

Anne ging unter die Platanen zurück, und ein Meer von Entzückungen bewegte sich in ihrer Seele. Sie war der Lichtstrahl, der eines edlen Menschen dunkles Leben erhellte; sie hatte die edelste Bestimmung des Menschen

auf der Erde erreicht. In dem Stolze dieser hohen Gefühle, legte sie ihr Herz an Bordens Herz, ihre Seele nahe an seine Seele. Dies Gefühl war ihr noch nicht genug; sie wollte Zeugen ihrer Liebe, Zeugen ihrer Schwüre haben. Nun trat sie in das helle Licht, das durch die Oeffnung in dem Platanen-Gewölbe herabfloß, blickte mit dem glänzenden Auge in den Lichtstrom, und sagte, mit dem frohen Lächeln des festen Glaubens an sich selbst: „lege deine heiße Brust an die meinige, du Unglücklicher! Keine kalte Todtenhand soll sich dazwischen legen. Meine Seele ist dein. Wende du nur dein Herz nicht ab; es ist nicht mehr einsam. Ich bin dein, ewig dein, edler, weicher, guter Mensch."

Ihre Seele hob sich bei diesen Worten noch mehr. Erde, Rang, Zeit, ihr Geschlecht — Alles vergaß sie; nur ein fühlendes Wesen blieb in ihr übrig, das sich einem anderen Wesen zum Beglücken hingab. Jetzt fürchtete sie gar nicht mehr, gegen Borden allzu deutlich gewesen zu seyn; sie erröthete, daß sie aus Mißtrauen, aus Eitelkeit, es zu wenig gewesen war. Sie ging, wie eine Unsterbliche, in der Welt ihrer schönen,

erhabnen Gefühle. Jetzt blickte ein Zauberschimmer durch die leise wankenden Gebüsche; und ihr schien der Glanz weiter nichts als der Widerschein ihrer Seele. Es war der Mond, der hinter den lichten Gebüschen jenseits der Seine aufging, und mit einem langen Lichtstreife auf den zitternden Wellen spielte. In sich versenkt, ging Anne langsam und mechanisch die Allee hinunter, dem Lichtmeer entgegen. Auf einmal zogen sich die Gebüsche aus einander, und vor ihr lag die rothe brennende Scheibe, und das wogende Lichtmeer. Sie sah sich um, erkannte, wo sie war; und so eben kam Borde mit einem jungen Menschen, der sich zu ihm gesellt hatte, in tiefem Gespräche daher.

Anne ging sogleich, ohne ein Wort zu sagen, an Bordens Seite, und mit an den Gebüschen, welche den Fluß einfaßten, hinunter. Nun? sagte der junge Franzose zu Borden; warum schweigen Sie? Mademoiselle St. Julien wird gern an unsrem Gespräche Theil nehmen.

Borde schwieg, so wie Anne an seine Seite trat. Nach einigen Seufzern fuhr er fort: „es ist wahr, was Sie sagen. Diese Erde scheint aus den Trümmern einer alten allgemeinen Zer-

störung gebauet zu seyn. Unter dem lachenden Segen der jetzigen Oberfläche liegen überall die Spuren von Erdbeben, von Vulkanen, Ueberschwemmungen und Zerstörung. Aber was Sie daraus beweisen wollen, widersteht meinem Herzen, wie meinem Kopfe. Und sagen Sie, wie könnte die Natur ein Herz, einen Kopf geschaffen haben, deren Empfindungs- und Denkgesetze ihren Gesetzen widersprächen? Wie könnte dieses Herz ..." — Er wollte die Hand auf sein Herz legen, und berührte Annens Hand. — „Wie könnte," fuhr er nach einem Seufzer fort, „dieses Herz, das in Liebe schlägt, das gezwungen ist, eine ewige unbegränzte Liebe, die wie ein großer ewiger Ocean die Gränzen der Schöpfung umfließt, zu seiner schönsten Hoffnung, zu der nothwendigen Bedingung seines eigenen Daseyns zu machen; wie könnte dieses Herz, das, außer der physischen Welt, allein in einer moralischen sein Daseyn, wie seinen Zweck, findet; — wie könnte es das Gebilde einer bloß mechanischen Ursache seyn? Kann denn die tiefste Nacht die Quelle des Lichts, der Frost die Quelle der belebenden Wärme werden? Kann der Tod das Leben zeugen? Können

Rollen, Seile, Räder, Hebel, Maschinen, sie mögen so fein gebauet seyn wie sie wollen, nur Einen freien Gedanken, nur Einen Wunsch hervorbringen? Kann eine mechanische Ordnung, so ewig sie auch gedacht werden mag, einen Faden, einen Punkt unserer moralischen Natur bewegen? Muß nicht eine ewige Liebe die Herzen der Menschen gebildet haben, da sie lieben können? Nein, mein Guter, eine Thräne, die an eines Menschen Herzen hängt; ein Gefühl der Liebe, welches das Herz einen Pulsschlag lang hebt, erweist mir das Daseyn einer Quelle der Liebe, so lange ich Wirkung mit Ursache zusammen denken muß." (Er wurde hoch bewegt bei diesen Worten.)

Allein die Spuren jener alten Zerstörungen, sagte der Andre, sprechen eben nicht für diese ewige Liebe, der Sie den Thron über die Welt geben.

„Mich dünkt, sie sprechen gerade sehr dafür. In dem Oceane des Aethers schwamm der dunkle, einsame Erdball, noch unbewohnt von fühlenden Wesen. Da ergriff ihn die schaffende Hand der ewigen Liebe. Er sollte der Wohnplatz des Glückes und der Tugend

werden. Das Feuer brach gewaltig hervor, und trug auf seinen glühenden Flügeln das Land, die Gebirge, aus dem Sumpfe heraus. Die Meere wurden über einander gewälzt. Erschütterungen rissen in die Oberfläche der Kugel große Schlünde, wohin die Meere, von Sturmwinden, von reißenden Flammen, von emporgehobenen Ländern und Gebirgen getrieben, sich stürzten. Sehen Sie denn nicht mitten in diesen daher fliegenden Meeren, in diesem Flammenwirbel, in diesen aufwallenden, aufgehobenen Ländern, mitten in diesem furchtbaren Sturme der Zerstörung den sanften Geist der Liebe, der mit ausgebreiteten Schwingen die Zerstörung bedeckt, die Hand, die dem geliebten Kinde, dem Menschen, einen sichern, lieblichen Wohnplatz bereitet? Ist es Haß, wenn der Vater ein finstres, unbewohnbares Haus niederreißt, und dem geliebten Sohne aus den Trümmern desselben einen schönen Pallast erbauet?"

Sie vergessen, daß alle Sagen der Vorwelt solche Zerstörungen, solche Ueberschwemmungen, Erdbeben, Vulkane, auch noch in die Zeit, da der Mensch schon war, hinlegen. Thut

der

der liebende Vater auch das? soll auch das Liebe seyn?

„Was anders?“ sagte Borde wehmüthig, und hob seine beiden Hände langsam gen Himmel auf. „Oder wäre es keine Liebe, wenn der Vater noch einen Seitenflügel an den Pallast anbauet, noch ein Hintergebäude wegreißt, während daß sein Sohn schon im sichern Vordergebäude wohnt? noch in der Nähe sogar ein Paar Zimmer anlegt, wo die Braut des Sohnes wohnen soll? einen Seitenflügel für seine Kinder und Enkel? — Asien, die Wiege des Menschengeschlechtes, war fertig, der höchste Rücken der Erde sicher. Dahin führte der Ewige die Menschen. Ein Eden, ein Garten gegen die übrige Erde. Da schüttete schon der Pisang seine gesunde Frucht in den Schooß des Menschen, der Pagodenbaum hatte schon sein wohlthätiges Dach in den reinen heiteren Himmel ausgebreitet. Das übrige Land deckte noch giftiger Nebel; Luft, Wasser, Feuer und Erde lagen noch in furchtbarem Kreissen, in zerstörendem Werden da. Das Chaos tobte noch ringsum; nur berührte die Zerstörung den heiligen Zauberkreis nicht, in

welchem die Menschen lebten. Wohin sie ihren Fuß, ihren Blick trugen, schwieg der Sturm, erlosch die Flamme, verrannen die Meere. Die Zerstörung zog sich in immer engere Kreise zusammen, und der Erdtheil, in welchem die Schöpfung am spätesten vollendet wurde, vielleicht noch jetzt es nicht völlig ist, Amerika, erhielt auch zuletzt erst seine Bewohner. Was beweist es nun anders, als daß der Ewige selbst mit der Zeit haushälterisch ist, und die Erde segnete, wie der Mensch sich verbreitete?"

Lieber Borde, die Revolutionen wütheten nicht in menschenleeren Wüsten allein. Die Sagen der Vorwelt sind voll von solchen furchtbaren Erzählungen; und wer hätte sie ihr aus den Wüsten gebracht?

„Auch das. Und dennoch werden Sie die liebende Vorsorge nicht ableugnen, die ihren Stempel, leuchtend wie das Siegel Gottes am nächtlichen Himmel, der Mond dort, auf die Zerstörung drückte. Die Zeit der großen physischen Revolutionen auf der Erde fiel in die Kindheit des menschlichen Geschlechtes. Die Horde floh mit ihren Heerden das unglückliche Land, das unter dem Zorne der Götter lag;

und konnte sie nicht entfliehen, so glaubte sie nur in dem Streite feindseliger Wesen zu erliegen, so kämpften in dem Erdbeben nur die Titanen mit den Unsterblichen, so war der Vulkan der Hauch der racheschnaubenden Riesen. Ihre moralische Natur verlor keine Hoffnung."

Ich verstehe Sie nicht, Borde; in der That, ich verstehe Sie nicht.

„Diese Menschen bedurften damals des Glaubens an die Liebe des Ewigen nicht, der allgemeinen Liebe unter einander nicht so sehr als wir; sie hatten Götter, wie sie ihnen nöthig waren. Die Revolutionen der Erde konnten weiter nichts, als sie nur auf Augenblicke elend machen; uns aber, uns, die wir die Natur der Revolutionen kennen, die wir des Glaubens an einen moralischen Weltschöpfer, an eine liebende Vorsehung, wie Sie selbst nicht leugnen, zum Grunde unserer Tugenden bedürfen, uns würden diese Revolutionen, wenn sie noch jetzt wütheten, in die hoffnungsloseste Verzweiflung stürzen. Wenn noch jetzt uns, die wir an Eine Ursache, an Ein Urwesen glauben, Sündfluthen, allgemeine Verwüstungen verfolgten, so würde Zerstörung uns das Ge-

setz der Natur, und Haß der Geist scheinen, der die Welt belebte; und was würde dann aus unserer moralischen Natur werden? Darum legte der Ewige die großen Naturunfälle, die nicht zu vermeiden waren, in die Kindheit des menschlichen Geschlechtes; die Menschen klagten und flohen, aber sie verzweifelten nicht. Wohin aber sollten wir, wohin könnten wir fliehen? wohin? Was würde aus meinem Herzen, wenn ich sähe, daß der Ewige mich haßte? O nein! nein!" — Er streckte beide Hände dem Monde entgegen, der immer höher stieg, und rief, mit Thränen in den Augen: „Blutroth gingest du auf, wie das Geschick der Menschen; aber je höher du steigst, desto reiner wird dein Licht, du liebliches Bild der Menschen, dämmernder Mond. Du leuchtest, wie wir, in der Nacht der Erde. Aber sollen wir uns deines holden Lichtes nicht freuen, weil es nicht das Licht der Sonne ist?" Er hing mit fröhlichen Blicken an der reinen Scheibe.

„O, warum," hob er wieder an, und drückte den jungen Menschen an seine Brust: „warum wollen Sie nicht den leuchtenden lebendigen Buchstaben jenes Buches, das der

Ewige aufrollte," (er zeigte hoch gen Himmel) „lieber glauben, als den schwarzen, dunkeln Buchstaben, die der Staub dem Staube aufdrückte, und die Frankreich mit so vieler Frechheit das Buch *) nennt? Sagen Sie, könnte ich ohne den Glauben an eine ewige Liebe meinen Arm um einen Menschen schlingen?" (Er schlang in dieser hohen Empfindung, welche ihm die Ansicht der äußeren Gegenstände nahm, seinen Arm um Annen.) „Könnte ich mein Herz an ein fremdes Herz drücken, meine Thränen der Wehmuth und der Freude in einen Busen weinen?" (Er legte die überströmenden Augen auf Annens hochschlagende Brust.) „Könnte ich zu diesem holden Geschöpfe je sagen: ich liebe dich, ewig, einzig! wenn nicht über uns ein Wesen wäre, das unsre Liebe segnete?" —

Man denke sich Annen, die, seitdem sie unter dem Lichtdache der Platanen den Schwur gethan hatte, ihr Herz an das seinige zu legen, alle Gegenstände um sich her ohnehin

*) Le Systême de la nature nannte der verbildete, sich aufgeklärt nennende Theil der Franzosen eine Zeitung, wahrscheinlich im Gegensatze der Bibel: das Buch, par excellence.

schon im Widerschein einer höheren Welt sah — man denke sich Annen jetzt, da ihre bewegte Seele noch voll war von den lebendigen Bildern der Zerstörung, von aufschlagenden Flammen, rollenden Meeren, versinkenden Ländern! Mitten unter diesen Bildern, durch welche die sanfte wehmüthige Stimme des begeisterten Jünglings erklingt, wie die Töne der ewigen Liebe, von der er spricht: mitten unter diesen Bildern, fühlt sie sich von seinem Arme umschlungen, an seine Brust gedrückt. — Die Erde versank unter ihr, so heftig rollte ihr Blut; der Mond schwankte in ihren zitternden Thränen; das Rauschen der Seine schien ihr das Rauschen der vergehenden Schöpfung. Sie umfaßte Borden mit beiden Armen, und drückte ihr weinendes Auge an seine Stirn, den Mund an seine heißen Wangen. Nein! sagte sie, (ihre Seele rief es laut durch die Schöpfung; ihre Lippen hauchten die Worte leise hervor): nein; wir sinken nicht! die ewige Liebe hält uns!

In dem Augenblicke erschollen ganz nahe ein Paar Waldhörner aus dem Gebüsche hervor. Anne und Borde fuhren aus einander, sahen sich verwundert an, blickten forschend um

sich her, und erstaunten, daß sie an der Seine auf dem Erdboden standen. Ihr Gesellschafter hatte sie verlassen, um sich dem Tone der Hörner zu nähern. Sie gingen nun Beide stumm neben einander am Ufer des Flusses hin. Anne dachte an ihren Schwur, umschlang vertraulich den Arm des Jünglings mit beiden Händen, und sah ihn zärtlich von der Seite an. Borde ging mit ernsten Blicken und schweigend neben ihr. „Ich bin ein Thor;" sagte er endlich, als sie gerade die Allee nach den Platanen zu einlenkten; „jeder schöne Abend macht mich zum Schwärmer, und ich vergesse dann nur gar zu leicht die äußeren Verhältnisse. Vergeben Sie mir! Man sollte mit einem Mädchen nie so sprechen, wie ich vorhin. Vergeben Sie mir," setzte er kalt hinzu; „ich bin ein lächerlicher Thor!"

Die letzten Worte sagte er unter dem Platanen-Gewölbe. Die Leier am Himmel blitzte gerade mitten über der Lichtöffnung der Platanen. Hier hatte Anne ihr Herz an das seinige legen, und sagen wollen: Borde, ich bin dein! Darum war sie in die Allee gegangen. Jetzt erstarrte sie, als er das sagte, und es überfiel sie ein kalter Schauer. Sie blickte hinauf zu der

funkelnden Leier, und es schien ihr, als flisterte Jemand die Platanen herab: Anne, drücke dein heißes Herz nicht an seine Brust; die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwischen.

Man schämt sich vor nichts stärker, als vor seiner Begeisterung in Gegenwart eines kalten Menschen. Anne bereuete jetzt ihre Wärme, ihre Thränen, ihren Schwur, ihre Umarmung. Jetzt hätte sie unter eben der Oeffnung schwören können, ihn zu hassen: so unbeständig ist die Empfindung der Menschen! Sie gingen langsam zu der Gesellschaft, und Anne ließ dabei ihre Hand nur nachlässig auf Bordens Arme ruhen. Es stand ein Wagen da für die, welche die Abendluft auf der Seine fürchteten. „Ich fahre im Wagen," sagte Anne eifrig, als Borde die Rückkehr auf dem Flusse anpries. „Dort fürchte ich mich vor einer Erkältung!" setzte sie ein ganz klein wenig höhnisch hinzu. Sie würde noch etwas Aehnliches gesagt haben, wenn Borde nicht mit einem Seufzer schnell zu Boden geblickt hätte. Dieser Seufzer machte, daß sie beinahe ihren Entschluß änderte.

Als sie zu Hause allein war, ging sie die

Begebenheiten des heutigen Tages noch einmal Schritt für Schritt durch: von dem Augenblicke an, da sie sich zitternd zu Borden in den Kahn setzte, bis zu dem, da er seufzend zu Boden blickte. Das Resultat dieser Träumereien war, daß sie das Fenster öffnete, die Leier am Himmel suchte, und diesem Gestirne schwor: ich will mein Herz an das seinige legen!

Seine Kälte ließ sich ja leicht erklären. Er zum geistlichen Stande bestimmt, der Sohn eines Handwerkers; sie die Tochter eines Adeligen. Deshalb war er kalt gewesen; und Anne fand das jetzt erhabner als Alles, was er gethan, ja, was er gesagt hatte. Wie viel mehr gehört dazu, dachte sie, eine Geliebte zu verleugnen, als für eine Schwester zu rudern! — „Hat er es mir denn," sagte sie laut und eifrig, „in seiner Rede an das Kind nicht deutlich genug gesagt, daß die Konvenienz die Blüthen der Liebe tödtet?"

Indeß war durch seine Kälte, mochte sie auch noch so großmüthig seyn, doch ihr Vertrauen erstorben. Sie konnte ihm nicht sagen, was sie fühlte, und blieb sogar einen Tag lang von dem Polizei-Direktor weg. Am folgen-

den Tage fand sie große Gesellschaft dort. Sie trat hocherröthend in den Saal, und auch Borde erröthete. Beide befanden sich den ganzen Abend jeder an einem andern Ende des Saales, und doch sprach Borde nie, wenn Anne sprach, Anne nie, wenn Borde sich bewegte.

So sehr Anne sich auch heute wieder überzeugt hatte, daß Borde sie liebte, so war dennoch ihr Vertrauen noch mehr erstorben. Als sie nach Tische im Gedränge einmal dicht neben ihn kam (was sie gewünscht hatte), wendete sie sich (sie fühlte das mit einer ängstlichen Hitze) kalt von ihm ab, um lachend eine Posse zu sagen. In dem Hause des Polizei-Direktors kam sie nicht einen Schritt weiter, das merkte sie wohl. Es wurde wieder von einer Partie auf das Landhaus gesprochen. Sie hörte ängstlich zu, ohne etwas zu sagen.

Die Partie kam zu Stande, und Anne ahnete eine Entscheidung, die sie wünschte, und vor der sie doch zitterte, so daß sie einmal schon Willens war, die Partie auszuschlagen. Indeß zu der bestimmten Zeit kleidete sie sich reitzend an, und fuhr mit anderen Damen nach dem Landhause. Borde war noch nicht da. Es ver-

ging Eine Stunde, und wieder eine; und er kam noch immer nicht. Anne wagte es nicht, nach ihm zu fragen; allein sie war nicht von dem Hügel wegzubringen, von dem man auf den Weg nach Paris sehen konnte. Endlich gegen Abend sah sie Borden in der Ferne. Er lief mehr, als er ging; dann stand er wieder, dann ging er vorwärts. Sie merkte mit frohem Herzklopfen, daß er mit sich selbst kämpfte, ob er kommen wollte oder nicht; denn er blieb lange in der Allee stehen, die zu dem Landhause führte, und ging nur zögernd weiter. Anne verließ den Hügel, und eilte auf das Haus zu, mit dem festen Entschlusse, ihm entgegen zu gehen. Aber im Hause suchte sie einen Vorwand, da seyn zu können. Als Borde die Thür öffnete, lachte Anne so eben ganz laut über etwas, das die Gärtnerin sagte. Ein schöner Empfang für einen Menschen, dem man zeigen will, daß man ihm mit Sehnsucht entgegen gesehen hat! Anne verbeugte sich kurz, und sprach mit der Gärtnerin weiter. Borde ging hinter ihr weg in den Garten. Anne blieb eine ganze Stunde bei der Gärtnerin, und ärgerte sich über ihre Unentschlossenheit. Sie

wäre noch eine Stunde geblieben; doch endlich holte ihre Freundin sie ab, und erzählte ihr unterweges: Borde sey gekommen; allein er habe eine unleidliche Laune mitgebracht.

Borde und Anne thaten einander alles Mögliche zu Leide. Sie sprach eine ganze Stunde von ihrer Spitzenwäscherin mit unverwüstlicher Apathie. Er sang Trinklieder, und war ausgelassen; nannte den Mond, der eben aufging, die geöhlte Papierlaterne eines Bettlers, sagte Satiren auf alle Sternbilder, die man in der Allee sehen konnte, und machte den ganzen Kreis der jungen Leute um sich her auf Kosten des schönen Abends witzig. Das eben reitzte Annens Empfindlichkeit. Es kränkte sie nicht mehr, übersehen zu werden; es thar ihr weh, daß ein Mensch, dem sie so viele Erhabenheit des Charakters zugetrauet, und der erst noch vor einigen Tagen so viel Rührendes über den Himmel gesagt hatte, jetzt so verächtlich seyn konnte, über ihn zu spotten. Sie stand unwillig auf, ging die Allee hinunter, war nach einigen Minuten auf eben der Stelle an der Seine, wo er sie neulich in seine Arme geschlossen, und wiederholte sich Alles, was er

hier gesagt hatte. Ihre Empfindungen hoben sich; aber je höher sie stiegen, desto schwärzer schien ihr Borde: so wie das Blau des Himmels desto schwärzer scheint, je höher der Mensch steht, der es betrachtet. Sie setzte sich, trostlos über Bordens Zweideutigkeit, in das Gebüsch auf eine versteckte Bank.

Kaum hatte sie fünf Minuten da gesessen, so kam Borde selbst mit verschränkten Armen daher, und blieb, mit dem Rücken zu ihr gekehrt, an eben der Stelle stehen, wo Anne gestanden hatte. Vorsichtig bog Anne das große Blatt eines jungen Platanus zurück, das ihr die Aussicht nahm. „Hier! hier!" sagte Borde leise. „Eine Minute lang war ich glücklich!" setzte er nach einer Pause in großer Bewegung hinzu, und schwieg dann lange. „Eine Minute hier! Auch das hatte ich nicht gehofft. Und dort! dort über den Sternen," sagte er lauter und begeistert, „wo kein Rang, kein Gelübde die Herzen scheidet!" — Borde! Borde! riefen jetzt einige Stimmen. Borde, wo sind Sie? Borde sprang in einen Kahn, der am Ufer hielt, stieß ab, und war mit einigen Ruderschlägen über den Fluß auf der jenseitigen Wiese.

Anne beugte jetzt das Gesicht aus dem Gebüsche hervor, und sah ihn drüben einsam, wie einen Geist umhergehen. Also war sie dennoch geliebt; nur Rang und Gelübde trennten sie. „Borde," sagte sie leise, und lehnte sich vorwärts zu ihm hin: „davor zitterst du? davor? Das soll unsre Herzen auch hier nicht trennen!" Sie versank in tiefes Nachdenken über die Mittel, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und es wurde ihr immer leichter. Zuletzt lächelte sie darüber, daß es in ihren Augen ein Hinderniß hatte seyn können. „Er konnte für seine Schwester rudern," dachte sie; „was würde er nicht für m i ch können?" Sie stand eilig auf, und ging an das Ufer. Zwanzig Schritte weit von ihr sprang Borde aus dem Nachen. Sie ging heiter auf ihn zu; und voll von ihrem Gedanken, ohne überlegt zu haben, ob er sich mittheilen ließe oder nicht, bat sie ihn, ein wenig am Garten hin zu rudern. Sie stieg ein. Borde setzte sich zu ihr, ließ den Nachen vom Flusse treiben, und hielt ihn nur mit dem Ruder unter den Akacien, die den Garten einfaßten.

Jetzt bemerkte Anne, daß es schwer sey zu-

rudern, und schwieg dann wieder. Borde sprach mit unverstellter Heiterkeit und Ruhe von der Schönheit des Abends; es entfuhr ihm nicht Eine Anmerkung über sein Schicksal, nicht Ein Seufzer, nicht Eine Anspielung, die Annen hätte Gelegenheit geben können, ihr volles Herz zu öffnen. Jetzt entfernte er den Kahn von dem dunkeln lieblichen Gebüsche, und fuhr in dem Lichtglanze des Flusses dem Monde entgegen. Hier in diesem heitern Lichte konnte Anne sich nun gar nicht entdecken; es war ihr zu hell, zu schimmernd zum Vertrauen. Sie machte ihm einen kleinen, witzigen Vorwurf über seine vorherigen Spöttereien; und er küßte ihr die Hand, ohne etwas darauf zu erwiedern. Beide stiegen heiter aus. Anne wußte schlechterdings den Ton nicht zu finden, den sie mit ihm nehmen sollte. Noch ein solches heiteres Gespräch hätte ihr auf immer den Muth genommen, sich ihm zu entdecken. Sie verließ ihn, so bald sie konnte, und kam unentschlossener, als je, nach Hause.

Anne sprach ihn noch zwei- oder dreimal; er war aber heiter, und zeichnete sie durch nichts aus. Wäre, wenn er sie anredete, nicht

immer eine gewisse Heftigkeit an ihm sichtbar gewesen, und hätte ihre Freundin ihr nicht gesagt: Borde hat einen Kummer, den er verbergen will; so würde sie gedacht haben, er hat mich vergessen, oder mich nie geliebt. Nur zuweilen brach aus seinen Augen ein Blick auf sie hervor, der sie in sein Herz sehen ließ.

Jetzt ereignete sich eine Begebenheit, die sogar in Paris Aufsehen machte und die Augen der halben Stadt auf Borden zog; wie konnte nun wohl mein armes Mädchen gleichgültig dabei bleiben?

Borde geht einmal nach dem Landhause des Polizei-Direktors, und trifft unterweges auf einen Mann, dessen kummervolles, bleiches Gesicht seine Aufmerksamkeit erregt. Er geht vorüber; doch sieht er sich bald wieder um. Der Mann steht jetzt dicht am Flusse, blickt mit starren Augen hinein, und schüttelt den Kopf, als ob er mit sich selbst spricht. Borden ergreift der Gedanke, dieser Unglückliche habe vielleicht die Absicht, sich in den Fluß zu werfen. Er geht schnell zurück, und sieht, daß Thränen aus den finstern Augen des Mannes fallen.

„Sie

„Sie stehen sehr nahe am Wasser,“ sagt Borde; „das Ufer ist nicht ganz sicher.“ Der Fremde sieht ihn finster von der Seite an, tritt noch näher an den Rand des Ufers, und fragt sehr rauh: was beliebt? Mir beliebt, hier zu stehen. Borde ist erschüttert. Er bietet dem Fremden die Hand, und fängt sanft an: „welch eine Menge Unglück mag dazu gehört haben, Sie, mit einem so standhaften, entschlossenen Gesichte, auf diese Stelle der Hoffnungslosigkeit zu stoßen! Aber verlassen sind Sie nicht, mein Herr; denn hier steht ein Mensch, der Ihnen seine Hand bietet.“ — Die Hand? erwiederte der Fremde bitter lachend: ich brauche Geld.

„Wohl!“ sagt Borde, und hält ihm seine Geldbörse hin. „Doch, mein Herr, ich habe auch ein Herz für Sie.“ Der Fremde schlägt sich vor die Stirn. Almosen? sagt er wehmüthig und bitter. Endlich streckt er die Hand aus, nimmt zitternd die Börse, sieht Borden finster an, und will gehen. Borde faßt seine Hand, und sagt zutraulich: „darf ich nicht mehr für Sie thun, mein Herr?“

Mehr? großer Gott! wollen Sie denn

mehr thun? Denn dies . . . freilich — setzt er nun abgebrochen hinzu — ich habe fünf Kinder, eine blinde Frau, und nicht einen Sou im Vermögen. Gott verdamme den Minister***! Der hat mich an diese Stelle gebracht.

„Wer sind Sie? wie heißen Sie? Was haben Sie mit dem Minister***?" Bordes kehrte mit dem Unglücklichen um, und dieser erzählte ihm seine Geschichte. Paris weiß seinen Nahmen; warum soll ich ihn verschweigen? Aber seine Geschichte ist entstellt. Er hieß Guindeniere, war Capitain unter einem Regiment in Metz, und ein braver Soldat, wie alle seine Kameraden ihm das bezeugen. Der Dienst, besonders der Krieg in Amerika gegen die Engländer, hatte ihn invalide gemacht. Er bekam seinen Abschied, und konnte mit Recht eine Pension fordern. Deshalb war er nach Paris gekommen. Man hatte aber so viel an Operntänzerinnen, Virtuosen, Bälle und Schauspiele zu wenden, daß der arme Mann und seine Familie noch nichts hoffen durften. Er war richtig jeden Morgen im Vorzimmer des Ministers, trug richtig jeden Morgen seine Bitte vor, erhielt richtig jeden Morgen die Antwort:

Sie sollen nicht vergessen werden, Herr Capitain; und kam richtig jeden Morgen trostloser wieder zu seiner jammernden Familie. Der arme Capitain verzehrte das Wenige, was er hatte, und lebte dann von seinen Kleidern, von seiner Wäsche. Die Frau nähete, und, als die Noth größer wurde, auch Abends in der Dämmerung und bei Lichte. Dadurch wurden ihre Augen krank. Der Capitain nahm einen Quacksalber, weil er keinen Arzt bezahlen konnte, und die Augen seiner Frau waren verloren.

Seine Sollicitationen bei dem Minister wurden in dem Maße dringender, wie seine Noth sich vergrößerte; und immer bekam er dieselbe Antwort: Sie sollen nicht vergessen werden! — Muß man erst dann an den Unglücklichen denken, wenn sein Elend die Quellen der Freude ausgetrocknet hat? Sage doch Niemand dem Flehenden: warte bis morgen, oder bis am Abend! Warum soll er noch eine Stunde leiden? warum nicht gleich glücklich seyn? Ist es denn nicht ohnehin mit der Freude, wie mit einem ganz heitern Tage, an dem sich auch nicht das allerkleinste Wölkchen am Himmel zeigt? Nur zwanzig Tage unter den

drei hundert und fünf und sechzig im Jahre sind nach meiner eigenen Erfahrung ganz heiter, und hundert und funfzig ganz dunkel.

Der brave, unglückliche Officier schilderte, als er am Rande der Verzweiflung war, dem Minister, der ihn noch warten hieß, sein Elend, das Elend seiner Familie. Ich bedaure Sie, Herr Capitain, sagte der Minister; aber in der That, Sie müssen noch warten.

„Warten kann ich noch," erwiederte der Unglückliche mit Bitterkeit; „aber hungern kann ich nicht länger, als Ew. Excellenz, und als jeder Andre, — höchstens vier oder fünf Tage."

Der Minister sah ihn messend an. Sie fallen in einen Ton, Herr Capitain, . . .

„Der nichts als wahr ist, Ew. Excellenz. Sie werden mich nicht vergessen, das haben Sie mir so oft gesagt, daß ich nicht das Recht habe, daran zu zweifeln; aber Sie werden mich mit meiner Familie verhungern lassen."

Warum haben Sie aber auch Familie? sagte der Minister mit gerunzelter Stirn.

„Warum? Weil ich ein Mensch bin, so gut wie einer, so gut wie Sie, so gut wie der König; weil ich ein Herz hatte, meine Frau zu

lieben, und meine Kinder; weil ich mit diesen Wunden, die ich in des Königs Kriegen bekam, und durch die ich invalide bin, Ansprüche auf Brot für Weib und Kinder machen kann! . . . Wenn ich gegen den Feind kommandirt wurde, sagte ich nicht, was ich seit einem Jahre hier alle Tage gehört habe: „der Feind muß noch warten; ich will ihn nicht vergessen.“ Ew. Excellenz, man verpraßt hier an einem Mittage mit Operntänzerinnen Summen, von denen ich mit meiner Familie ein Jahr lang leben könnte!“

Der Minister erröthete; er hatte jetzt eben eine Geliebte, die Operntänzerin war. Der arme Capitain, der nicht aus dem Hause kam, wußte nicht, welche Bitterkeit er dem Minister sagte. Dieser machte eine kleine Verbeugung, und den folgenden Morgen wurde der Capitain von dem Schweizer des Ministers ein für allemal abgewiesen. So war er von Elend zu Elend, und endlich an den Rand der Seine gekommen, wo Borde, oder die Hand der Vorsehung, ihn aufhielt. Diese Geschichte erzählte er Borden unterweges.

Borde fand das Elend noch weit größer,

als er geglaubt hatte, und in seiner Gegenwart nahm es noch um einen schrecklichen Grad zu. Des Capitains Lebenskeim war heute durch den Vorsatz, seine Verzweiflung in den Wellen zu begraben, furchtbar erschüttert. Der Gedanke an das Elend seiner Familie, die schnelle unerwartete Hülfe, die er erhielt, die Hoffnungen, welche Borde ihm gab: das alles hatte einen zu gewaltsamen Wechsel seiner Empfindungen hervorgebracht, als daß seine schon so stark untergrabene Gesundheit länger hätte widerstehen können. Er führte Borden zu seiner Familie in das Dachstübchen, das er bewohnte, und sagte matt: hier ist Hülfe, Frau, und ein Engel vom Himmel, uns zu retten! Dann warf er sich auf einen hölzernen Stuhl, wurde immer blasser, und lag nach einer halben Stunde, schon ganz erschöpft, auf dem Strohlager, in einem heftigen Fieber. Borde besorgte einen Arzt, Lebensmittel und Erquickungen. Erst spät am Abend ging er mit dem Versprechen, wieder zu kommen. Die blinde Frau ergriff seine Hand. „Wenn Sie nicht wiederkämen,“ sagte sie mit bebender Stimme; „wenn auch Sie uns verließen — o, lieber wollte ich, wir

wären ohne alle Hülfe geblieben. Man ist glücklicher, wenn man gar keine Hoffnung mehr hat, als wenn die letzte, die allerletzte Hoffnung uns täuscht." Sie ließ seine Hand nicht fahren. „Ach, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht thue; aber mein Mann war so redlich! Diese Kinder, was haben die verbrochen? Und dennoch bis zu diesem entsetzlichen Elende! Ach, sagen Sie, lieber Herr, wie kann man an Gott glauben, wenn man von allen Menschen verlassen wird? Ich bitte Sie, verlassen Sie uns nicht!" — Hier ist meine Hand darauf, Madame, sagte Borde innig gerührt.

„Geben Sie die Hand diesem unschuldigen Kinde. Dies jammernde Kind werden Sie ja nicht täuschen!"

Bei Gott! Madame, ich sehe Sie wieder. Bei Gott, bei dem Allwissenden! und sollte ich mein Ruder wieder für Sie ergreifen — Hunger sollen Sie nicht leiden. Sehen Sie mich als Ihren Sohn an, seyn Sie meine Mutter. Wird der Sohn seine Mutter verlassen? Mit diesen Worten riß er sich von ihr los, und eilte in großer Bewegung die Treppen hinunter.

Er kam nach Hause, traf den Polizei-Di-

rektor allein, und stellte ihm mit glühender Beredtsamkeit das Elend der unglücklichen Familie vor. Der Polizei-Direktor war sehr gerührt; aber Borde konnte ihn doch nicht dahin bringen, dem Minister den Capitain zu empfehlen. Man findet tausend wohlthätige Menschen gegen Einen, der muthig genug ist, über die bürgerlichen Rücksichten wegzusehen. Der Polizei-Direktor legte sechs Louisd'or auf den Tisch; aber er zuckte die Achseln in Absicht des Ministers, und sagte erröthend: das ist unmöglich, guter Borde; der Mann ist verlören. So etwas vergiebt der Minister nicht. Und darf ich Ihnen rathen, so nehmen sie sich des Capitains nicht öffentlich an. Ich habe Ihrentwegen Absichten auf den Minister.

Borde zog die Stirn in Falten. Er hätte das Geld nicht genommen, wenn es nicht für diese Familie gewesen wäre: so erbittert war er über die politische Kälte des Polizei-Direktors. Ich für mein Theil bewundere Bordens Großmuth; aber ich fühle, ich hätte ihm das nicht nachthun können, was er that. Meinen letzten Sou würde ich mit den Unglücklichen getheilt, oder ihn ganz hingegeben haben; doch

mit dem Minister hätte ich mir eben so wenig zu schaffen gemacht, wie der Polizei-Direktor. Ich glaube, das Herz wäre mir dabei gebrochen; aber ich würde es dennoch nicht gekonnt haben. Der edle Jüngling konnte es. Wahrlich, Anne, ich begreife, warum du ihn so einzig liebtest.

Borde schwieg. Er ging am folgenden Morgen wieder zu der unglücklichen Familie. Unterweges überdachte er, was er für sie thun könnte. Er lebte in des Polizei-Direktors Hause frei, hatte aber nur wenig Gehalt. Sein Taschengeld war bis auf ein Paar Louisd'or schon gestern weggegeben. Wenn auch der Polizei-Direktor noch einige Male gab, so reichte das alles auf die Länge doch nicht hin, die Familie zu ernähren. Wohl! dachte er; ich selbst will den Versuch bei dem Minister machen. Sey er auch noch so unbarmherzig; er ist ein Mensch. Gewiß kennt er das Elend nicht, in das diese Familie versunken ist.

Borde fand den Capitain heute noch kränker, als gestern. Er lieferte die sechs Louisd'or ab, und that dabei der blinden Frau den Vorschlag, morgen mit allen ihren Kindern zu dem

Minister zu gehen. Sie sagte mit vielem Muthe Ja, so schwer es ihr auch ankommen mußte, sich mit ihrem Elende den Augen der Stadt Preis zu geben. Ich glaube der Mangel des Gesichtes gab ihr Muth dazu. Aber was gab ihn dir, edler, guter Vorde? was dir den Muth, dem beleidigten Minister mit eben der Familie, deren Haupt ihn beleidigt hatte, unter die Augen zu treten?

Heute wurden zu dieser Prozession einige kleine Anstalten getroffen, und am folgenden Morgen gegen zehn Uhr (eine halbe Stunde später war der Minister zu sprechen) trat Vorde den Zug mit der Familie an. Er trug das jüngste Kind von zwei Jahren auf dem Arme, und führte die blinde Frau langsam. Vor und neben ihnen her gingen die vier andern Kinder, von denen das älteste elf Jahr alt war.

Ein wohlgekleideter junger Mensch, der eine blinde weinende Frau führt, ein Kind trägt, und vier andre Kinder in armseliger Kleidung vor sich und um sich her gehen hat, ist ein seltenes Schauspiel. Alle Menschen auf den Straßen blieben stehen, und starrten es an. Langsam, ohne darauf zu achten, ging der

Zug weiter. Einige Personen zogen gutherzig ihre Geldbörsen hervor, und warteten, ob man ihnen etwas abfordern würde, da sie wegen des wohlgekleideten Borde nicht das Herz hatten, etwas anzubieten. Hinter dem Zuge fragte man: was ist das? Doch niemand wußte es. Viele Müßige und Neugierige folgten nach, aber nur von weitem, um den Zug, der in der That viel Ehrwürdiges hatte, nicht zu beleidigen. Er kam zu rechter Zeit bei dem Minister an, und Borde blieb mit der unglücklichen Familie auf dem Saale bei dem Vorzimmer stehen.

Nach einer halben Stunde trat der Minister heraus, und sah Borden, der die Blinde noch immer an der Hand hielt, und die Kinder, der Reihe nach an. Er verweilte sogar einen Augenblick, wie es schien, in der Erwartung, daß sie ihm etwas sagen sollten; da ihn aber, nach Bordens Plane, niemand anredete, so ging er endlich, und Borde führte die Familie eben so schweigend zurück nach ihrer Wohnung.

Die Nachbaren des Ministers standen alle an den Fenstern, den seltsamen Zug zu sehen. Man erkundigte sich; doch Niemand wußte zu

sagen, wer die Menschen waren. Am folgenden Morgen um eben die Zeit gingen dieselben Menschen wieder den gestrigen Weg nach dem Hotel des Ministers. Die Neugierde wurde reger. Man wendete sich an Borden, und fragte: wer ist die blinde Frau? — „Eine unglückliche Mutter," war die ganze Antwort. Der Minister sah sie wieder der Reihe nach an, und ging, wie gestern. Borde kehrte mit seiner Begleitung wieder zurück. Er hatte gewiß erwartet, der Minister sollte, gerührt durch dies Schauspiel, fragen, wer die Unglücklichen wären. In diesem Falle war er schon auf die Antwort gefaßt. Zu seinem Erstaunen ging aber der Minister, ohne zu fragen, vorüber, und nun fiel ihm ein, daß der Capitain mit seiner Behauptung, es würde nichts helfen, dennoch Recht haben könnte.

Sehen Sie nun wohl? sagte der Kranke heute. Stellen Sie die Verzweiflung in sein Vorzimmer; er wird nicht fragen: worüber verzweifelst du?

„Wenn er morgen wieder vorübergeht, ohne zu fragen, so rede ich ihn an," sagte Borde. — Und wenn er uns Hülfe abschlägt? —

„Er wird nicht.“ — Wenn aber? — „Er kann nicht.“ — Und wenn er nun doch könnte? — „Dann,“ sagte Borde erhitzt, „stelle ich Ihre Frau und Ihre Kinder vor des Ministers Thür, und bitte Paris um Almosen für die Familie eines würdigen Officiers, den der Krieg invalide gemacht hat.“ — Recht, mein Sohn! sagte der Capitain: recht! Ich beschwöre Sie, das zu thun.

Am folgenden Morgen ging der Zug wieder nach des Ministers Hause. Heute fragte der Minister: wer ist das? Da trat Borde vor: „eine höchst unglückliche Familie, die auf Hülfe von Ewr. Excellenz rechnet, die blinde Frau und die fünf Kinder des Capitains Guindenlere. Er selbst ist zu Hause krank und ohne Brot. Er . . .“

Der Minister runzelte die Stirn: und wer sind Sie?

„Des Capitains Freund. Ich heiße Borde, und bin Sekretär bei dem Polizei-Direktor. Der unglückliche Capitain . . .“

Ist ein Etourdi. Ich kann jetzt nichts für ihn thun, und werde schicken, wenn ich Jemanden von seiner Familie sehen will. Mit diesen

Worten ging der Minister rasch über den Saal die Treppe hinunter. Borde war vor Zorn bleich geworden. Er umfaßte die blinde Frau, und rief mit Heftigkeit: „wohl denn! so sey es, grausamer Mensch! so sey es! Bei Gott! verlassen sollst du nicht seyn, armes Weib. Ich habe alles für dich, Muth und Hände. Komm! wir wollen zusammen betteln." Er führte sie mit wallendem Blute die Treppe hinunter.

Vor dem Hause stand ein Trupp Menschen, die auf das Zurückkommen der blinden Frau mit ihrem Führer und ihren Kindern warteten. Borde stellte sich an des Ministers Haus, und ein Nachbar schickte der blinden Frau einen Stuhl. Wer ist das? fragte man. — Borde, der bald wieder ruhig wurde, gab jedem mit edlem Ernste zur Antwort: „die Familie eines unglücklichen kranken Officiers, der im Amerikanischen Kriege invalide geworden ist, und der keine Pension erhalten kann." — Und wer sind Sie, mein Herr? — „Ein Mensch, den der Zufall mit den Unglücklichen bekannt machte, und der entschlossen ist, alles für sie zu thun." Er bekam von allen Seiten Geld; denn jeder, der vorüber ging, blieb stehen, erkundigte sich, hörte, und gab.

Nach zwei Stunden kam der Minister aus dem Conseil zurück. Im Vorbeifahren sah er die blinde Frau und Borden mit den Kindern vor seinem Hause. Als er ausstieg, sagte Borde eben zu einem Vorübergehenden: „die blinde Frau, die verlassenen Kinder eines kranken braven Officiers, den der Amerikanische Krieg invalide gemacht hat, und der keine Pension erhalten kann." Der Minister ging hinein, lauschte hinter einem Vorhange, und hörte Borden noch zu zwanzig Menschen aus allen Ständen dasselbe sagen. Hat er nicht bei dem Minister nachgesucht? fragten die meisten, und zeigten auf des Ministers Haus. „Ein Jahr lang alle Tage," war die Antwort. „Diese Frau ist blind darüber geworden, der Mann krank, die Kinder sind beinahe verhungert. Der Minister sagt: sie sollen noch warten." Gegen Mittag ging Borde mit der Familie. Am andern Morgen las ganz Paris die kleine Begebenheit mit der Ueberschrift: „die edelste Humanität," auf einem Blatte, das öffentlich angeschlagen war und an vielen Orten vertheilt wurde.

„In der Straße St. Anne, — so hieß

es auf dem Blatte — bei dem Hotel des Ministers ***, steht jeden Morgen die blinde Frau eines braven Officiers, den der Krieg und Wunden invalide gemacht haben, mit ihren fünf armen Kindern. Ein junger edler Mann, der die Noth der Familie kennen lernte, giebt Paris das reinste Beispiel einer erhabnen Tugend. Er sammelt von den Vorübergehenden Almosen für die unglückliche Familie, die keine Pension erhalten kann. Der Himmel bringe viele Reiche in die Straße St. Anne!"

Das Blatt machte Aufsehen. Man ging, man fuhr, man ritt durch die Straße. Paris war entzückt über den jungen Menschen und seine Tugend; es bewunderte die Geduld der unglücklichen blinden Frau, und freuete sich über die Naivetät ihrer Kinder.

Ich will die Begebenheit sogleich endigen. Nach einigen Tagen ließ die Familie sich nicht weiter sehen, weder bei des Ministers Hause, noch sonst irgendwo. Man wußte nicht, wo sie geblieben war. Einige sprachen von der Bastille; Andre hielten die ganze Sache für eine Betriegerei. Beides war nicht der Fall. Dem Minister gefiel das Fragen und Ant-

worten vor seinem Hause gar nicht, weil Jedermann, der die Geschichte von Borden erzählen hörte, die Augen auf seine Fenster warf. Er versicherte nun dem Capitain eine kleine Pension, und von dem Augenblicke an blieb die Familie zu Hause. (Diese Geschichte hat das kleine niedliche Schauspiel: „die geretteten Unglücklichen,“ veranlaßt.)

Auf Annen that die Begebenheit größere Wirkung, als auf jeden Andren. Auch sie hörte von der Blinden; ihr Bruder hatte sie gesehen, und sprach mit Enthusiasmus von ihr. Am folgenden Morgen nahm Anne ihren Schleier, steckte einen Thaler ein, und ging nach der Straße St. Anne, die nicht weit von uns entfernt war. Schon von weitem sah sie das Gedränge, und ging näher hinzu. Endlich bekam sie die Familie zu sehen. „Wem giebt man?“ fragte sie einen Menschen. Dem jungen edlen Manne dort, antwortete der Mensch, und zeigte auf Borden. Anne erkannte ihn auf den ersten Blick, wurde bleich, und erröthete dann. Sie streckte die zitternde Hand mit dem Thaler aus, und hatte die Stärke nicht, ihn in den Hut fallen zu

lassen, den Borde ihr hin hielt. Borde war verlegen. Er sagte leise zu Annen, als wollte er sich entschuldigen: ach, Sie glauben nicht, wie unglücklich sie sind! Anne konnte nichts antworten; sie ließ ihren Thaler in den Hut fallen, zog einen göldenen Ring vom Finger, und warf auch den hinein. Nun faßte sie in ihre Taschen; aber sie hatte nichts mehr. Sie blickte Borden lächelnd an, reichte ihm zärtlich die Hand, und warf noch einen Blick auf die blinde Mutter, auf die Kinder. „Ich beklage Sie, Madame," sagte sie endlich; mehr konnte sie nicht hervorbringen. O, erwiederte die Blinde: ich war unglücklich; jetzt bin ich es nicht mehr. Mit diesen Worten wendete sie das Gesicht mit einer lebendigen Zärtlichkeit nach der Seite, wo Borde stand. Anne reichte Borden beide Hände. Sie lispelte: „o, Sie Guter!" und es drangen Thränen aus ihren Augen, Thränen, die sie nicht verbarg, nicht abtrocknete. Mit holdem Lächeln drückte sie dann Borden beide Hände, und ging, auf dem ganzen Wege sanft weinend, nach Hause.

Sie wußte noch nicht einmal den ganzen

Zusammenhang der Begebenheit, und dennoch hatte die Scene mit wundervoller Stärke auf sie gewirkt. Nach einigen Tagen ging sie zu ihrer Freundin Louise, und fand da viele Gesellschaft. Wissen Sie, sagte Louise sogleich, wer der junge großmüthige Mann ist? Borde, unser Borde! Wir Alle warten mit Ungeduld auf ihn. Gewiß, es war Borde.

„Es war Borde," sagte Anne: „ich habe ihn gesehen, wie er da stand, mitten unter der unglücklichen Familie."

In diesem Augenblicke trat Borde in das Zimmer, und Alles umringte ihn. Der Polizei-Direktor reichte ihm mit herzlicher Freundlichkeit die Hand, und sagte: lieber Borde, Sie haben Ihre Schwester frei gerudert, und eine unglückliche Familie glücklich gebettelt und getrotzt. Ich wünsche, daß Ihr Schicksal nur halb so ernstlich für Ihr Glück sorgen mag, wie sie für das Glück anderer Menschen. Erzählen Sie doch, lieber Borde! Die Damen sterben vor Neugierde.

Borde erröthete, und erzählte die Geschichte, die der Leser schon weiß. „Jetzt eben," fuhr er dann fort, „habe ich die Familie bis

an die Barriere gebracht. Sie ist nun vollkommen glücklich. Der Capitain bekommt eine Pension, und seine Frau hat durch den geschickten * * * ihr Gesicht wieder erhalten. O!" — rief er, und seine Augen flammten in rührender Freude — „das war eine Scene, um die ich allein gelebt haben möchte! Ich ging heute mit der blinden Frau und ihren Kindern zurück, fester als jemals entschlossen, von dem edelmüthigen Paris die Pension zu erbetteln, die der Minister dem Capitain schuldig war. Unterweges kam der Augenarzt * * *, den ich nicht kannte, zu uns. Er winkte mir zu, daß ich schweigen sollte, ging neben der Blinden her, und betrachtete ihre Augen unverwendet. Endlich flisterte er mir ins Ohr: lassen Sie doch die Frau erzählen, wie sie ihr Gesicht verloren hat."

„Ich fragte; sie erzählte. Nun betrachtete er die Augen wieder, und es glänzte eine angenehme Heiterkeit in seinem Gesichte. Er ging schweigend mit uns, folgte uns auf das Stübchen, das die Familie bewohnte, winkte mir und dem Manne, daß wir schweigen sollten, deutete fröhlich auf die Augen der Frau,

packte seine Instrumente aus, und sagte dann auf einmal mit einer schönen frohen Stimme: Madame, ich kann nicht eben so viel für Sie thun, wie dieser . . . wie ein Andrer; aber ich kann Ihnen Ihr Gesicht wiedergeben. Setzen Sie Sich."

„Er führte sie zu einem Stuhle. Die ganze Operation dauerte kaum fünf Minuten, so war die Nacht von dem Auge abgelöst; und in eben dem Moment erhellete die Vorsehung auch das dunkle Geschick der ganzen Familie. Ein Huissier brachte während des Operirens dem Capitain die Versicherung einer Pension. Gerade in dem Augenblicke, da er sie las, rief seine Frau: der barmherzige Gott sey gelobt! ich sehe Euch wieder! Sie stand mit ausgebreiteten Armen da, und wußte nicht, wen sie zuerst an ihre freudig wallende Brust drücken sollte."

„Du siehst? rief der Capitain, und schleuderte das Brevet in einen Winkel, um an das Herz seiner Gattin zu eilen. Den ersten Blick warf die unglückliche Frau durch das Fenster, als wollte sie mit beiden sehenden Augen das lange entbehrte Licht vom Himmel weg trin-

ken. Dann sah sie auf ihren Mann, dann unruhig auf ihre Kinder der Reihe nach; und nun warf sie die Blicke im Zimmer umher, und sagte weinend: o, ihr Armen! so ist es Euch gegangen, und ich habe Euer Elend nicht gesehen! Die Dürftigkeit, die sie überall erblickte, rührte sie ohne Zweifel. Noch in halbem Wohlstande hatte sie das Gesicht verloren; und auf einmal sah sie die Armuth in der furchtbarsten Gestalt rings um sich her. Nun blickte sie mit Thränen in den Augen auf mich, dann auf den Arzt, und sagte schluchzend: welcher ist es? welcher ist Borde? — Hier, dieser! antwortete eins ihrer Kinder, und zeigte auf mich. Ich werde das Gesicht voll von Dankbarkeit, von Entzücken und Liebe, womit sie mich ansah, nie vergessen. Zu mir sagte sie nicht ein Wort (sie wußte, was sie mir in dem Blicke gab); aber zu dem Arzte: ich danke Ihnen, mein Herr; Sie gaben mir viel, viel! ich habe Borden gesehen! Sie blickte mich wieder an, und verging nun in heftigem Weinen. — Ich wollte, der Minister wäre hier! sagte der gutherzige Arzt. — Er ist es, rief der Capitain ihm zu, suchte

sein Brevet, und las es vor. Es war eine edle, schöne Stunde. Nein, ich kann nie in meinem Leben glücklicher werden, als ich es heute gewesen bin. Der Capitain war vor Freude gesund geworden, und wollte nun nicht eine Nacht länger in Paris bleiben. Einige nöthige Kleidungsstücke konnten bald angeschafft werden, und jetzt eben komme ich von der Barriere zurück, wo ich die Familie verlassen habe."

Und der Abschied? fragte ein Mädchen. — „Von dem," antwortete Borde, „kann ich Ihnen kein Wort sagen. Meine Seele war so voll, so gehoben, daß ich nichts fühlte, als die Ewigkeit, und die Gewißheit, wir sehen uns wieder."

O, Sie sind ein außerordentlicher Mensch, Borde! rief man mit Entzücken. Alle Mädchen umringten ihn, und jede drückte ihm den Dank in einem Kusse auf die Lippen; nur Anne nicht: denn dieser geräuschvolle Triumph feierte ihr die still große Handlung des Jünglings bei weitem nicht genug. Sie sagte Borden nicht ein Wort, trat in einen Winkel, und trocknete sich die Augen.

Am Abend war man in einem Gärtchen

am Hause. Als es kühl wurde, blieb Anne allein zurück, und ging in einem Weingange auf und nieder. Da öffnete Borde die Gartenthür, näherte sich Annen, und sagte ruhig: ich soll Sie holen. Sie trat ganz nahe vor ihn hin, sah ihm feierlich ins Auge, und fragte: „Borde: darf auch ich Ihnen danken?" Er blickte seufzend zu Boden. Nun hob sie beide Arme auf, legte sie um seine Schultern, zog ihn an ihre Brust, und preßte ihren Mund an seine Lippen. Jetzt umfaßte er das zitternde Mädchen mit Heftigkeit, drückte es an sein Herz, an seine Lippen, und stammelte zitternd: Anne! Anne! Dann schlug er das große Auge wild gen Himmel, und hielt sie, und hob sie, als wollte er sie der Erde, dem Himmel entreißen. Bald drängte ein Ton des Weinens sich aus seiner gepreßten, kämpfenden Brust, und er klagte: ich Unglücklicher! — „Borde!" rief Anne, von dieser Wildheit geängstigt. Ihr Ton beruhigte den Sturm seiner Leidenschaft. Seine Arme sanken kraftlos nieder. Er stand unentschlossen, mit niedergezogenen Augenbraunen, legte die Hand heftig an die Stirn, erleichterte die Brust mit

einem tiefen Seufzer, und sagte in einem ganz andern Tone als gewöhnlich: ich muß Sie so oft wegen meiner seltsamen Schwärmerei um Verzeihung bitten, Mademoiselle St. Julien. Der heutige ganze Tag . . . Alle meine Empfindungen sind aufgeregt. Sie selbst, Ihre zarte Theilnahme an den Unglücklichen, der Abschied von diesen, der heutige Abend, der jetzige Augenblick, Ihre Güte, Ihre himmlische Güte — das alles hat mich betäubt, berauscht. Verzeihen Sie mir. Sie werden mich nicht mißdeuten; Sie selbst haben ein Herz, das — lassen Sie mir diese Ueberzeugung — das dem meinigen ähnlich fühlt.

Anfangs sprach er langsam, mit einer leisen Stimme, dann immer geschwinder; und zuletzt war sein Ton bloß höflich. Er verbeugte sich, als er das gesagt hatte, und ging. Anne hatte etwas ganz Anderes erwartet. Sie war überrascht, und schwieg; und ehe sie sich erholen konnte, verließ er sie schon. Er hatte also ihre Liebe zum zweiten Male abgewiesen, und sie fühlte sich zum zweiten Male von ihm beschämt; aber dennoch wußte sie jetzt mit Gewißheit, daß sie geliebt wurde, und so that

die Beschämung ihrer Liebe keinen Eintrag. Sie fühlte sehr wohl, warum er so handelte; aber zugleich auch, daß sie nicht mehr thun konnte, als sie gethan hatte. Ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, ging sie hinein zu der Gesellschaft. Borde war heiter, sogar ruhig. Ein sanfterer Ton der Stimme, und eine zartere Achtung, die nur Anne bemerken konnte: das war alles, wodurch er sie von den übrigen Mädchen auszeichnete.

Je mehr Anne überlegte, desto mehr fand sie, daß Borde ein größeres Opfer verdiente. Sie fühlte, warum er ihre Liebe abwies, und rechnete ihm das hoch an. „Dieser edle Mensch," sagte sie sich wohl hundertmal, „ruderte für seine Schwester, bettelte für einen Fremden; und ich? ich kann den verächtlichen Stolz nicht überwinden! ich will ihm das kleine Opfer nicht bringen, zuerst zu sagen: ich liebe dich!" War sie allein, so hatte sie Muth zu noch mehr; war er aber bei ihr, auch allein, so starb ihr das Wort auf den Lippen. Der Zufall gab nicht Eine Veranlassung, mit ihm in eine leidenschaftliche Lage zu kommen. Borde vermied das zu sichtlich,

als daß sie es hätte suchen können. Sie liebten einander, ohne es sich zu sagen. Die Zeit machte indeß ihr Verhältniß weniger drückend; ihre Unterhaltungen wurden häufiger, freier, sogar vertraulicher. Sie hatten einander schon geachtet, geliebt; jetzt fühlten sie, daß sie einander glücklich machen würden, wenn das Schicksal ihnen erlaubte, sich lieben zu dürfen.

Ich habe mich oft selbst gefragt, ob ich damals dem Jünglinge Annens Hand wohl gegeben hätte. Warum sollte ich nicht die Wahrheit gestehen? Ich glaube, nein. Jetzt, da ich Bordens Tugenden beschrieben habe, ruft mein Herz mit voller Stärke: ja. Aber damals war ich reich, und hatte den Rang noch, den nachher mein Vaterland vernichtete. Es ist etwas ganz Anderes, eine Begebenheit zu schreiben und zu lesen, als sie selbst zu erleben. Wenn ich durchsehe, was ich hier geschrieben habe, so frage ich mich: wie konntest du so hart gewesen seyn, dem edlen jungen Manne deine Tochter abzuschlagen? Hier auf dem Papiere sind die Tugenden des Jünglings nahe zusammen gedrängt, gut gestellt, und Alles, was dem Eindrucke schaden könnte, ist weggelassen; so

scheint es mir freilich, als hätte ich selbst ihm Annens Hand antragen müssen. — Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß Menschen Handlungen, die sie lesen, mit vollem Herzen bewundern können, und sie doch, wenn sie selbst einmal ähnliche thun sollten, gerade hin für Narrheit, für Raserei erklären würden; daß sie einen Menschen in einem Buche mit Abscheu anblicken, und ihn doch im Leben ohne Bedenken zu ihrem Freunde machen könnten. Ach, wäre die Tugend im Leben so liebenswerth, so reitzend, wie in einem Romane, es würde kein Mensch lasterhaft seyn. Darum vergießt der Mensch bei einem Schauspiele heiße Thränen der Menschlichkeit, und kann hinterher, noch vor dem Schauspielhause, einem Unglücklichen einen Livre abschlagen, der diesen vom Hungerstode gerettet haben würde. Das soll kein Tadel der Schauspiele, der Romane seyn; sie erregen wenigstens Bewunderung und Liebe für die Tugend, wenn auch nicht Tugend selbst. Ich fühle doch jetzt, wie ungerecht es von mir gewesen wäre, wenn ich Borden Annens Hand abgeschlagen hätte. Aber, offenherzig gestanden, ich würde sie ihm verweigert haben; und

hätte ich sie ihm bewilligt, so wäre ich durch Annens Thränen, und nicht durch Bordens Tugenden, dazu bewogen worden: ich würde schwach, nicht gerecht, gewesen seyn.

Es wäre indeß wahrscheinlich doch bald zu einer Erklärung unter den jungen Leuten gekommen, wenn nicht ein Dritter sich in das Spiel gemischt hätte: der Sohn des Polizei-Direktors, Herr Rochepied, ein junger Mensch, wie es Tausende giebt, und von dem Anne in ihrem Tagebuche viel zu viel Böses sagt. Er war glatt und geschliffen, sprach sehr geläufig und gut, arbeitete in dem Bureau, bei welchem er eine Stelle hatte, mit Verstand und thätig, und genoß des Lebens, doch mit Mäßigkeit. Sich fortzubringen in der Welt, und der Welt zu genießen: diesen Zweck hatte er unablässig im Auge. Dabei war er tolerant gegen jeden, der anders dachte. Er lächelte höchstens über Bordens leidenschaftliches Zufahren, und mochte sogar recht gern stundenlang in dessen Gesellschaft seyn, so weit sie Beide auch in ihren Grundsätzen von einander abwichen. Lange blieb er indeß nie mit Borden zusammen, weil er seinen eigenen Kreis von Bekannten hatte.

Wenn seine Schwester ihm zuweilen Vorwürfe darüber machte, so sagte er: liebes Kind, ich passe so wenig in euren Zirkel, als Borde in den meinigen. In euren Gesellschaften, neben Borden gestellt, würde ich für einen Bösewicht gelten, so wie Borde in den meinigen für einen Narren. Wir sind das Beide nicht, wenn wir nur wissen, wohin wir gehören. Ich liebe Borden. Eine Welt voll solcher Menschen würde unsere Theater und Dichter überflüßig machen; aber, so wie die Welt jetzt ist, machen solche Menschen unsere Hospitäler nöthig. Diese Menschen haben beständig die Gefilde der Ewigkeit vor sich, und können mit uns nicht gehen. Alles wird bei ihnen riesenhaft; sie messen alles nach dem ungeheuren Maßstabe der Ewigkeit, und springen von einer Ekstase in die andere. Ich bin bescheiden, liebes Kind. Aber neben Borden wäre ich nichts; in meiner Gesellschaft bin ich wenigstens etwas. Bordens Rolle würde mir nie glücken; und der Mensch muß die Rolle spielen, die er mit Anstand spielen kann."

So urtheilte Rochepied über Borden und dessen Tugenden. Aber auf einmal blieb er mehr

zu Hause als gewöhnlich; seine geschliffene Kälte verlor sich, und er bekam mehr Charakter. Die Ursache davon lag darin, daß er anfing, Annen zu lieben, oder vielmehr die Weiber aus der großen Welt zu hassen. Fast täglich sah er Annens einfaches Wesen, ihre Unschuld, ihr treues, reines Herz, ihre Häuslichkeit; und er forderte die Tugenden, über die er in der Welt wegsah, wenigstens von seiner künftigen Gattin. Anne war überdies nicht arm, und seine Eltern liebten sie; daher entschloß er sich, um ihr Herz zu werben.

So wie er anfing aufmerksamer auf Annen zu werden, so wurde auch seine Liebe zu ihr uneigennütziger; aber bald sah er, daß Borde ihm im Wege stand. Er beobachtete Beide zu genau, als daß ihm ihr Verhältniß hätte entgehen können. Bordens Liebe, dachte er, würde Annen unglücklich machen; denn er kann ihre Hand nicht bekommen. Aber von der meinigen darf sie jetzt noch nichts merken, wenn ich glücklich werden will. Deshalb gab er genau auf sich Acht, und es fiel Niemanden nur von fern ein, daß er Annen lieben könnte. Doch von andern Seiten war er desto

thätiger. „Grundsätze, lieber Borde," sagte er in einem Gespräche mit diesem — „was wollen denn die gegen Gewohnheiten, gegen Vorurtheile, die man in der Jugend eingesogen hat! Nennen Sie mir doch einen Mann, der seinen moralischen Grundsätzen gemäß, konsequent, handelt, und bei dem nicht die Gewohnheiten, die Vorurtheile der Jugend stärker sind als alle Grundsätze. Mein Vater zum Beispiel, um bei unsern Bekannten stehen zu bleiben. Sie wissen, wie erhaben seine moralischen Grundsätze sind; und bis auf einen gewissen Punkt wird er auch Mann für diese Grundsätze seyn. Er ist edel, gerecht, billig, und — was für einen Polizei-Direktor, der alle Tage die gräßlichsten Gemählde der menschlichen Verbrechen vor Augen hat, viel sagen will — er glaubt an Tugend. Aber bringen Sie ihn mit dem Hofe, mit einem Minister oder mit einem Günstling in Kollision: und dann sehen Sie, wo seine Grundsätze bleiben. Er steht zuverlässig an einem gewissen Punkte still, und nichts bringt ihn hinüber."

Borde zuckte die Achseln; er konnte das freilich nicht läugnen.

„Lassen

„Lassen Sie Sich von dem Vater der Mademoiselle St. Julien erzählen. Er ist der gutherzigste Mann, den die Erde trägt; er liebt seine Kinder bis zur Schwäche, und würde ohne Bedenken für sie sterben. Meine Kinder glücklich zu machen, sagt er, dazu lebe ich in der Welt, wie jeder Vater. Sie hörten und bewunderten ja neulich den Ausdruck von ihm, den Mademoiselle St. Julien anführte: die Vorsehung habe das Glück jedes Menschen in das Glück eines andern gelegt, um alle Menschen zur Liebe zu zwingen: das Glück der Eltern in das Glück der Kinder, das Glück des Mannes in das Glück des Weibes. Das sind seine Grundsätze; und eben dieser Mann gäbe nimmermehr zu, daß sein Sohn durch ein Mädchen glücklich würde, dessen Familie nicht so alt wäre, als seine eigene."

Borde glaubte einen Dolchstoß in seinem Herzen zu fühlen, als der letzte Keim seiner geheimsten Hoffnung so vernichtet wurde. Er blickte zu Boden, und brach in zagender Angst das Gespräch ab. Rochepied hatte dasselbe seinen Eltern, seiner Schwester gesagt, und

zwar so unschuldig, so bestimmt, daß Niemand auf die Frage kam: woher kennst du den alten St. Julien so genau? War nun vom Ahnenstolze die Rede, so wurde ich von der ganzen Familie Rochepied als Beispiel angeführt. Borde gab alle Hoffnungen auf, und betrug sich von nun an gegen Annen feierlich und kalt. Das mußte er auch; sollte er das Mädchen, das er liebte, unglücklich machen?

Rochepied erreichte indeß seinen Zweck nicht ganz. Er glaubte, Bordens Kälte sollte Annen beleidigen; allein sie blieb dem edlen Jünglinge treu, zumal da selbst aus seiner Kälte von Zeit zu Zeit dennoch die Flamme der Liebe hervorschlug. Rochepied mußte mehr thun. Sie haben Recht, sagte er zu Annen; es ist in der That ein ehrwürdiger Anblick, einen Menschen zu sehen, der sich für das Wohl eines andern aufopfert. Aber freilich ist nicht jeder für diesen hohen Grad der Tugend gemacht. Ich zum Beispiel bin nicht so sinnlich, wie man dazu seyn muß.

„Sinnlich?" fragte Anne schnell.

Oder geistig, wie Sie es nennen wollen. Auf den Nahmen kommt nicht viel an, so

bald wir etwas Bestimmtes dabei denken. Man muß eins für das andere rechnen. Starkes Licht, starker Schatten. Diese erhabenen Menschen — warum sollt' ich sie nicht sinnlich nennen?

„Wie so aber sinnlich? Ich verstehe Sie nicht. Warum gerade das sinnlich, was seiner Natur nach so allein geistig ist?"

Seiner Natur nach? Der Wirkung nach, wollen Sie sagen. Diese hohen, raschen, schnellen, stürmenden Gefühle, die so große edle Handlungen hervorbringen, hangen doch in der That mit dem Körper mehr zusammen, als man glauben sollte; denn haben Sie schon einen solchen Menschen gesehen, der nicht in gewissen Punkten auch sehr sinnlich gewesen wäre?

„Borde zum Beispiel," erwiederte Anne erröthend.

Rochepied lächelte. Lassen Sie uns lieber einen andern Nahmen nennen. Man muß seine Freunde nie zu Beispielen gebrauchen. Aber es ist natürlich, Mademoiselle St. Julien: die heiße Liebe, mit der diese Menschen Alles so leicht umfassen, sich an Alles so innig, so fest hängen — eben diese Liebe spielt ihnen

Allen oft so böse Streiche, daß sie nicht weniger vor ihren Tugenden errôthen müssen, als wir Kälteren vor unsern Fehlern. Unsere Tugend ist Treue; die ihrige, Liebe. Wir lieben nur Eins, was uns wohl thut, mit Leidenschaft, und diese Eine Liebe füllt unser Herz ganz; jene Menschen aber lieben Alles, weil sie für unsere Treue zu groß sind.

„Sie spotten, Herr Rochepied!" sagte Anne, und lächelte sehr unverstellt.

"Wahrhaftig nicht. Sie halten doch Borden wohl für einen der edelsten Menschen. Und das ist er auch; mehrere Züge von ihm, die ich weiß, verrathen eine Energie seines Herzens, die mir immer unbegreiflicher wird. Nun, dieser Borde zum Beispiel (Annens Brust wurde beklemmt) findet ein unglückliches Mädchen, und sogleich erweitert sich sein Herz. Er arbeitet, er kämpft mit ihrem Unglück, er trotzt dem Himmel und der Erde, der Schande und der Furcht, um das Mädchen glücklich zu machen. Das Mädchen wird von dem Edelmuthe bewegt, hingerissen, — man geräth ja so leicht in das Schwärmen — und hängt sich nun mit der ganzen Kraft der

glühenden Seele an ihn. Das Unglück macht interessant, Thränen schön, der Dienst, den er geleistet hat, vertraut, die Schwärmerei unbesonnen, weich; und — sinnlich sind wir Alle. Nun denken Sie, er hätte eine Geliebte, eine Gattin, bei der die interessanten erhabenen Augenblicke sparsamer vorkommen; wie leicht, aber auch wie verzeihlich, ist da nicht eine kleine Untreue! So etwas kann uns nicht begegnen.

Die arme Anne hätte gern wieder gelächelt; aber sie konnte nicht. „Sie wollten ein Beispiel anführen," sagte sie endlich, „und nun setzen Sie einen Fall, der möglich seyn könnte. Oder wäre Borde in dem Falle? gewesen oder jetzt?"

Ein einzelnes Beispiel führt zu keinem Beweise eines Grundsatzes. Ich liebe es nicht, wenn man allgemeine Sätze, die zu begreifen sind, mit Beispielen aus seiner Bekanntschaft belegt; und Ihr Geist, Mademoiselle, bedarf keiner Beispiele, um mir Recht zu geben.

Er hatte eine Schlange in Annens Busen geworfen. Aber wie war dem armen Mädchen, als ihre Freundin bei manchen Gelegen-

heiten etwas Aehnliches von Borden sagte! wie erstarrte ihr heißes Herz, als der Polizei-Direktor Borden einmal scherzend mit so etwas neckte, und Borde erröthete! Sie erkundigte sich genauer; und ihre Freundin sagte: nun, Borde ist ein großer Sanguineus. Sein volles Herz, seine Schwärmerei — was weiß ich? Ausschweifen? Nein, das kann er nicht; darauf will ich schwören. Er ist ein Schmetterling, der sich überall anhängt, der Augen für jedes hübsche Gesicht hat, und sich in vier und zwanzig Stunden in ein Dutzend Mädchen verlieben könnte, wenn der Mond und die Sterne die ganze Zeit am Himmel ständen. Am Tage ist er solide; aber am Abend muß man sich vor ihm hüten. Der Mond und ein Paar Thränen können den Schwärmer zu allem in der Welt treiben. Ich mag die Geschichtchen nicht einmal alle wissen, die unter den Leuten im Hause bekannt sind.

An allem diesem Geschwätze der Herrschaft und des Gesindes war Rochepied schuld. Er brachte auf sehr unbemerkten Wegen allerlei kleine, sehr wahrscheinliche Anekdoten von Borden unter die Domestiken seines Vaters; er be-

nutzte dessen Unbefangenheit außer dem Hause, dessen kleine Schwärmereien, so gut, daß er zuletzt Borden gegen Eltern und Schwester vertheidigen mußte. Borden konnte Niemand etwas sagen, als höchstens Schäkereien und Anspielungen auf seine Liebe. Diese setzten den jungen Menschen, wenn Anne dabei war, in die höchste Angst, weil er glaubte, man ziele auf seine Liebe zu ihr; und dann wurde er sogleich kalt gegen sie. Die arme Anne, die wohl wußte, was die Anspielungen bedeuten sollten, legte seine Angst, seine Kälte falsch aus, und Bordens Flatterhaftigkeit wurde ihr immer gewisser.

Das arme Mädchen liebte ihn so wahr! Aber sie glaubte, diese Liebe, an der ihre schönsten Empfindungen hingen, aufgeben zu müssen. Sie that es, und fühlte sich unglücklich. Das war zu der Zeit, als mir meine beiden Reden mißglückten. Rochepied ließ es damit noch nicht genug seyn; er trieb es weiter. Man machte wieder eine Partie auf das Landhaus an der Seine. Gegen Abend, eben als Anne und ihre Freundin die Allee hinunter gehen, verläßt Rochepied einen jungen Men-

schen, lacht überlaut, und kommt lachend den beiden Mädchen entgegen. „Nun?“ fragt die Schwester; „darf man wissen, worüber du lachst?“ — Warum nicht? antwortete er. Eine Pariser Schöne, gewiß ein reitzendes Mädchen — Schade um sie! — schleicht unter den Kastanien vor dem Garten umher, gerade so, als ob sie von einem Herrn aus unsrer Gesellschaft hierher beschieden wäre. — „So?“ erwiedert seine Schwester trocken. „Und etwas so Schlechtes kannst du einem deiner Bekannten zutrauen? Lächerlich ist das nun gar nicht!“

Rochepied verließ sie. Anne hatte nichts Arges daraus; sie ging vielmehr ganz ruhig zu ihrem Lieblingsplatze an der Seine. Hier fand sie Borden schwermüthig sitzen. Er bot ihr seinen Arm, und sie nahm ihn. Kaum waren sie seufzend einige Schritte gegangen, so kam der Bursche des Gärtners, und fragte; sind Sie Herr Borde? — „Ja.“ — Es will sie Jemand sprechen. — „Wo?“ — In der Allee vor dem Garten. Sie wüßten es schon. — „Ja,“ sagte Borde, verbeugte sich, und eilte zurück. — Wer ist es denn? fragte Anne

unruhig. — Ein Frauenzimmer, antwortete der Bursche; und Annen pochte das Herz vor Schrecken und Angst.

Langsam, schwermüthig, bei jedem Schritte bebend, ging sie durch die Akacien am Wasser hin, einen langen Umweg, um Niemanden zu begegnen, bis an eine Stelle, wo sie die Allee vor sich hatte, die nach Paris führt. Da sah sie Borden an der Seite eines Mädchens den Weg nach Paris hinunter gehen und das Mädchen oft umarmen. — Anne zerdrückte die Thräne, die in ihr Auge quoll, und eine schmerzliche Kälte durchdrang ihr ganzes Wesen. Sie gab in diesem Augenblicke das Glück ihres Lebens auf, und wurde ruhig.

Der Vorfall war eine Betriegerei von Rochepied. Er hatte schon diesen Morgen ein eiliges Geschäft für Borden veranstaltet, wozu es ihm in dem Hause seines Vaters an Gelegenheit nicht fehlen konnte. Borde wollte nicht einmal mit nach dem Landhause; aber Rochepied sagte: Sie können ja mitgehen, und sich abrufen lassen, wenn Sie zu Hause nöthig sind. Dann gehen Sie still davon, und stören Niemanden. In der That, Sie müssen kommen.

Borde konnte sich nun nicht länger weigern, und ging in die Falle. Es war ein Mädchen bestellt. Ein Mensch von Bordens Größe, und so gekleidet, wie er, lag im Gebüsche an der Seine. Rochepied machte Annen zu rechter Zeit auf das Mädchen aufmerksam. Als der Bediente von Paris kam, der Borden holen sollte, ging Rochepied ihm entgegen, und versprach, es zu bestellen. Zu gleicher Zeit sagte das Mädchen zu dem Gärtnerburschen, sie möchte Borden gern sprechen.

Rochepied ging mit dem Burschen, und hielt ihn auf, bis Anne bei Borden war. Dieser traf den Bedienten an, der ein Pferd hatte, und eilte damit in die Stadt. Kaum war er fort, so kam der ihm ähnlich gekleidete Mensch aus dem Gebüsche hervor, und ging zu dem Mädchen. Sobald Anne an der Stelle war, wo sie die nach Paris führende Allee übersehen konnte, gab Rochepied, der sie nicht aus den Augen ließ, das verabredete Zeichen. Nun gingen der bestellte Mensch und das Mädchen mit großer Vertraulichkeit die Allee hinunter.

An diesem Tage war Anne zum letzten

Male bei ihrer Freundin, der Tochter des Polizei-Direktors. Ich glaubte, meine Rede über die häusliche Glückseligkeit, und ihre Liebe zu mir hätten das bewirkt; aber nein! sie wollte den Unglücklichen nicht mehr sehen, den sie nicht aufhören konnte zu lieben, und den sie doch verachten mußte. Nun fing Anne den schweren Kampf mit ihrem Herzen und mit der Verzweiflung an. Die ersten Tage hindurch gab ihr der Zorn über Bordens Niederträchtigkeit Muth dazu; aber mit jedem neuen Siege, den sie über ihre Liebe erkämpfte, fühlte sie ihre Kraft immer mehr ermatten. Ihr Schmerz erbitterte sie; denn sie war unschuldig. Er würde Menschenhaß geworden seyn, wenn sie den Glauben an Bordens Schuld und an ihre Unschuld behalten hätte; aber er nahm eine schönere Natur an, als sie es bereuen mußte, Borden Unrecht gethan zu haben.

Sie ging selten mehr aus, nur zuweilen noch in die Tuilerien, und am liebsten allein. Hier geht sie einmal einsam mit niedergesenktem Kopfe in der dunkelsten Allee. Anne! liebe Anne! seh' ich dich endlich wieder? ruft jemand; und Louise, des Polizei-Direktors Tochter,

steht vor ihr. Der Anblick dieser Freundin erinnert Annen zu gewaltsam an ihre Leiden. Sie legt das Gesicht schluchzend auf Louisens Schulter, umarmt sie mit Heftigkeit, drückt sie zitternd an sich, und wünscht, einmal wieder etwas von dem Jünglinge zu hören, der sie unglücklich gemacht hat. Beide setzen sich auf eine abgelegene Bank.

„Ach, ich liebte dich immer, Louise!" sagte Anne mit einem Seufzer.

O, das weiß ich, liebe Anne. Anfangs konnte ich freilich nicht begreifen, warum du so auf einmal, ohne alle Ursache, wegbliebst. Aber als ich erst wußte, warum du nicht mehr kamst . . .

„Wußtest?" sagte Anne langsam, und sah ihre Freundin starr an. „Ach, Louise!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu; „das weiß Niemand."

Er hat es mir ja selbst gestanden.

„Wer?"

Borde.

„Borde? was hat er dir gestanden?"

„Daß er dich geliebt hat. O, du glaubst nicht, wie unglücklich der arme junge Mann

um deinetwillen gewesen ist. Er hat den Ring von dir mit tausend Thränen benetzt, und trägt ihn auf seinem Herzen. Der Ring ist seine einzige Freude.

„Welcher Ring? Um Gottes willen! welcher Ring?"

Den du der blinden Frau des Capitains geschenkt hast.

„Ach, der! Den trägt er, sagst du?"

Auf dem Herzen. Liebe Anne, ich habe meine Noth mit dem armen Borde gehabt. Sieh, als du nicht wiederkamst, und als du mir dann gar schriebst, daß du nicht mehr zu mir kommen könntest, da fing ich an etwas zu merken. Er hatte mich schon oft gefragt, warum du nicht mehr kämest. Als ich ihm nun dein Billet gab, da sah er mich mit den großen Augen so starr und so wehmüthig an, daß ich erschrak. Nun wußte ich Alles. Er wollte nicht gestehen, daß sein Herz gebrochen war; aber von diesem Augenblicke an lebte er ganz einsam, und es hingen immer Wolken in seinen großen Augen. Jetzt sprach er wieder von dem geistlichen Stande, von dem mein Vater ihn ganz abgebracht hatte. Er jammerte mich, Anne,

und ich würde dich schriftlich gebeten haben, noch ein einziges Mal zu uns zu kommen, wenn ich nur die mindeste Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange gehabt hätte. In der That, liebe Anne, bisweilen hielt ich dich für hart; jetzt sehe ich freilich wohl, daß du Recht hattest, so zu handeln. Ach, glaube mir, er wird nie glücklich werden; gewiß nicht! . . . Endlich wurde er krank. Als er glaubte, er würde sterben, entdeckte er mir, daß er dich von dem Augenblicke an, da du ihm die Hände mit Wein und deinen Thränen verbandest, unaussprechlich geliebt hätte. Du glaubst nicht, wie heiter sein Auge wurde, als er mir von dem Abend erzählte, da er die Rede an den kleinen Gärtner hielt, und von einem andren Abend, da du mit ihm in unserm Weingange gewesen bist. Ach, sagte er, und dabei liefen ihm heiße Thränen über die blassen, eingefallenen Wangen: ach, ich bin unaussprechlich glücklich gewesen. Nur Einmal glaubte ich, daß sie mich liebte, und war unendlich glücklich; was wäre ich gewesen, wenn sie mich wirklich geliebt hätte! Sieh, Anne, das sagte er mir in Tönen, die mir das Herz zerrissen.

Anne lag an dem Busen ihrer Freundin, und schluchzte gewaltsam. Ihre Liebe hob sich mit ihrem Schmerze mächtig empor. „Ach,“ seufzte sie endlich; „ich habe den Undankbaren geliebt! Noch jetzt bin ich unglücklich, und nie kann ich wieder glücklich werden.“

Anne, du hast ihn geliebt? Aber was ist denn das? Armes Kind, dein Vater . . .

„Nicht, mein Vater; er selbst, der Treulose, der Niederträchtige! O, er hat mich betrogen! Ich hasse alle Menschen, ich hasse mich selbst; und daran ist er Schuld.“

Betrogen, liebe Anne? womit denn? Borde, der edle, treue, gute Borde? Das ist nicht möglich!

Anne erzählte. Louise blieb bei ihrer Behauptung: es ist nicht wahr. Anne erzählte nun auch das Gespräch mit Rochepied.

Anne, sagte Louise voll Eifer, und stand auf: mein Bruder ist ein Betrieger. Nun weiß ich, warum er den guten Borde so gern weg haben wollte, warum er in mich drang, zu dir zu gehen. Jetzt wird mir alles deutlich. Mein Bruder liebt dich. Nun begreife ich, warum man gleich keine Anekdoten mehr

von Borden zu erzählen hatte, so bald du wegbliebst. Borde ist unschuldig, Anne. Er ist dir treu gewesen. Sey künftigen Sonntag wieder hier, liebe Anne; dann sollst du Nachricht haben. Künftigen Sonntag um sieben Uhr. Ich will jetzt gleich nach Hause.

Louise sprang auf, umarmte Annen hastig, und eilte davon. Anne schwankte aus den Tuilerieen zurück. Das war der Abend, da sie bleich, in Thränen gebadet, nach Hause kam und über Kopfweh klagte. Sie brachte die ganze Woche unter fürchterlichen Kämpfen zu; doch am folgenden Sonntage ging sie mit heiteren Aussichten wieder in die Tuilerien. Endlich kam ihre Freundin, und umarmte sie mit nassen Augen. Borde ist ganz unschuldig, liebe Anne. Mein Bruder ist ein leichtsinniger Mensch gewesen. — Sie erzählte die Begebenheit mit dem Mädchen, die sie ihrem Bruder durch die Drohung, Borden alles zu sagen, und durch das Versprechen zu schweigen, abgezwungen hatte.

Anne umarmte Louisen mit der entzücktesten Freude. „O," rief sie; „er ist unschuldig! Komm, Louise, laß uns zu ihm gehen!"

Louise war bedenklich, und zog ihre entzückte Freundin auf eine Bank. Sie hatte überlegt, und endlich ihrem Vater die ganze Begebenheit entdeckt. Noch immer machte dieser sich die seltsamen Begriffe von meinem Ahnenstolze, die der Sohn in Umlauf gebracht hatte. Er rieth Louisen: wenn sie ihre Freundin und Borden liebte, allen Umgang mit Annen abzubrechen, um sie nicht aufs neue unglücklich zu machen. Louise sah wohl ein, wie vernünftig das war, und entschloß sich zu einer Lüge. — Arme Anne, sagte sie; es geht mir nahe, dir das abschlagen zu müssen. Ich habe dir Bordens Geschichte noch nicht auserzählt. Er wurde wieder gesund. In der That hörte er nicht auf, dich zu lieben; aber er sah ein, daß es unmöglich war, dich zu besitzen, und, auf Zureden meines Vaters, gewiß auf dessen Zureden, und weil er nicht die mindeste Hoffnung hatte, jemals deine Hand zu bekommen, entschloß er sich . . . „Zu heirathen?" rief Anne mit todtenbleichem Gesichte, und schlug die bebenden Hände heftig zusammen. Louise konnte vor Angst nicht mehr sprechen. Sie hatte nur sagen wollen: ein Geistlicher zu wer-

den. Aus Mitleiden und Angst schwieg sie so lange, bis es nicht mehr Zeit war, zu verbessern, was Anne gesagt hatte. Sie ließ es also dabei, und suchte nur, ihre Freundin durch die Vorstellung zu beruhigen, daß es unmöglich gewesen seyn würde, ihre Liebe zu befriedigen. Anne legte beide Hände auf ihr Herz, und fragte noch einmal: „war er mir treu? hat er mich nicht betrogen?"

Gewiß, treu war er dir. Er betrog dich nicht. Gewiß nicht, liebe unglückliche Anne!

„So ist es gut! so ist es gut! Ueber den Sternen! Sag ihm das! Leb wohl." Sie riß sich aus Louisens Armen, und eilte nach Hause. Am folgenden Morgen sank ihr das Buch aus der Hand, und sie verlangte aus Paris weg. Wir gingen, wie ich schon erzählt habe, nach Sarzy, wo die unglückliche Anne, die alle ihre Hoffnungen über den Sternen hatte, Adelaiden unter den Schauern der Ewigkeit, unter den Thränen ihres Elendes, in einer andren Welt erzog. Dort waren wir so glücklich, als wir es seyn konnten. Mein Sohn schrieb uns alle acht Tage den Gang der Unruhen und des Streites, der zwischen dem

Hofe und dem Parlemente ausgebrochen war. Ich dankte dem Himmel, daß ich nicht mehr in Paris lebte. Nun konnte ich doch die Reden, die man im Parlemente hielt, mit der größten Sicherheit beurtheilen. Man lachte über den Kampf der Parlemente mit dem Hofe; aber ich sah in diesem Wölkchen schon das Gewitter, das nachher Frankreich verwüstete, und so galt ich in der Folge unter unsern Bekannten für ein Orakel in der politischen Voraussehungskunst.

Um diese Zeit kam ein gewisser Sassemont nach Sarzy, der für die Intendantur der Provinz Geschäfte mit mir abthun sollte. Ich habe nie in meinem Leben ein widerlicheres Gesicht gesehen, als dieses. Es war eine wirkliche Feuerländer-Physiognomie. Die kleinen funkelnden, pechschwarzen schielenden Augen lagen tief in den Augenhöhlen, als ob sie das Licht scheueten, oder als ob die Stirn, die so weit hervorragte, nur das Futteral seiner wahren Stirn wäre. Alle übrigen Theile des Gesichtes, die Lippen, die Wangen u. s. w., hingen schlaff herab, wie angeflickte Lumpen. Dieses Schlaffe gab dem Gesichte eine widerliche,

schafartige Dummheit, die aber fürchterlich wurde, sobald man einen Blick in die listigen, lauernden Augen warf. Ich habe nachher in den Blutzeiten schreckliche Physiognomieen gesehen; aber eine so dumm listige, boshaft plumpe nicht wieder. Der Bart stand nur gruppenweise hier und da in den Vertiefungen des Kinnes; das schwarze schmutzige Haar hing wie steife Borsten um das Gesicht her. Die Gestalt war dürr, die Beine so starr, so hölzern, wie Stuhlbeine, Hand und Finger lang, dürr, und mit einer gespannten, kalten Froschhaut bedeckt. Der ganze Kerl hatte nichts Rundes an sich, als den Bauch; alles Andere war ausgedorrt.

Nun, dieser Sassemont kam nach Sarzy. Ich glaubte, ihn höflich behandeln zu müssen; denn er hatte lange Jahre in Paris als erster Spion gedient und das Vertrauen des Ministers * * * gehabt. Er war sogar in verschiedenen sehr großen Häusern zu allerlei gebraucht worden. Auch kündigte sich der Mensch sogleich eben so wichtig an, als er sich dünken konnte. Er erzählte mir, daß er mit dem Minister * * *, dem Marquis * * *, dem

Grafen * * *, und dem Duc * * * in Verbindung gestanden hätte. Von allen diesen Leuten sprach er in einem solchen Tone, daß man wohl sah, wie vertraut er mit ihnen gelebt hatte; und ganz kalt, ohne alle Veranlassung, setzte er hinzu: Glauben Sie mir, Herr St. Julien, wäre ich jetzt in Paris, das halbe Parlement würde gerädert. Bei meiner Seele! das halbe Parlement! und die andere Hälfte sollte dann schon registriren. Ich mußte meine Galle einmal ausschütten, und habe es einer sehr hohen Person geschrieben. Solche Lumpenkerl! Wie gesagt: gerädert; eher wird nicht Ruhe. Zwar hatte ich keinen Titel, als ich noch gebraucht wurde; aber man befand sich wohl bei dem, was ich rieth, lieber Herr St. Julien. Haben Sie damals je von Unruhen gehört? Man muß aber das Kind in der Geburt ersticken. Was ist an ein Paar hundert Menschen gelegen?

Ich vergoß bei dem Kerl Angstschweiß, drückte ihm aber konvulsivisch die Hand, verbeugte mich einmal über das andere, und sagte bei jeder Pause: „recht, recht, Herr Sassemont! Fahren Sie doch fort, ich bitte Sie darum.“

Gewiß, ich bin nicht grausam; aber ich hätte einen Theil meines Vermögens darum gegeben, wenn ich diesen Menschen irgendwo auf dem Rade angetroffen hätte. Denn welches Unglück konnte jemand nicht anrichten, der laut erklärte, daß auf ein Paar hundert Köpfe mehr oder weniger in einem wohleingerichteten Staate nichts ankomme! — „Nur müßte man, dächt' ich unmaßgeblich, lieber Herr Sassemont, den Unschuldigen erst heraussuchen." Das sagte ich, und suchte durch ein höfliches Lächeln den Widerspruch weniger auffallend zu machen. — Was Unschuld, lieber Herr St. Julien! erwiederte er, und knackte so gräßlich mit den langen, dürren Fingern, die er an einander preßte, daß ich glaubte, er rädere schon Jemanden. Was Unschuld! Darnach kann man nicht fragen. Wo soll die Zeit dazu herkommen? Sie glauben nicht, was für Geschäfte ein Minister hat. Ich danke Gott, daß ich jetzt meinen ruhigen Posten in der Provinz habe. Sie werden sagen: eine schlechte Belohnung für meine Dienste. Aber, lieber Herr St. Julien, das ist der erste Schritt in meiner Carriere; und — setzte er lächelnd, mit den kleinen Augen win-

kend, hinzu — um mein Glück ist mir nicht bange. Ich habe zu tief in die Karten gekuckt. Sie sollen sehen, wie geschwind ich steige; und, wie gesagt, lieber Herr St. Julien, kann ich Ihnen einmal irgend einen großen Dienst erweisen, so rechnen Sie auf meine Freundschaft.

Ich sah wohl ein, daß der Kerl prahlte, ja, daß er eben darum prahlte, weil ich seinen Worten zu glauben schien. Aber, was half mir das? konnte nicht der Kerl, der doch mit dem Minister in Verbindung gestanden hatte, die seltsamsten Lügen von mir ersinnen, wenn er sich von mir beleidigt glaubte? Ich verließ ihn einen Augenblick, und bat meine Familie, ihm alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen, und sich um des Himmels willen alles Urtheilens über die Unruhen in Paris zu enthalten.

Als meine Familie den Mittag zu Tische kam, sah ich, welch einen höchst widrigen Eindruck Sassemont auf sie machte. Er fiel nun mit großer Geschwätzigkeit über meine Frau her. Diese that, ich glaube mir zum Possen, die beleidigende Frage an ihn: in welchen Geschäften hat man Sie denn eigentlich in Paris gebraucht? Ich wurde vor Verlegenheit roth,

nahm aber geschwind mein Glas, und sagte: „Sie trinken ja nicht, lieber Herr Sassemont; mein Wein schmeckt Ihnen nicht. Befehlen Sie süßen, etwa Lynell oder Frontignac?" So half ich ihm glücklich von der Antwort. Ich verwickelte ihn nun in Gespräche mit mir, daß nur meine Frau sich nicht wieder hineinmischen sollte; und nach Tische erklärte ich dann sehr bestimmt: ich wünschte, daß dieser Mann auf keine Weise beleidigt würde.

Es ist ein unverschämter Prahler, sagte Anne. — „Aber Anne," antwortete ich, „ist das nicht ebenfalls Eitelkeit und Hochmuth, wenn du einen Triumph darin findest, ihn wissen zu lassen, daß du ihn durchsiehst?" — Er sollte, sagte meine Frau, uns wohl für so einfältig halten, daß... „Laß ihn doch," unterbrach ich sie; „laß ihn doch! Desto weniger haben wir ihn zu fürchten." — Fürchten? sagte Anne lächelnd. — Diesen elenden Kerl? setzte meine Frau hinzu. — „Dieser elende Kerl," rief ich erhitzt, „ist mein Gast. Ich befehle euch, ihn reden zu lassen, ohne ihm ins Wort zu fallen."

Sie gehorchten zwar; doch Abends bei Tische erröthete ich wenigstens hundertmal, weil ich be-

merkte, daß meine Frau bei den Komplimenten, die ich dem Menschen machte, spöttisch lächelte, und Anne sich schämte. Ich schämte mich selbst davor; um aber nicht ganz Unrecht zu haben, übernahm ich seine Vertheidigung. „Kinder," sagte ich, „was kann der Mensch für seine Physiognomie? Er ist so übel nicht; glaubt mir, er ist so übel nicht. Freilich prahlt er; aber wir können dabei gewinnen, wenn wir desto demüthiger sind. Und dann macht er doch von Paris eine so lebendige, wahre Beschreibung, daß ich ihm sogar mit Vergnügen zuhöre. Wollt ihr es ihm anrechnen, daß er sich hat als Spion brauchen lassen, so rechnet ihm auch den Muth an, der zu diesem Geschäfte gehört; oder bringt doch wenigstens das Böse in Anschlag, das er nicht gethan hat." Hierüber gerieth ich mit meiner Frau in einen sehr lebhaften Streit. Ich fühlte mein Unrecht; aber ich konnte und wollte es nicht gestehen. Lieber Vater, sagte Anne, man muß den Teufel hassen, so furchtbar er auch ist; und diesem Menschen fehlt zum Teufel doch sehr wenig. Schweigen will ich: doch unmöglich kann ich ihm Achtung erweisen, mein Vater.

Ich schämte mich vor meiner Tochter; aber helfen konnte ich mir nicht. Dieser Mensch mit seiner Galgen-Physiognomie war mir zu fürchterlich. Ich war jeden Augenblick in Angst, er möchte den Eindruck bemerken, den er auf meine Familie machte; und um die Wirkung davon schon vorher zu schwächen, sagte ich ihm: meine Tochter sey deshalb bei Tische so still, weil sie nichts von seinen Erzählungen verlieren wolle. Mit diesem politischen Streiche wußte ich mir, wer weiß wie viel; aber ich hatte das Uebel nur ärger gemacht. Der Kerl zog vor Vergnügen die Lippen so weit aus einander, daß man hätte eine Faust hineinstecken können, und nun wendete er sich mit seinen Erzählungen ohne Unterlaß an meine Tochter. Er that unerträglich freundlich mit ihr. Es war wirklich ein schrecklicher Anblick, den Menschen vor Annen stehen zu sehen. Diese genarbte, gezeichnete Stirn, dieses tückische Auge, dieser offne, lüsterne, hangende Mund vor der heitern Stirn, den offnen freien Blicken und dem lieblichen Munde des Mädchens! Die Hölle schien sich vor dem Eingange des Himmels gelagert zu haben. Anne behandelte ihn

auf mein Winken wenigstens nicht unhöflich, und der Mensch schien großes Vergnügen an ihrer Gesellschaft zu finden. Er erzählte mir den Abend in Vertrauen, daß er mit seinen Geschäften in Paris ein Vermögen von zehntausend Livres jährlicher Einkünfte erworben habe. Und meine Familie, Herr St. Julien, setzte er hinzu, ist keine der schlechtesten im Lande. Die Sassements sind in Bretagne bekannt genug.

Das Alles sagte er mit so furchtbarem Winken und Blinzeln der kleinen Augen, daß ich jeden Augenblick eine Bewerbung um Annens Hand erwarten mußte. Mit unbeschreiblicher Freude sah ich ihn endlich wieder abreisen; aber er rief mir noch aus dem Wagen zu, daß er bald wiederkommen würde. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben unruhiger gewesen zu seyn, als wenn ich an diesen Menschen dachte. Bald erkundigte ich mich genauer nach ihm, und hörte, daß er so gut wie Intendant der Provinz war. Aber wäre er Premier-Minister gewesen, ich würde ihm Annens Hand nicht gegeben haben, und hätte er mich auch, wie seine Finger, gerädert. Meiner Familie verschwieg ich die Furcht, die ich hatte, daß er auf Annen dächte.

Nach vier Wochen kam er wieder, in einer glänzenden Equipage, mit strahlenden Brillanten an den dürren Fingern, und in den prächtigsten Kleidern, die ihn nur noch abscheulicher machten. Aus diesem Glanze schloß ich sehr richtig auf seine Absicht, und empfing ihn zitternd. Ich habe Nachrichten aus Paris, sagte er mir schon beim Aussteigen ins Ohr. Wenn Espremenil seinen Kopf in den künftigen Monath hinein trägt, so geb' ich Ihnen diese Kleinigkeiten (er hielt mir seine Ringe unter die Augen) für einen Pfeifenstiel. Ich kenne diesen armen Teufel. Der Hof wird durchfahren. Was wetten Sie, man hält ein lit de justice, ehe noch ein Monath vergeht, und der Scharfrichter wird zu thun bekommen.

Es war mir, als stände der Scharfrichter schon hinter mir, und als sollte ich eben niederknieen: so erschrak ich vor dem Gesichte, mit dem er diese Worte begleitete. Wie gesagt, hob er an, als er in meinem Zimmer oben war: wie gesagt, ich kann jetzt eine Kleinigkeit verdienen. Der Duc d'Orleans — Se. Hoheit haben mir immer viel Vertrauen er-

wiesen — hat mir den Auftrag gegeben, in der Provinz beträchtliche Geschäfte im Kornkauf für ihn zu machen. Ich stehe Ihnen dafür, flisterte er mir freundlich zu, wir gewinnen Beide, der Duc und ich. Aber was macht denn ihre liebenswürdige schöne Tochter? Sie müssen ja nicht etwa glauben, daß ich immer in der Provinz bleiben werde! Paris, Herr St. Julien, ist der rechte Ort für mich. Ich stehe in bedeutenden Verbindungen, glauben Sie mir das, liebster Freund; und man muß sein Schäfchen scheeren, wenn es Wolle hat. Hören Sie, es trägt mir ein hübsches Sümmchen ein, daß der Duc d'Orleans nicht Admiral von Frankreich geworden ist. Es war ihm versprochen, und der Hof hätte sollen Wort halten. Ein guter Fuchs hat zwei Löcher, und doppelte Ernten sind besser als einfache. Sehen Sie, das sind meine Grundsätze. Ich bin ein ehrlicher Mann. (Das Wort erschreckte mich; es war, als wollte er mich auf der Stelle ermorden.) Der Himmel gebe noch eine schlechte Ernte, und dann will ich den sehen, der es in Paris mit mir aufnehmen soll. Meine künftige Frau muß leben

können, wie die Frau des ersten Pairs im Reiche. Aber was macht denn Ihre schöne Tochter? In der That, ich habe an nichts als an sie gedacht.

So ging das in Einem fort. — Am folgenden Morgen, als ich kaum aufgestanden war, kam der gefürchtete Augenblick. Nach einem Eingange, in welchem Sassemont mir noch einmal seine bedeutenden Verbindungen und sein Vermögen angepriesen hatte, bat er mich um Annens Hand. Ich hätte glänzende Partieen machen können, setzte er hinzu; aber ich will ein tugendhaftes Mädchen, ein Mädchen, dessen Herz für das meinige paßt, eine stille, unschuldige Seele. — „Diese Verbindung, lieber Herr Sassemont," sagte ich furchtsam, „ist sehr ehrenvoll für uns, und ich scheue mich daher gewissermaßen, Ihnen zu sagen, daß sich Schwierigkeiten vorfinden. Unsere Anne ist eine kleine Schwärmerin, die in der That nicht für die Welt und für Ihre großen Hoffnungen paßt." — Das giebt sich; glauben Sie mir, das giebt sich. Unbekanntschaft mit der großen Welt, nichts weiter. — „Um Vergebung, meine Anne ist in Paris

erzogen." — Thut nichts. Das nehm' ich auf mich. Ich will sie schon bilden. Sie sollen Ihre Tochter nach vier Wochen nicht wieder kennen.

„Ich glaube sogar, ein kleiner, unschuldiger Liebeshandel . . ." — Thut nichts, liebster Herr St. Julien; ich habe das Leben auch genossen. Wie gesagt, nach vier Wochen sollen Sie Ihre Tochter nicht mehr kennen. — Ich ergrimmte über diese Vorstellung, war aber zu furchtsam, meine Empfindungen ausbrechen zu lassen. In großer Verlegenheit versprach ich, meiner Familie seinen Antrag mitzutheilen. Er verbeugte sich, und fing nun auch sogleich an, mit seinen Betriegereien vertrauter gegen mich zu werden. Ich wollte nicht mehr hören, und sagte: er möchte mich entschuldigen; ich hätte nothwendig zu schreiben. Er verließ mich. Nach einigen Minuten hörte ich seine Stimme im Garten, und öffnete das Fenster. Anne kam so eben die Allee herunter, und Sassemont ging auf sie zu. Aus seinem eilfertigen Gange und seinen Verbeugungen vermuthete ich mit Schrecken, daß er wohl gar Annen selbst seinen Antrag machen könnte, und dann fürchtete ich ihren Abscheu vor ihm.

Ich hatte nur allzu sehr Recht. Anne kam in der stillen Ruhe ihres edlen Bewußtseyns daher. Die Ewigkeit lag wie ein Lichtmeer vor dieser schönen Seele ausgebreitet, und ihr Herz schwamm in einem Strome der reinsten Liebe, der heitersten Unschuld. Noch stand die letzte Thräne ihres Morgengebetes auf ihrer Wange; ihre Hände waren noch gefaltet, und ihre Augen in die Wolken gerichtet. Da hüpfte der Elende auf sie zu, mit dem Wunsch einer schlechten Ernte im Herzen, und mit Stolz auf seine lasterhaften Verbindungen. Wie konnte dieser niedrige Mensch sich vor die erhabne Anne stellen! wie konnte der Teufel den Engel der Unschuld um Liebe bitten! Aber er that es.

Anne beantwortete Sassemonts Fragen nach ihrem Befinden mit gütiger Geduld; denn ihr natürlicher Abscheu vor ihm konnte nicht sogleich durch die Ruhe der Ewigkeit, die ihre Seele füllte, hervorbrechen. Ich habe, sagte er freundlich, und wollte eine von Annens gefalteten Händen ergreifen — ich habe nicht Ruhe und Rast gehabt, bis ich Sie wiedersah.

„Ich wünsche Ihnen Ruhe, Herr Sassemont,"

mont," antwortete Anne gutmüthig: „gewiß, das thu' ich."

In der That? O, Sie können mir Ruhe geben, und noch mehr als das, den Himmel auf Erden.

„Ich kann das nicht; nur Sie selbst können es."

Wahrhaftig, Sie allein; und ich würde verzweifeln, wenn Sie es nicht thäten. Aber ich verlange viel. Ich verlange diese schöne Hand, und mit ihr dies schöne Herz. — Anne verstand das nicht, und sah ihn errathend an. Er legte das Schweigen unrecht aus, und fuhr fort: ich habe Ihrem Herrn Vater entdeckt, daß ich Sie unendlich liebe. Er sagt nicht Ja, nicht Nein, und will mit Ihnen sprechen. Als ich neulich hier war, schienen Sie mich mit Vergnügen zu hören. Darf ich nun hoffen, daß Sie auch das Opfer meines Herzens mit Vergnügen annehmen werden?

„Nein, mein Herr!" sagte Anne, und trat erschrocken zurück; „wenn das in Ernst Ihre Hoffnung ist, so geben Sie sie ganz auf."

Warum aber, meine Theure? warum aber? Sie werden von Ihrem Vater hören, wie

meine Umstände sind. Es wäre eitel, sie Ihnen zu sagen. Ich gehe wieder nach Paris. In der That, ich habe keinen andren Gedanken, als Sie glücklich zu machen.

„Das werden Sie thun, sobald Sie kein Wort mehr über diesen Punkt reden. Es ist geradezu unmöglich."

Warum aber, meine Gütige? Sagen Sie nur, was Sie von dem Manne fordern, der so glücklich seyn soll, Ihr Herz zu erhalten. Alles, was Sie fordern können, will ich thun. Ich will mich nicht rühmen; aber Madame Sassemont darf auf alles Ansprüche machen, was . . . Ich habe noch jetzt ein Geschäft, wodurch ich allein reich werden könnte: den Aufkauf des Korns in der ganzen Provinz.

„Das eben, mein Herr," sagte Anne mit Abscheu, weil sie wußte, welche Noth dadurch entstand: — „das eben! Es ist fürchterlich, abscheulich. Nur ein Bösewicht konnte einen solchen Plan ersinnen."

Der Mensch konnte noch erröthen. Sie sind eine kleine Schwärmerin, hat mir Ihr Vater gesagt; aber das wird sich geben. Glauben Sie mir, diese Hungersnoth hat ihre großen

Absichten. Was thut es denn auch, wenn einige Familien sich einmal etwas behelfen müssen? Desto angenehmer werden wir des Lebens genießen, wenn der Pöbel auch ein wenig . . .

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Anne mit Schaudern, und vor Zorn erröthend — „meine einzige Empfindung gegen Sie ist Abscheu und Verachtung.“ Mit diesen Worten wendete sie sich von ihm ab, und kehrte in die Allee zurück. Er blieb noch ein Paar Minuten allein stehen, besah seine Ringe, und ging dann auf das Haus zu. Ich erwartete sogleich nichts Gutes, und ging ihm freundlich entgegen. Ob er jetzt dummer oder boshafter aussah, weiß ich nicht; aber genug, er kam mir erschrecklich vor. Ihre Tochter, sagte er in Tönen, die so scharf wie ein Scheermesser in das Gehör schnitten — ihre Tochter hat mich beleidigt, sehr beleidigt. Sie haben keinen Theil daran, das weiß ich; sonst bin ich der Mann nicht, der sich ungestraft beleidigen läßt. Ich kann Hände in Bewegung setzen, die alles für mich thun.

Hätte man mich in diesem Augenblick über die Gränze geschickt, es würde mir nicht halb

so schrecklich gewesen seyn, als die Hände, auf die er mich hinwies. „Ich sagte Ihnen ja, lieber Herr Sassemont," erwiederte ich zitternd, „daß sie eine Schwärmerin ist." — Ei was! Schwärmerin! sie hat den Dúc d'Orleans einen Bösewicht geheißen. (Ich wurde todtenbleich.) Einen Prinzen vom Geblüte! Von mir will ich gar nicht einmal etwas sagen; aber . . . . Ich verlasse mich auf Sie, lieber Herr St. Julien, setzte er sanfter hinzu.

Da saß ich nun in der größten Verlegenheit. — Haben Sie es Ihrer Frau Gemahlin schon gesagt? — Ich antwortete in der Angst Ja, und so eben trat meine Frau in das Zimmer. Er wendete sich nun mit seinem Antrage sogleich an sie, und ich sah alles das Unglück vorher, das kommen würde. Meine Frau erröthete; dann lächelte sie höhnisch. „Ich weiß nicht, Herr Sassemont," sagte sie ein wenig spöttisch, „was Sie hat verleiten können, uns diesen Antrag zu thun. Sie mögen reich und von Adel seyn; aber unsere Tochter ist nicht für Sie. Das hätten Sie ja leicht selbst sehen können."

Wie so? wie so? Was hätte ich denn se-

hen sollen? Warum wäre Ihre Tochter für mich zu gut, liebe Frau?

Die Anrede „liebe Frau" machte meine Frau böse. „Meine Tochter," sagte sie aufgebracht, „ist für jeden zu gut, der Spion gewesen ist, und wäre er auch des Königs Spion gewesen. Sie soll ihre Hand einem ehrlichen Manne geben. Nein, nein, mein Mann hat Recht; das Handwerk sieht Ihnen aus den Augen." Da war denn alles heraus, und ich ergab mich in mein Schicksal. Dich hängen, dachte ich, oder köpfen, mehr kann man doch nicht thun; und der Tod ist ja nur ein Augenblick. Wenn ich nur erst wüßte, was der Dúc d'Orleans über mich beschließen wird!

Sassemont wurde blaß und roth. Er blies sich auf, knackte mit den Fingern, stemmte die Hände in die Seite, und blitzte so teufelisch aus den kleinen Augen hervor, als ob er uns ermorden wollte. Es wurde in meiner Brust warm, und mein Herz hob sich, weil ich nun einmal auf den Tod gefaßt war. Ich trat auf ihn zu, und sagte muthig: meine Frau hat Recht. Unsere Tochter ist nicht für Sie. Ich habe nur noch Augenblicke zu le-

ben, und die will ich recht gern an die Glückseligkeit meiner Anne wenden. Lassen Sie alle Hoffnungen fahren, Herr Sassemont. Ich bin auf alles gefaßt; aber, bei Gott! Anne soll glücklich seyn. Das Leben ist ja nur ein Rauch, der Traum eines Traumes; und auch Sie, Herr, müssen sterben. Also wohlan! wohlan!" Ich trat auf ihn zu. Er flog mit einem Angstgeschrei zum Zimmer und zum Hause hinaus, rief nach seinem Wagen, und war in einer Viertelstunde verschwunden.

Anne trat nicht lange nachher in das Zimmer. Ich umarmte sie feierlich, und es flossen Thränen aus meinen Augen. In dieser Minute fühlte ich, daß selbst die Aufopferung des Lebens ein Vergnügen werden kann. Ich betrachtete meine Familie, der ich das große Opfer gebracht hatte, mit stolzen Blicken: stolzer können die Griechen und Römer nicht gewesen seyn, die für ihr Vaterland freiwillig starben. Indeß ich so meine Frau ansah und auf Erstaunen, auf Bewunderung rechnete, fuhr sie empfindlich heraus: ich weiß auch nicht, was du machst! Wer ist nun an allen diesen einfältigen Dingen Schuld als du? —

„Als ich?" fragte ich mit großen Augen. — Doch wohl, lieber Vater! sagte Anne sanft; dieser Elende wäre ohne Ihre Höflichkeitsbezeugungen wohl schwerlich auf den Gedanken gerathen, um mich anzuhalten.

Mein Streiten dagegen half nichts. Endlich wurde ich unmuthig, weil Niemand an die Gefahr dachte, in der ich schwebte. Ich sagte: „und wenn auch, wenn auch! so bist du doch nun frei, mein Kind; so hab' ich doch nun mit meinem Leben dein Glück erkauft!" Anne sah mich verwundert an. Meine Frau fragte ungeduldig: mit deinem Leben? Was willst du denn damit sagen?

Ich erklärte mich. Meine Frau rief: was kann denn dieser Elende? Kann denn der Dûc d'Orleans uns wehren, Annen einem Spitzbuben abzuschlagen? Du bist wunderlich, lieber Mann. Wahrhaftig, ich habe zehnmal so viel für Annen gethan, als du. Ich sagte ihm, er wäre Spion gewesen. Du rührtest dich ja nicht. — „Gebt Acht," sagte ich laut und feierlich; „gebt Acht, was es mir kosten wird!"

Meine Frau lachte; Anne fiel mir, aber

doch lächelnd, um den Hals. Ich war überzeugt, ein großes Opfer gebracht zu haben, und hatte nun nicht einmal die Freude, daß man es dafür gelten ließ. Beide fürchteten Sassemont nicht; sie hätten wenigstens mir anrechnen sollen, was es mir kostete so zu handeln.

Mein Triumph verminderte sich sehr. Ist denn, fragte ich mich selbst, die Freude über eine edle Handlung so abhängig von dem Beifalle der Menschen? Wehe dann der armen Tugend, die, wie die Eitelkeit, vom Lobe leben muß! — Ich bereuete wenigstens mein Opfer nicht; und wenn der Scharfrichter hereingetreten wäre, ich hätte ruhig meinen Kopf hingehalten, so undankbar meine Familie auch war.

Als acht Tage hinliefen, ohne daß sich jemand bei mir meldete, verschwand meine Furcht nach und nach, und ich fing an wieder ruhig zu athmen. Gerade um diese Zeit brach die große Revolution aus, die Frankreich so viel gekostet hat. Man kann leicht denken, was ich dabei leiden mußte. Ich war in dem Zustande jenes Schmeichlers, dem das Schwert an einem Haare über dem Kopfe hing. Es schien mir immer, als ob ich beiden Partheien

gleich = verdächtig wäre. Ich hob allen Umgang auf, brach alle meine Freundschaften ab; denn — konnte nicht einer von meinen Bekannten in Verdacht gerathen? Aber dann schien mir wieder die Eingezogenheit, worin ich lebte, eben so gefährlich zu seyn; konnte man nicht glauben, ich haßte die Neuerungen? Nun bat ich das Haus voll Gäste; aber ich zitterte bei jedem politischen Gespräche, das man führte, und hielt es für gleich = gefährlich, Theil daran zu nehmen, oder zu schweigen. Ich verbrannte meine Adelsurkunden, erließ meinen Bauern die Dienste, die sie mir schuldig waren, galt daher in meiner Gegend für den besten Patrioten, und zitterte doch vor diesem Nahmen. Noch jetzt ist es mir unbegreiflich, daß die Angst in den schrecklichen fünf Jahren mich nicht getödtet hat. Ich schrieb niemanden mehr einen Brief, außer meinem Sohne, und doch auch dem nur die gleichgültigsten Dinge. So gern ich ihn auch aus Paris weg gehabt hätte, so wagte ich es doch nicht, ihm zu sagen, daß er zu uns nach Sarzy kommen möchte; denn ich glaubte, daß seine ehemaligen republikanischen Ideen wieder

bei ihm erwacht seyn möchten, ob er gleich in seinen Briefen nichts davon äußerte.

Bei dem schrecklichen Gewitter, das über unserem Leben hing, bewunderte ich die ungestörte Ruhe meiner Familie. Meine Frau schimpfte bald auf diese, bald auf jene Parthei; meine Tochter Anne hing auf die Seite der Revolutionäre hinüber: und Beide thaten das so dreist, so ohne Zurückhaltung, daß ich erstaunte. Ich versteckte heute den Montesquieu und den Rousseau, damit sie mich nicht in Verdacht des Jakobinismus bringen sollten; morgen aber holte ich sie wieder hervor, und legte sie beide aufgeschlagen in mein Vorzimmer, um sie als Zeugen meines Patriotismus zu gebrauchen.

Ich suchte mich selbst zu überreden, daß ich es mit keiner Parthei hielte, und war so erfinderisch es zu glauben. Es ging so weit, daß ich mit mir selbst zankte. Zuletzt rief ich dann immer: es sind alles brave Leute, die es mit Frankreich gut meinen. Lieber Gott! seufzte ich; was liegt daran, auf welche Weise wir regiert werden, wenn wir nur Brot und Sicherheit haben! Meine Frau war, wie gesagt, wechsels-

weise Royalistin und Republikanerin, und Beides mit großer Heftigkeit. Sie wollte, meinte sie, den wahren Punkt wohl treffen, auf den es ankäme. Ich hätte doch den Staat sehen mögen, dem sie eine Konstitution gegeben hätte! — Jeden Mittag und jeden Abend hatte sie einen neuen Plan, Frankreich glücklich zu machen, den sie mir und Annen in ihren gewöhnlichen Fragen und Anreden zu erklären suchte, wobei sie ihre Gleichnisse jedes Mal von dem Essen hernahm, das vor uns stand. Sie meinte es mit diesen Gleichnissen sehr ehrlich; aber freilich klangen sie oft wie die bittersten Satiren. Die Patrioten machten ihr alles recht, bis jemand das Leben verlor; dann war sie eine erklärte Royalistin, bis eine neue Rede, die sie im Moniteur las, sie wieder bekehrte. Für mich konnte ich so ziemlich sicher seyn; denn ich sprach mit einem Fremden oft eine ganze Stunde lang von einer Turteltaube, die Annen gehörte, und nicht ein Wort von der Revolution. Aber für meine Frau zitterte ich. Ihre erste Frage an jeden Fremden war: nun, wie geht es in Paris? Dann ergoß sie sich den Augenblick in einen Strom von Verwünschun-

gen, ohne erst zu hören, wie der Fremde dachte; und zuletzt, so oft ich sie auch dringend bat, dies zu unterlassen, berief sie sich auf mich, als ob das, was sie vorgetragen hatte, meine Meinung wäre. Du wirst uns noch Alle unglücklich machen! sagte ich oft; und ihre Antwort war: „lasse ich sie nicht in Paris thun, was sie wollen? Nun, müssen sie mich denn nicht wenigstens denken und sagen lassen, was ich will?" — O! soll denn, rief ich, diese schreckliche Begebenheit noch zu allem Unglück auch Unfrieden in meinem Hause stiften?. — „Nein, nein, lieber Mann! behüte mich Gott davor!" — Sie fiel in meine Arme, und acht Tage hindurch enthielt sie sich des Verwünschens; aber nur acht Tage: dann hatten wir dasselbe Spiel, bis ich wieder des Hausfriedens erwähnte.

So unwahrscheinlich man es auch finden wird — ich blieb mir ziemlich gleich, und machte zu allem ein gutes Gesicht, bis auf den Tod des Königs. Da stimmte ich, und sehr aufrichtig, in die Ausrufungen meiner Frau ein, die in Thränen zerfloß und in Verwünschungen ausbrach. Wer kann einen König vom Throne

herab auf das Blutgerüst steigen sehen, ohne Thränen zu vergießen, und sollten es auch nur Thränen über die Veränderlichkeit des menschlichen Glückes seyn! Ach, sterben ist wenig, das fühlte ich; aber einen großen Monarchen so sterben sehen, ist schrecklich.

Ich fragte nun nichts mehr darnach, ob ich noch heute oder morgen mein Blut vergießen sollte. Der Tod des Königs, rief ich laut, mitten unter Jakobinern, hat mir Thränen gekostet, und wird mir, so lange ich lebe, Thränen kosten! Dabei trocknete ich mir die Augen. Ich war ein ganz anderer Mensch geworden. Meine Frau, deren Muth Anfangs so groß gewesen war, wurde furchtsam, je muthiger ich wurde. „O, lieber Mann," sagte sie mit Thränen: „bedenke doch, mit wem du sprichst! Sind es denn nicht Menschen ohne Mitleiden, blutgierige Tieger?"

Das sind sie, liebe Frau, das sind sie. Aber wollen wir denn allein leben? Ist denn der Tod nicht eine Ehre geworden, seitdem die Redlichen das Blutgerüst besteigen, und Bösewichter ihre Richter sind? Nein, nein, laß mich! Könnte ich Blut weinen, ich wollte es öffentlich, mit-

ten in Paris, mitten unter den Mördern! — Meine Bekannten zitterten für mich, und baten mich, zu schweigen; aber ich konnte nicht. In der That befand ich mich allemal sehr wohl, wenn ich frei von meiner natürlichen Feigherzigkeit war. Ich erhielt diesen Muth in mir so lange als möglich, und glaubte, daß ich ihn niemals wieder verlieren würde; aber ich verlor ihn jedes Mal stufenweise wieder, und sank zuletzt in die natürliche Furchtsamkeit zurück, die mich beständig ängstete. Der Schmerz über den Tod des Königs hat bei mir allemal die Empfindung einer gewissen Entschlossenheit hervorgebracht, und er wird mich rühren, so oft ich an ihn denke.

Ich arbeitete eine Schutzrede für den König aus, die, wenn nicht so schön wie Lally-Tolendals Schutzrede, doch gewiß weniger eigennützig und eitel war. Als ich sie fertig hatte, las ich sie meiner Frau und Annen vor; und das war die schon oben erwähnte einzige Rede, die ich bis zu Ende brachte, und bei der meine Frau und Anne in Thränen schwammen. Ich selbst konnte sie vor Rührung kaum zu Ende lesen. Wollte Gott, sagte meine Frau,

du hättest die Rede gehalten! Sie hat mir das Herz umgekehrt. — „Weil du ein Herz hast, liebe Frau. Sie hätte mich unter das Mordeisen gebracht; aber dennoch wünschte ich, sie gehalten zu haben. Du hättest mit Freudenthränen mich sterben sehen, und Anne, hoffe ich, auch.“ Anne nahm das Papier, und hielt es an die zitternden Lippen. Meine Frau umfaßte mich. Du hast es gut gemeint, lieber Mann, sagte sie. Laß uns Gott danken, daß du noch lebst, und daß du ein Herz hast, aus dem diese Rede kommen konnte. Ich will sie dir zu Ehren aufheben, und sie einmal mit in deinen Sarg legen. Sie nahm die Rede; ich glaube, aus Besorgniß, daß ich sie auch Andern vorlesen, und daß sie mir gefährlich werden möchte. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Rhetorischen Werth mochte sie nicht haben; denn ich schrieb sie unter heißen Thränen, unter Mitleid und Zorn, ohne alle Disposition. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß ich dabei an irgend einen Griechen gedacht hätte.

Noch jetzt lese ich niemals eine Stelle in Isokrates Rede an den König Nikokles ohne Thränen: „Wirft man einen Blick auf die

Reichthümer, die Macht und Majestät der Könige, so sollte man glauben, sie wären an Glück den Göttern gleich. Sieht man aber die Sorgen, die Gefahren, die ihre Thronen umringen; wirft man einen Blick in die Geschichte, in die Geschichte der gekrönten Unglücklichen, die ermordet wurden, von denen die es am wenigsten durften; ermorden mußten, für die ihr Herz in Liebe schlagen sollte; die erst mordeten, dann gemordet wurden: so scheint einem der Karst in eines armen Landmannes Hand ein glücklicheres Loos, als das Scepter über ganz Asien." — Und es wird mir immer gewisser, daß jetzt Verborgenheit und Armuth noch das glücklichste Loos des Menschen ist.

Ich sagte das Annen, nachdem ich ihr die Stelle aus dem Isokrates vorgelesen hatte. Sie erwiederte: Geduld, mein Vater, und der leuchtende Strahl aus der Ewigkeit machen das Glück der Menschheit.

„Geduld, liebes kummervolles Geschöpf? Nein, Anne; es wird ja einen Zustand des Menschen geben, den man nicht tragen muß, dessen man sich freuen kann. Nein, gute

Anne,

Anne, verweise doch nicht alle Hoffnungen des Herzens aus Staube an das Sterbebett. Verborgenheit in einer Hütte, fünf, sechs Herzen, wie die unsrigen; und wir würden noch diesseits des Grabes die Blumen der Freude finden."

Und wenn der Tod eins von diesen sechs Herzen bräche, mein Vater — was hätten wir dann anders nöthig, als Geduld und den Strahl der Ewigkeit? Ach, darf der sterbliche Mensch sich denn jemals freuen? darf er es, so lange der Pfeil des Todes oder des Unglücks auf ein anderes Herz, als das seinige, gerichtet ist? Darf man denn an einem Sterbebette lachen, und wenn es auch das Sterbebett eines Fremden wäre? Und ist denn dies Leben nicht eine Trauerstunde, in der immer nur die Sterbeglocke tönt? ist die Erde etwas andres, als das große Sterbebett der Menschheit, an dem uns Thränen und Seufzer so wohl stehen? — Sie sagte das mit sanftem Weinen.

„Meine gute Tochter, soll die Tugend nicht wenigstens lächeln? die Unschuld nicht heiter seyn?"

Nur nicht über das Glück, mein Vater. Am Grabe mag die Tugend zum ersten Male lächeln, am Grabe und über das Grab. Dürfte die Tugend über das Leben lächeln, so könnte das Laster jauchzen. Denn sehen Sie, wie das Geschick die Loose der Tugendhaften und der Verbrecher aus Einer Urne mit gleicher Blindheit hervorschüttelt. Sie fallen gleich, Glück und Unglück. Erst das Grab entscheidet über Tugend und Laster. Der Bösewicht, wenn es hoch kommt, steigt gleichgültig in die Verwesung; der Tugendhafte lächelt der stillen Pforte der Ewigkeit entgegen.

„Anne, Anne!" sagte ich — es war das erste Gespräch der Art, das ich mit ihr hatte — „Anne, was konnte dein junges, frohes Herz so ergreifen, daß auch du schon das Grab schön findest! Ich bitte dich, mein Kind, sage mir deinen Kummer. Es wird mir in diesen schweren Zeiten Muth geben, wenn ich erfahre, wie wenig ich noch verlieren kann. Sage mir, Anne, was ist dein Gram!"

Sie blickte mich schnell an, mit Augen, in denen Thränen glänzten. Ich hatte einen Geliebten, sagte sie langsam: er . . . starb! —

Es war etwas Furchtbares in dem dumpfen, geduldigen Tone, mit dem sie das sagte. Ich hatte nicht den Muth, sie anzusehen, legte meine Stirn auf den Isokrates, und ließ Thränen auf die Stelle fallen, die unser Gespräch veranlaßt hatte. Als ich wieder aufsah, war Anne hinausgegangen.

Wirklich trostlos, und gegen die Vorsehung murrend, rief ich aus: „das ist das Leben?" Ich schlug bekümmert mein Auge in das Buch nieder, und es traf auf die Stelle, die gleich vorher geht: „Durch das alles werden sie sichtlich bessere Menschen." Sie steht da in einem ganz andern Zusammenhange; aber ich nahm sie, wie sie hier für mich paßte. Es war mir in dem Augenblicke, als ob ein Engel vom Himmel mir diese Worte zuflisterte. „Guter Gott! guter Gott!" rief ich, und faltete meine Hände: „o, wenn das wahr ist, wenn das Unglück uns zu besseren Menschen macht, so gieb es uns; wir wollen es mit Freude aufnehmen. Und ist nicht Anne besser, ist sie nicht sanfter, wohlthätiger, frömmer, gehorsamer, stiller, und zufriedener sogar? Sind wir nicht besser? lieben wir nicht

die trauernde Tochter noch einmal so zärtlich? Ist nicht meine Frau bei Annens stillem, geduldigem Grame sanfter geworden?" — Ich ging Annen nach, ergriff ihre Hand, und fragte mit tiefer Rührung: „hat dich dein Unglück nicht besser gemacht?" Sie fiel mir um den Hals, und wir lächelten Beide getröstet. Wer darüber lächelt, daß diese aus dem Zusammenhange gerissene Stelle der Trost meines Lebens wurde, der lächle getrost noch einmal; denn ich war so schwach, und bin es noch, daß ich nie erwache, nie etwas Besonderes erlebe, ohne laut diese Stelle zu wiederholen, die mich niemals ohne Trost gelassen hat.

Ich hange mehr oder weniger von Phantasieen ab. Von je her habe ich die Dinge immer in fremdem Lichte gesehen, das ein Zufall oder eine Einbildung, die ich hatte, darüber hin breitete, (wie das wohl mehreren Menschen so gehen mag); aber hier spielte mir die Phantasie keinen Streich: wir waren in der That besser geworden; ja, ich möchte sagen: auch glücklicher. Das allgemeine Unglück zog uns enger zusammen; das machte uns weichherziger, und darum theilnehmender für einan-

der. Jede glückliche Minute empfanden wir stärker, weil wir nicht wußten, wie viele uns noch vergönnt waren. Wir glichen Freunden, die sich so eben trennen sollen: ihre Unterredung wird herzlicher, ihre Liebe sichtbarer und mittheilender; sie sagen einander das, was sie empfinden, schneller, ununterbrochener, weil sie die laufenden Minuten stärker fühlen. So war es auch mit uns. Unsere Liebe stieg wie das Elend unseres Vaterlandes; wir schlossen uns inniger an einander, je mehr die Bande der Bürgerliebe rissen. Unser Vertrauen erreichte einen so hohen, herrlichen Grad, daß es uns schon allein anstatt des Glückes hätte dienen können. Selbst unsere Adelaide, die erst ein Kind von dreizehn Jahren war, eilte ihrem Alter zuvor. Wir bedurften Thränen von ihr, und Theilnahme an unsern Thränen; die hatte sie. Unter andern Umständen würde sie noch für sich allein gespielt haben; denn um in unsern Bund treten zu können, hätte sie noch nicht Verstand und Erfahrung genug gehabt. Die brauchten wir aber nicht; und Gefühl bekommt ein Kind früher als Verstand. Adelaide war, obgleich noch so jung, doch unsre

Freundin. Wir behandelten sie, wie ein erwachsenes Mädchen, und hatten an ihr ein Herz mehr, das zu den unsrigen paßte. Dazu mochte denn wohl auch die Erziehung, die sie von Annen erhielt, mit beitragen.

Adelaide war ein seltnes Geschöpf; sie unterschied sich von uns Allen durch ihren Charakter. Wie soll ich mich ausdrücken, damit der Leser mich nicht falsch verstehe? Ihr Herz war ein bebender Hauch der Liebe, und zugleich stark wie ein Diamant. Das Blut, das Frankreich benetzte, die Flamme, die es verzehrte, und Annens Thränen hatten Adelaidens Herz gehärtet und zugleich erweicht. Anne wendete ihren Blick immer und allein gegen die Ewigkeit. Das vergehende Frankreich mit seinen Ruinen, seinen Leichen, seinen Schutthaufen, seinen Schlachtfeldern, seinen Millionen Unglücklicher, war dem Mädchen das Bild des menschlichen Lebens geworden. So erwartete sie von diesem Leben nichts als Leiden; aber sie sah es wie eine vorübergehende Minute an, und fürchtete es nicht. Sie weinte mit uns; doch was ihr Thränen auspreßte, war nicht Gefühl des Unglücks, sondern Sehnsucht nach der

Ewigkeit. Ihr offnes, kühnes Auge — ach, wie oft habe ich selbst Muth daraus geschöpft! — war heiter; aber in diesem Auge spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, sondern es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens. Welch ein Unterschied, wenn sie neben Adelaiden stand! Annens kummervoller Blick hing halb am Boden; der Ton ihrer Stimme war gebrochen, klagend, die Wangen blaß, der Gang langsam, die Bewegungen still und geduldig: an ihrem Herzen nagte der Tod wetteifernd mit dem Grame. Adelaidens Auge hingegen war ganz geöffnet: es schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu sehen; nur die Thräne, die an den langen Augenwimpern hing, zeigte das Elend, das zwischen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und ernst, triumphirend wie der Halleluja-Gesang der Engel, ihre Wange strahlend von einem sanften Morgenrothe, ihr Gang langsam, aber fest, ihre Bewegungen bestimmt und muthig. Sie schien eine Unsterbliche, die mitleidig auf die Erde voll Elendes herabsieht und die Brust voll von der Seligkeit des Himmels hat. Alles konnte sie hingeben, alles

aufopfern. Man merkte ihr kaum an, daß sie einen Wunsch hatte. Ihre einzige Schwäche war Liebe zu Annen; nur gegen den Kummer ihrer Schwester hatte ihr Herz keine Stärke, ihr Auge keinen Muth. Sah sie Annen im Garten umhergehen und weinen, dann war sie ohne Trost, dann schluchzte sie, rang die Hände, und brach in Klagen aus; sah sie aber Annen einmal eine Minute heiter, so hüpfte, so jauchzte sie, und war kindisch fröhlich. Ihr Herz hatte nur diese einzige schwache Seite; Anne war daher auch sehr behutsam mit ihren Thränen, wenn Adelaide sich bei ihr befand. Beide liebten einander unbeschreiblich, und — das harte Schicksal bestimmte sie zur Trennung!

So hatten wir wieder ein Jahr hingebracht; da hörte ich, daß wir in Verdacht gerathen wären, als sey bei uns ein Depot von Waffen. Ich blieb dabei ruhig; denn bis auf eine Jagdflinte ohne Schloß, hatte ich schon alle meine Gewehre dem Vaterlande abgeliefert. Eines Morgens war unser Haus umringt, und wir sahen eine Menge Nationalgarden auf dem Hofe. Meine Frau kam zitternd, Anne bleich,

Adelaide ruhig, ihre Mutter tröstend, zu mir auf das Zimmer. „Seyd ohne Sorgen, meine Lieben!" sagte ich, aber freilich selbst zitternd: „kommt uns denn dies unerwartet? Können sie mehr thun, als uns tödten?" Die Thür flog auf, und der abscheuliche Sassemont, mit einer Blutmütze auf dem Kopfe, und mit der Municipalitäts-Schärpe um den schmutzigen Rock, stürzte in den Saal. Ich verlor die Besinnung; meine Frau stellte sich hinter mich, und Anne bekam mehr Muth als vorher. Der Kerl blitzte aus den kleinen Augen einen seiner scharfen Pfeile auf mich los; und ich glaubte schon todt zu seyn.

Sassemont hatte sich auf einen Sofa geworfen, sprach nicht ein Wort, und hielt mir eine gespannte Pistole entgegen, während daß die Nationalgarden das ganze Haus durchsuchten. Ich trat seitwärts; aber die Mündung der Pistole verfolgte mich. „Mein Herr," sagte ich, „Sie sehen, daß ich wehrlos bin." — Schweig Bürger! rief er tückisch, und hielt die Pistole noch schärfer auf mich. Anne warf sich ihm zu Füßen; doch er sah sie kaum an. Meine Frau sank kraftlos in einen Stuhl.

Adelaide, meine Adelaide, sprang mit ruhigem Blick herbei, und sagte: setzen Sie Sich, mein Vater! Ich that es, und nun trat sie ruhig vor mich hin. Gott Lob! der Mensch hatte noch Gefühl genug, daß er die Pistole sinken ließ. Doch weidete er sich an der Angst, in die wir gerathen waren.

Man brachte die Vogelflinte ohne Schloß. Also doch Waffen? schrie er boshaft. Bürger, wozu dieses Gewehr? — „Sie sehen ja selbst," sagte ich, „daß es kein Schloß hat." — Ein schrecklicher Royalist! rief er, ohne zu antworten. — Mit einer Flinte ohne Schloß? fragte Adelaide; und die Nationalgarden lachten. Sassemont schoß einen seiner Blicke auf Adelaiden, und ich bat sie, zu schweigen. — Du bist der Nation verdächtig, Bürger; und Verdacht ist ein todeswürdiges Verbrechen. Was hast du zu sagen? — Ich berief mich auf das Zeugniß meiner Mitbürger im Dorfe. — Sie sind eben so schuldig, wie du, wenn sie dich vertheidigen. Er sagte den Garden, sie möchten hinausgehen und essen.

Siehst du nun meine Gewalt, Bürger? fragte er spitz, aber sanfter. Du stehst auf

der Liste, und bist ohne Rettung verloren. Gieb mir deine Tochter zur Frau, so will ich dich retten. Das allein kann deinen Bürgersinn beweisen. — Ich warf einen Blick auf Annen, und sah, daß sie die Hände rang. Das gab mir meinen Muth wieder. „Ich bin ein Patriot," sagte ich, und trat vor ihn hin; „aber nimmermehr wird meine Tochter deine Frau. Nimmermehr! Nun bringe mich, wohin du willst. Meinst du, wir hätten in diesen fünf Jahren nicht sterben gelernt? Hier bin ich!"

Meine Frau und Anne schrieen, und umfaßten mich. Es war eine Scene, in der ich die Süßigkeit des Todes für die Meinigen im Voraus schmeckte. Ich umarmte sie, und nahm von ihnen Abschied. „Wo ist meine Adelaide?" fragte ich; und so eben trat sie an der Hand eines andern Municipal-Beamten, mit strahlender Freude im Gesichte, in das Zimmer. Sie war hinausgelaufen, und hatte den Nationalgarden in einer kleinen Rede Sassemonts Bosheit vorgestellt. Seyn Sie ruhig, mein Kind, sagte der zweite Beamte; Sie haben für Ihren Vater nichts zu fürch-

ten. Kommen Sie. — Er brachte sie in das Zimmer, und sagte: Bürger, wir haben keine Waffen bei dir gefunden, und die Bauern in Sarzy geben dir das Zeugniß des besten Patriotismus. Du bist frei. Die Pflicht befahl; wir mußten gehorchen. Jetzt wünsche ich dir und deiner Familie Ruhe. Und dem Vaterlande wünsche ich zu deiner Tochter Glück; sie wird eine edle Bürgerin werden.

Hier, hier! schrie Sassemont, und hielt die Vogelflinte in die Höhe. Der edle Mann warf sie unwillig weg, reichte mir eine Pistole hin, und sagte: diese Pistole, Bürger St. Julien, gebe ich dir, weil du kein Gewehr hast, dich im Nothfalle gegen einen Schurken vertheidigen zu können. Fort! rief er dann: wir sind hier fertig. Protokolliren wollen wir bei dem Maire. Sassemont warf fürchterliche Blicke auf mich und seinen Kollegen. Adelaide flog in die Arme dieses edlen Menschen, und küßte ihn; wir Uebrigen standen noch wie versteinert.

Als wir uns erholt hatten, fielen wir einander trostlos in die Arme; denn jetzt erst sahen wir, daß dies nur der Anfang unseres Elendes war. Was mußten wir von diesem

Teufel, Sassemont, nicht fürchten! Was durften wir hoffen, da ich mich nun in Dijon selbst nach Sassemont erkundigte, und dort erfuhr, daß er an der Spitze der Geschäfte und des Jakobiner-Klubs stände! Konnten wir nicht mit Gewißheit darauf rechnen, daß er Mittel finden würde, uns zu verderben?

Unsere Furcht war nicht ohne Grund. Alle Tage kamen Emissäre nach Sarzy, die Bauern zu revolutioniren. Wie? riefen die Kerl: bei euch steht noch ein Schloß? bei euch lebt noch ein Edelmann? Seyd ihr rasend, daß ihr den Hund, der Anschläge zu eurem Verderben macht, am Leben laßt? Steckt ihm sein Haus über dem Kopfe an, und plündert ihn aus! Ihr Narren! wie wohlhabend könntet ihr seyn, wenn ihr Muth hättet! So bald er sich rührt, haben wir ihn auf der Liste, und ein Kopf ohne Rumpf kann nicht klagen. Ihr kauft nachher seine Güter für eine Handvoll Assignaten. Wahrhaftig, so gut wird es euch nicht wieder geboten! Oder geht nach Dijon, und klagt ihn an, worüber ihr wollt. Er ist reich. Hat nicht die Nation euch Alle gleich gemacht? Und dieser Hund will Braten essen, wenn ihr nur

Gerstenbrot habt? Wein trinken, wenn ihr Wasser trinkt? Wie wird er über euch spotten, daß ihr so einfältig seyd!

Die Nachrichten aus Dijon waren nicht besser. Sassemont deklamirte im Jakobinerklub ohne Unterlaß gegen mich. Er schilderte mich als einen Tyrannen, gab mir alle möglichen Verbrechen schuld, und behauptete: mein Sohn in Paris stehe in Englischem Solde.

Die Gefahr nahm mit jedem Tage zu. In unserm Hause herrschte eine Todtenstille; ach, und ich sah, wen man betrauerte. Des Morgens, wenn wir aufgestanden waren, näherten sich meine Frau und meine beiden Töchter mir mit Thränen, und küßten meine Hände, als wollten sie mir schon jetzt auf ewig Lebewohl sagen. Jede hing wohl zehn Minuten lang an meinem Halse, und bedeckte mich mit Küssen und Thränen. An der Ehrerbietung, mit der sie mich behandelten, an der Zärtlichkeit, mit der sie mich betrachteten, an dem Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnten, und das sie stumm machte, wenn sie mit mir zu sprechen versuchten — an dem Allen sah ich, daß ich das Opfer war, welches fallen sollte. Meine Frau

hatte ihre Heftigkeit gegen mich gänzlich verloren; sie würde mich nicht zärtlicher haben behandeln können, wenn ich todtkrank gewesen wäre.

Man denke sich meine Lage, die ewige Todesangst, in der ich lebte, die Wehmuth, in die das Leiden meiner Familie mich versetzte! Mein Herz war so weich, so zagend geworden — ich würde die Hand mit Freudenthränen benetzt haben, die barmherzig genug gewesen wäre, einen Dolch in meine Brust zu stoßen und so meiner gräßlichen Angst ein Ende zu machen. Der Tod war mir nicht fürchterlich, nur die Zeit, die ich noch in dieser Angst zubringen sollte. Die Liebkosungen meiner Familie machten mich stumm und kalt, zuweilen sogar hart; sie zerstörten die Hoffnungen, die meine Phantasie dennoch mitunter hervorbrachte. Ja — Gott Lob! noch jetzt glaube ich das — hätte Sassemont meine Angst und die Verzweiflung meiner Familie sehen können, er würde seinen Raub haben fahren lassen. Es kam kein Schlaf mehr in meine Augen; und die Seufzer meiner Familie, die ich jede Nacht hindurch hörte, quälten mich

noch stärker, als meine Unruhe: sie zeigten mir, wie sehr ich Ursache hatte, besorgt zu seyn.

Endlich kam ein Mensch aus Dijon, der mich unter einem leichten Vorwande sprechen wollte. Mein ganzes Wesen war erschüttert; ich umarmte meine Frau und meine Kinder, und ging in den Saal, wo der Fremde war, und wohin meine Familie mir erschrocken folgte.

Der Fremde war ein Abgeordneter von Sassemont, ob er gleich nicht dafür gelten wollte. Sobald er sein angebliches Geschäft abgethan hatte, lenkte er das Gespräch auf meine Gefahr. Der Bürger Sassemont ist Ihr Feind, Bürger, und Ihr Leben — das versichere ich Ihnen bei dem Wohl des Vaterlandes — hängt nur noch an einem Fädchen, wenn Sie kein Mittel wissen, ihn zu versöhnen. Es gäbe freilich ein recht leichtes Mittel, Sie zu retten. Sassemont ist allmächtig; glauben Sie mir, allmächtig.'

Ich schwieg; was sollte ich sagen? In diesem wirklich furchtbaren Augenblicke war ich nicht im Stande, meine Augen auf Annen zu richten; ich sah nur bis auf ihre Füße. Aber ich hatte das Gefühl, als sollte ich mich vor ihr nieder-

niederwerfen und rufen: rette mich, Anne! rette deinen Vater! Großer Gott, kann das Laster die Tugend auf diesen Grad der Verzweiflung treiben!

Der Fremde hob wieder an: wie gesagt, ein leichtes Mittel, Sie Alle zu retten! Da trat Anne schnell vor. „Und das Mittel bin ich? nicht wahr, mein Herr? So sagen Sie Herrn Sassemont, daß ich bereit bin, ihm meine Hand zu geben. Sagen Sie ihm das!" — Ach, ich will es nur gestehen, diese Töne wären himmlische Musik für mein Ohr. Zwar schämte ich mich, daß ich das Leben so liebte; aber diese Empfindung, so schwer sie auch auf mein Herz fiel, war doch nicht so stark, wie die Liebe zum Leben. Ich fürchtete, Anne würde ihr Wort wieder zurücknehmen; doch sie wiederholte noch einmal: „sagen Sie ihm, daß er meine Hand bekommen soll." — Brav! rief der Fremde; nun sind Sie gerettet. Ich wünsche Ihnen Glück. Wir sehen uns wieder. — Er umarmte mich. Ich stand da, wie ein Automat, und konnte das Auge nicht aufheben: so hatte mich die Empfindung meiner Schande vernichtet. Anne warf sich mir zu Füßen. Um

sie nur nicht zu sehen, hob ich das Auge. Ich vergoß keine Thräne, ob ich gleich das Schluchzen der Meinigen um mich her hörte. Die Scham hatte meine Liebe, mein Mitleiden gegen sie Alle vertrocknet. Ich fühlte mich jetzt des Opfers nicht mehr werth, das Anne mir brachte, und drehete meine Kniee aus ihren Armen. Meine Frau dankte Annen für ihren Edelmuth. Ich konnte nicht danken; nein, ich war schwach, aber kein Heuchler. Ohne Jemanden anzusehen, sagte ich nur: laßt mich! ging in mein Zimmer, und riegelte mich ein.

Gerettet war ich nun freilich; aber das Leben hatte für mich nicht länger Werth. Ich liebte meine Frau, meine Kinder nicht mehr, und hätte mich in diesem Augenblicke ganz gleichgültig auf immer von ihnen trennen können. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, glühe ich vor Schamröthe über diese schwache Minute, und bitte den Leser, wenn er fühlt, daß er muthiger gewesen seyn würde, mich zu bedauern. Ach, wie oft hat, wenn nachher Anne in meinen Armen lag, der Gedanke an diese Stunde mir noch Kummer gemacht!

Am Abend konnte ich nur mit Uebewin-

dung zu Tische gehen, weil ich vor Annens Thränen zitterte; aber sie beschämte mich aufs neue: sie empfing mich mit einem heitern Gesichte. Ich warf einen schnellen Blick auf sie, als ich den muthigen Ton der Stimme hörte, mit dem sie mir sagte: „mein Vater, das ist der erste glückliche Abend, den ich nach so vielen Jahren des Grams wieder erlebe.“ Sie that alles Mögliche, mein quälendes Gefühl über meine Schwäche zu mildern. — „Vielleicht kann ich,“ sagte sie zu ihrer Mutter, „als die Frau dieses Mannes noch manches Gute stiften; und wer weiß, ob es mir nicht gelingt, Gefühl für die Tugend bei ihm zu wecken!“ Aber ich hörte nur zu gut, wie viele Anstrengung ihr der Muth kostete, mit dem sie sprach.

Adelaide saß allein und weinte. Ich bemerkte halb und halb, wie die Mutter ihr zuwinkte, mir ihre Thränen zu verbergen. Sie allein sah ich ein Paarmal an, weil sie allein es wagte, mir Vorwürfe zu machen. Adelaide bemerkte es, und fing an laut zu schluchzen. — Aber, Adelaide, fuhr meine Frau auf; was weinst du?

„Ueber das Unglück meiner Schwester!" jammerte das Mädchen laut, und umfaßte Annens Hals mit beiden Armen. Ich warf in diesem Augenblicke das Messer heftig auf den Tisch. Meine Frau hielt das für Zorn über Adelaiden, was nichts als Zorn über mich selbst war. Und wolltest du denn, fragte sie heftig, deines Vaters Leben um diesen Preis nicht retten, du Undankbare? — „Ach, Vater," sagte Adelaide; „gewiß ich liebe Sie, wie Anne. Aber können Sie Sich denn nur durch das Unglück meiner guten Schwester retten? Sterben wollte ich tausendmal für Sie, für meine Mutter, für meine Anne. Ach, Vater, ist denn wirklich dieser abscheuliche Sassemont allmächtig? Anne, Anne, kann denn der Ewige unsern Vater nicht retten, ohne dich unglücklich zu machen? Können wir denn nicht lieber Alle sterben, als uns Jahrelang quälen? —

Meine Frau schwieg. Anne fing an zu weinen. Ich umfaßte in voller Verzweiflung Adelaiden, und rief: wäre ich nur schon todt! — Anne sagte: Adelaide, wenn du mich liebst, so laß das deine letzte Thräne seyn! Ich bin glücklich. — Adelaide legte den Kopf an die Brust

ihrer Schwester, und seufzte: „müßte ich doch für dich sterben! wollte doch Sassemont mein Leben!" Ich erwartete vergehend, daß sie sagen würde: ich wollte großmüthiger seyn, als dein Vater. Sie sagte es nicht; ich ging aber hinaus, um es nicht noch hören zu müssen.

Meine Gattin kam mir nach, und sagte bittend: „kehre dich nicht an das Geschwätz des Kindes." — Und Anne, liebe Frau? fragte ich erwartend. — „Anne sieht ja ein, daß sie nicht dich, daß sie uns Alle, und sich selbst rettet. Ich bitte dich, lieber Mann, sage ihr doch nur Ein freundliches Wort, nur ein einziges. Ich weiß nicht, wie du bist, lieber St. Julien!" — Ich bin, was ein Vater nie seyn sollte: ich schäme mich, euch anzusehen. Sag Annen, daß ihr alter Vater sein Leben aus ihren zitternden Händen annimmt; sag ihr, daß ich nichts kann, als für sie beten. Gott, hoff' ich, wird ja mein Gebet erhören, wenn nicht um meinet-, doch um ihretwillen. — Meine Frau wendete sich ab, und wir gingen trostlos aus einander.

Den folgenden Mittag kam Sassemont mit dem Fremden auf den Hof geritten. Ich wur-

de tief erschüttert, und eilte in den Saal zu meinen Kindern; denn ich fühlte, daß ich Annen Muth machen mußte, das Opfer zu vollenden. Nach mir trat Sassemont mit seinem Begleiter herein. Wir schwiegen Alle, und blickten zu Boden. Adelaide hüllte das Gesicht in ihr Schnupftuch; Anne zitterte; selbst Sassemont schlug die Augen nieder.

Ich dächte, sagte der Fremde, Vergebung von beiden Seiten! Herr Sassemont hat mir aufgetragen, Ihnen zu versichern, daß er seine Heftigkeit bereuet. Das Schicksal macht sie Alle bald zu Einer Familie, und ich hoffe, das Glück wird dieser Vereinigung folgen.

Sassemont näherte sich mir jetzt schleichend, in Absätzen, wie eine Schlange. Herr St. Julien, sagte er verwirrt: können Sie mir verzeihen? Die unüberwindliche Leidenschaft für Ihre liebenswürdige Tochter . . . Und glauben Sie mir, Sie werden noch einsehen, daß ich nur aus Noth manches thue, was ich nicht will. Es wird die Zeit kommen, da ich mehr wie Sie denke, als wie ein Pöbel, den ich verachte.

Ich konnte ihm nicht eine Sylbe antworten, und es wurde mir sogar schwer, eine

Verbeugung zu machen. Und Sie, meine Theure, sagte er zu Annen schmeichelnd — und Sie? ist es wahr, daß ich Ihre Hand erhalten soll? Jetzt blickte ich auf, und sah, daß Anne bleich war, zitterte, etwas sagen wollte, und es nicht vermochte. Sie sah in diesem Augenblicke mich an, und begegnete meinen Augen. Nun trat sie rasch vor, streckte ihre Hand aus, und sagte mit zitternder Stimme: „hier ist meine Hand." Als Sassemont ihre Hand ergreifen wollte, schauderte sie zusammen. Jetzt brach ihr Unglück mein selbstsüchtiges Herz. Ich sprang dazwischen, entriß dem Elenden die Hand, die er eben fassen wollte, und rief: du Teufel! du willst die Hand dieses Engels nehmen? Elender, verächtlicher Schurke! Meinst du — fuhr ich mit blitzenden Augen fort — meinst du, Bösewicht, niederträchtiger Bösewicht, ich werde dir erlauben, diese reine Hand nur zu berühren? Auch der schrecklichste Tod, mit dem du drohen kannst, soll mich nicht dazu zwingen. (Anne fiel in meine Arme.) Laß mich, mein Kind! Ich bin schwach genug gewesen. Laß mich diesem mächtigen Teufel sagen, daß es Menschen

giebt, die seiner Macht spotten und seine Büberei verabscheuen! Fort, fort du Elender! besudle mein Haus nicht länger mit deiner Gegenwart! Und dann sende deine Henker, Teufel; sie sollen mir lieber seyn mit ihren Fesseln, als du mit einer Krone!

Meine Frau und Anne baten mich, ruhig zu seyn, und hielten mich. Ich riß mich von ihnen los, und faßte den Elenden vor der Brust. Der Feigherzige wand sich furchtsam los. An der Thür rief er mir, die Zähne knirschend, zu: das ist dein letztes, du Tropf! Nun könntest du mir deine Tochter auf den Knieen anbieten; du solltest dennoch sterben. Nur Geduld! wenn ich dich unter der Guillotine habe, sollst du schon zahm werden! — „Das sollst du nicht!" rief Adelaide, die ängstlich, in Absätzen, mit wilden Augen, am ganzen Körper zitternd, sich der Thür genähert hatte; „das sollst du nicht!" Mit diesen Worten stieß sie ihm eine Scheere, die sie ergriffen hatte, in die Schulter. Er schrie entsetzlich; und sie ließ vor Schrecken die Scheere fallen.

Mit dem Geschrei: Mörder, Mörder!

stürzte er die Treppe hinunter, warf sich auf sein Pferd, und sprengte im wildesten Galopp davon.

Meine Frau fiel mit einem Strome heißer Thränen und mit zärtlichen Vorwürfen über mich her. Anne warf sich in einen Stuhl. Nein, meine Kinder, sagte ich; laßt uns sterben! Komm, Anne, sey heiter! Bei dem allwissenden Gott! ich bin glücklicher, als vorher. Deine Verbindung mit dem Teufel hätte dir nicht deine Ruhe, sie hätte dir auch die Liebe deines Vaters, mir aber den freien Blick in dein Auge, und in die Ewigkeit, gekostet. Und ist nicht unsre Liebe, unsre Eintracht, sind diese vorwurfsfreien Umarmungen, diese Hoffnungen, welche uns die Ewigkeit giebt, und welche uns kein Bösewicht nehmen kann — sind sie nicht mehr werth als ein Paar Minuten eines schwachen Alters? Kommt, meine Lieben! wir sind mächtiger, als er, wenn wir uns selbst nicht verlassen. Komm, Anne, setze dich zu mir! Komm, liebe Frau, laß dein Auge heiter seyn, wie mein Herz! Komm, du kleine, muthige Heldin! du sollst noch einmal auf meinen Knieen sitzen, an mei-

ner Brust ruhen. Das sollt ihr Alle. Wäre doch Louis hier! Er würde von mir sterben lernen, was wir ja Alle so nöthig haben. Komm, Adelaide! Was weinst du?

„Ich hätte ihn tödten können, mein Vater!" sagte sie mitleidig. „Ach, Vater, ich wollte, Sie hätten ihn ruhig gehen heißen, und ich die Scheere nicht gefunden. Er würde sich schämen, wenn er uns so sterben sähe; jetzt aber wird er sich freuen, weil er von uns beleidigt ist. Ich will auch nie wieder zornig werden in den wenigen Tagen, die wir noch zu leben haben." Sie schlang dabei die Hände um meinen Hals.

Recht so, mein Kind! sagte ich; wir haben gefehlt. Jetzt wollen wir ihm Segen und Besserung wünschen. Recht, Adelaide! Du wirst sterben können, und uns Allen Muth machen, liebe Tochter. Wir lehrten dich leben; du sollst uns sterben und verzeihen lehren.

Meine Frau hatte nicht zugehört. Sie hob mit einem Male die Arme auf, und rief: „Gott verdamme den Bösewicht, der uns so unglücklich macht!" Ich zog ihre Hände mit Liebkosungen herunter, und sagte zärtlich:

meine Liebe, laß ihn! Er ist unglücklicher als wir. Nein, das Gebet kam nicht aus deinem Herzen. O sag, wer kann seine Blicke auf eine bessere Welt richten und hier noch Haß zurücklassen? Wer kann sterben, ohne zu verzeihen? Ich bitte dich, liebe Frau, verzeihe ihm.

„Nein, nein!" rief meine Frau mit ihrer natürlichen Heftigkeit: „ihm kann ich nie vergeben."

Ich vergebe ihm, sagte Anne sanft. Auch ich, rief Adelaide, und beugte sich auf die Hand ihrer Mutter. — Ich vergebe ihm den Tod meiner Kinder, sagte ich feierlich, und deinen Tod, liebe Frau. Sie schlug die Augen nieder. Nach einer halben Minute breitete sie ihre Arme schnell aus, faßte Adelaiden und Annen mit ihren Händen, und rief: „vergebt ihr ihm? Nun, auch Gott mag dem Bösewicht verzeihen!"

Und Sie, meine gute Mutter? sagte Adelaide. Ich würde nicht freudig sterben, wenn nicht auch Sie ihm vergeben hätten.

„Ja, ich vergebe ihm," rief sie schluchzend; und nun verließ sie uns. Durch das

Glasfenster in ihrem Zimmer sah ich, daß sie auf ihren Knieen liegend betete.

Es ist wahrhaftig keine Uebertreibung, wenn ich dem Leser versichere, daß wir uns diesen Abend heiter zu Tische setzten. „O," sagte ich zuletzt; „darf der undankbare Mensch klagen, wenn es in seiner Macht steht, das Unglück, wie wir, zu einer Wollust zu machen?"

Niemand von uns war muthiger als Adelaide. Nach Tische setzte sie sich an das Klavier, und sang mit froher Stimme ein Lied, das Anne gemacht hatte, und von dem jede Strophe mit den beiden Zeilen schloß:

Denn des Lebens Morgenroth
Liegt am Rande unsrer Tage.

Wir gingen heiter aus einander, und ich schlief zum ersten Male seit langer Zeit wieder ruhig und fest.

Am folgenden Morgen, als wir uns zum Frühstück versammelten, trat Adelaide herein, und sagte: „aber können wir denn nicht fliehen, mein Vater? Ist denn Frankreich allein das Land, wo man leben darf? Warum gehen wir nicht, wie so viele Hunderte?"

Wir sahen einander an. Ja! riefen wir

Alle, und sprangen auf: fliehen! fliehen! — Und sogleich! sagte Anne; diesen Augenblick! Sie liefen in so froher Eil durch einander, als ob wir schon gerettet wären, und dachten nicht einen Augenblick an alle die Hindernisse, die uns im Wege standen. Es schien ihnen weiter kein feindseliges Wesen in der Natur zu seyn, als Sassemont. Ach, der Unglückliche ist von Natur zutraulich, leichtgläubig, voll Hoffnung. Er glaubt mit Zuversicht, seine Thräne müsse den Himmel bewegen, das ewige Rad des Schicksals hemmen; warum sollte er nicht glauben, seinen Bruder, den Menschen, rühren zu können? Es gehört viele Grausamkeit dazu, ehe der Unglückliche mißtrauisch wird.

Wenigstens fand ich das so bei meiner Familie. Ich fragte: „wohin wollen wir, meine Geliebten? wohin können wir fliehen?" — In den Jura, antwortete meine Frau; nach Lausanne oder Neufchatel. — „Freilich, liebe Frau, ist das der kürzeste Weg; aber dazu müssen wir über die Saone, zweimal, wenn ich irre, über den Doubs, müssen durch Baume, Dole, und noch zwanzig andere Oerter, die überall von Nationalgarden bewacht werden." — Meinst du

denn, Jemand auf der Welt würde so grausam seyn, uns Unglückliche anzuhalten, lieber Mann? — Ich schüttelte den Kopf. „Wer soll uns in der Nacht den Weg zeigen?" — Der Himmel, die Sterne, der Mond! riefen sie alle Drei auf einmal mit freudiger Hoffnung. Ich schüttelte wieder den Kopf, und diesmal wehmüthig. Es ging mir nahe, daß ich den Meinigen ihren kindlichen Glauben an die Wunder des Himmels, und an die Barmherzigkeit der grausamen Menschen rauben sollte. Ich erinnerte sie an die Schwierigkeiten einer Reise von wenigstens dreißig Stunden, an unsere Unbekanntschaft mit den Wegen, an die Flüsse, die Wachen bei den Dörfern, die hohen Alpen, die wilden Gebirge. Sie fingen an zu weinen. Meine Frau, die noch so eben mit dankbaren Blicken an dem Himmel gehangen hatte, von dem sie ihre Rettung erwartete, schlug jetzt ihre Augen unmuthig zu Boden. Ich wollte mein Schicksal nicht aufs neue den Martern der Furcht und Hoffnung übergeben; der Tod schien mir weniger schrecklich, als diese Ungewißheit. „Lasset uns," sagte ich, „muthig sterben, wenn es seyn muß! Warum feigherzig fliehen? Und

wenn ich es recht bedenke, so steht doch nur mein Leben allein in Gefahr. Laßt mich sterben; und lebt Ihr, lebt für Louis! Erhaltet ihm sein Vermögen. Wenn wir uns auch retteten; würde nicht unsere Flucht deinen Sohn, liebe Frau, euren Bruder, meine Töchter, auf das Blutgerüst führen? Und möchtet ihr eure Freiheit mit dem Blute unsres guten Louis erkaufen?"

Sie schwiegen Alle trostlos. „Laßt den Kaffee nicht kalt werden, meine Kinder. Ich bitte euch, seyd heiter." Wir tranken. Adelaide allein war thätig; sie packte mit vieler Besonnenheit Wäsche, Kostbarkeiten, Assignate, Geld, Ringe, als ob wir so eben aufbrechen wollten, und brachte dann Bauerkleider für mich und für uns Alle. „Wir müssen es dennoch wagen," sagte sie zu Annen; „wir müssen unsern guten Vater bereden. Und sollten wir auch nur nach Besançon gehen: dort richtet doch der abscheuliche Sassemont nicht."

So ging dieser schreckliche Tag noch hin. Gegen Abend kam ein junges Bauermädchen, das uns zu sprechen verlangte. Sie wurde zu uns geführt, und gab mir zitternd einen Brief. Ich zögerte, ihn zu erbrechen, weil ich bei dem

Gedanken bebte: was wird darin stehen? — „Von wem ist der Brief?“ fragte ich das Mädchen. Sie antwortete in einem gutherzigen Tone: von einem Unbekannten, der Sie liebt, der Theil an Ihrem Schicksale nimmt. — So spricht keine Bäuerin. Ich sah sie starr an; sie war schön wie der Morgen, nur blaß, nur unglücklich, etwa sechzehn Jahr alt, ein Jahr älter, als unsre Adelaide. Sie zitterte, als sie uns ansah. „Du bist keine Bäuerin, mein Kind,“ sagte ich. — Ich bitte, lesen Sie den Brief, antwortete sie eilig.

Ich las: „Mein Herr St. Julien, ein Unbekannter, ein Mensch, nimmt Theil an dem Unglücke, das Sie getroffen hat. Ihr Todesurtheil ist in Dijon gesprochen. Nichts kann Sie retten als die schleunigste Flucht. Ich beschwöre Sie, mein Herr, nicht zu säumen. Sie haben nur noch Stunden. Gegen Morgen sind Ihre Verfolger in Sarzy. Nehmen Sie Bauerkleider und so viel baares Geld, als Sie haben. Um neun Uhr heute Abend gehen Sie den Weg nach Nuits zu, nicht auf Baume. Sie werden einen Führer antreffen, und, wenn die Noth es erfordert, einen Beschützer, der

für

für Sie sterben kann. Fürchten Sie den Mann in der Garden-Uniform nicht, der Sie diesen Abend bei der Kapelle auf dem Wege nach Nuits erwartet. Nur das Einzige bittet er von Ihnen: daß Sie ihn nicht anreden. Er muß unbekannt seyn. Trauen Sie mir, mein Herr, und fliehen Sie. Die Ueberbringerin dieses, meine Tochter, ist die Geißel für die Redlichkeit ihres Vaters. Ich würde sterben, wenn ich Sie nicht rettete. Bedenken Sie, mein Herr, Ihre Tochter ist zur Schande, und Sie sind zum Tode bestimmt!"

„Wer ist Ihr Vater, mein Kind?" fragte ich unruhig. Gerade die Aufforderung des Briefes, daß ich dem Schreiber desselben trauen sollte, machte mich mißtrauisch. „Wer ist Ihr Vater?" — Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen. O, mein Herr, fragen Sie nicht, und retten Sie Sich! — Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Das Mädchen faßte meine Hände: mein Herr, trauen Sie etwa dem Briefe nicht? Der edelste, beste Mensch hat ihn geschrieben. Ich bitte, treffen Sie Anstalten. Sie wendete sich an meine Frau und Tochter. Wenn Sie nicht in dieser Nacht ent-

fliehen, so sind Sie verloren. Und, o Gott! ich habe heilig versprochen, Sie zu bewegen. Sie ergriff die Hände meiner Frau, und umarmte Annen mit einer auffallenden Heftigkeit. Das Mädchen hatte überhaupt etwas Sonderbares. — „Der Weg nach Nuits?" sagte ich mißtrauisch; „der führt ja gerade nach Dijon, unsern Feinden entgegen!" Das ist wahr, sagte sie heftig; aber nach einer Viertelstunde führt er im Gehölze bis an die Saone, und ist also sicher. — Ich sah das Mädchen mit finstern Blicken und noch immer mißtrauisch an; denn wozu so viel Geheimnißvolles, wenn Alles so war, wie ich glauben sollte? „Nein, mein Kind!" sagte ich unentschlossen, und winkte verneinend mit der Hand.

Auf einmal fiel sie mitten im Zimmer auf ein Knie, schlug die Hände zusammen, und rief schluchzend: ich habe geschworen, Sie zu bringen. So hören Sie! hören Sie! Dieser Sassemont — das rief sie laut schreiend — dieser Sassemont hat meine Mutter ermordet, und hier, hier, — (sie griff in den Busen, und zog ein ganz blutiges Tuch hervor) — dies ist das Blut meiner Mutter! Sie drückte,

ganz außer sich, das Tuch an ihren Mund, in ihre Augen. Meine Töchter liefen laut schreiend zu ihr, sanken neben ihr auf die Kniee, umarmten sie, und küßten das blutige Tuch mit ihr um die Wette. Es war eine tief erschütternde Scene. „Ja, laßt uns fliehen!“ sagte ich; „laßt uns fliehen!“ Das Mädchen sprang auf, und umarmte uns Alle. Adelaide holte, was sie zusammengepackt hatte. Als es finster wurde, beluden wir uns mit etwas Wäsche und Lebensmitteln. Im Gartenhause kleideten wir uns um, gingen dann leise durch den Garten, und noch vor neun Uhr näherten wir uns der Kapelle auf dem Wege nach Nuits. Nahe bei ihr stand ganz unbeweglich ein Mann in der National-Uniform, der den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Er ließ uns näher kommen, sah uns starr an, und ging nun langsam vor uns her.

„Ist er das?“ fragte ich das Mädchen; und sie antwortete leise: Ja. Ich ging schneller, um ihn zu erreichen, und sagte, als ich bald bei ihm war: „mein Herr!“ Er wendete sich um, und flisterte: ich will Sie retten; aber ich bitte Sie, kein Wort weiter!

Ich sah ihn starr an, und war nun überzeugt, daß ich das Gesicht nie gesehen hatte, so unkenntlich es auch durch einen großen Schnurbart und durch ein Pflaster auf der einen Wange gemacht wurde. Nicht lange nachher wendete er sich rechts in ein Gehölz. Er zündete, weil es ganz finster war, eine Laterne an, und leuchtete den Frauenzimmern, aber ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen.

Unsre Reise ging langsam und schweigend vorwärts. Sie hatte etwas Feierliches, das durch das Geheimnißvolle unsres Führers noch vermehrt wurde. Wir mußten oft ausruhen; meiner Frau ward das Gehen sauer, obgleich unser Führer ihr die Last, die sie trug, abgenommen hatte. Gegen Morgen war meine Frau völlig ermüdet; sie konnte nicht weiter, und verlangte, daß wir hier bleiben sollten. Unser Führer sagte mir leise: noch eine halbe Stunde; und wir sind fürs erste sicherer. Nur noch eine halbe Stunde, mein Herr! Er zeigte auf ein Gehölz in der Ferne. — Ich trug das meiner Frau vor; aber sie konnte nicht mehr. Wir saßen unter einer Eiche. Meine Töchter wuschen schweigend ihrer Mut-

ter die Füße mit Wein. Sie redeten unsern Führer oft an; er antwortete aber nicht ein Wort, und sprach leise mit seiner Tochter, die uns Alle dann bat, ihn mit Fragen zu verschonen. Endlich standen wir auf, weil er mit Ungeduld in uns drang. Der Morgen brach schon halb und halb hervor. Er ging voraus, da das Gehölz lichter wurde, und winkte uns, ihm zu folgen. Bald kamen wir aus dem Gehölze ins Freie, und er winkte uns, schnell zu gehen. Jetzt hörten wir in der Ferne sprechen. Wir standen und horchten. Unser Führer ging auf die Seite, woher die Stimmen tönten, und uns winkte er, zu eilen. Es wurde wieder still. Wir gingen an einem Weinberge weg, der den Weg nach dem dicken Gehölz einfaßte. „Hier, hier, Garden!" rief eine Stimme. „Sagte ich es nicht? Das sind sie! Halt, halt, St. Julien! Verräther! Rebell! halt!" In dem Augenblicke stürzte Sassemont mit vier Nationalgarden aus dem Weinberge hervor, und auf uns los. Unser Führer flog, mit dem Säbel in der Hand, durch uns hin, und wie ein verzehrender Blitz auf Sassemont zu, der schnell hinter die Garden

sprang. Es war schrecklich, wie unser Führer diese von der Seite weg warf, als ob sie Weizenhalme gewesen wären. Sie stürzten über einander hin: so gewaltig war sein Anlauf! Er faßte Sassemont vor der Brust, riß ihn schnell vorwärts zu uns, vor seine Tochter, und fragte mit einem zermalmenden Tone: „kennst du dieses Mädchen?" Dann schleppte er ihn zu Annen: „und dieses Mädchen?" Dann schlug er, von uns abgewendet, den Hut in die Höhe, nahm das Pflaster von der Wange, und fragte: „kennst du mich?"

Garden! schrie Sassemont erschrecklich: zu Hülfe! zu Hülfe! Aber schon zischte der Säbel unsres Führers, und Sassemont stürzte brüllend zu Boden. Nun flog er auf die Garden zu, die sich so eben von ihrer Unentschlossenheit wieder erholt hatten. „Kameraden," hörten wir ihn in der Ferne sagen, „mit euch nichts! Dieser Teufel hat für seine Grausamkeiten längst den Tod verdient. Ich bin Garde von Besançon, und bringe hier die Gefangenen nach meiner Stadt vor das Departement. Sie haben sich verdächtig gemacht. Bin ich auf

dem rechten Wege?" Die Garden antworteten nicht, und sahen einander an. Der Weg nach Besançon geht links, antwortete endlich einer. Aber, Kamerad, wir trauen dir nicht. Wie heißen die Leute? Kehre um nach Dijon. Du hast den Municipalitäts-Beamten getödtet. So kommst du nicht davon!

„Wohl!" erwiederte er; „ihr oder ich!" Sein Ton war so fest, daß die Garden verlegen wurden. Sie sprachen noch einige Minuten mit einander; dann kamen sie zu dem Körper des Getödteten zurück, und fielen gierig über seine Taschen her. Die Frauenzimmer gingen, ehe sie kamen. Unser Führer lehnte sich auf seinen Säbel, und sagte höchst traurig: „Zwangest du mich nicht, Bösewicht? Der Schutzgeist der Menschen führte dich hierher. Wie konnte ich anders? — Ihr dürft nur den Umweg dort um das Holz nehmen," rief er den Garden zu; „so kommt ihr auf die Straße nach Arnay le Duc. Ich schweige. Lebt wohl." Die Garden trugen den Leichnam vom Wege ab in den Weinberg, und dann verschwanden sie.

Unser Führer ging nun schnell, und trieb auch uns, zu eilen. Wir kamen in ein dichtes Ge-

hölz, und wanderten immer der Morgenröthe, die wir schimmern sahen, entgegen. Er führte uns in das dickste Gebüsch, zu einem alten, jetzt ungebrauchten Steinbruch, in eine ehemals gesprengte Höhle. Den Eingang zu dieser verbarg er mit Steinen und Gesträuchen. Als er uns in Sicherheit sah, verließ er uns; doch sprach er vorher noch lange heimlich mit seiner Tochter.

„Wo ist Ihr Vater hin?" fragte ich das Mädchen. — Bleiben Sie nur ruhig, erwiederte sie; er sucht eine Furt durch die Saone, und kommt dann wieder. Wir sollen essen und schlafen, um Kräfte zu unsrer Wanderung zu erhalten. Meine Töchter öffneten unsern Vorrath von Lebensmitteln. Wir aßen wenig, und tranken jeder einen Becher Wein. Dabei betrachteten wir einer um den andern das Mädchen; doch Niemand hatte das Herz zu fragen: wer ist dein Vater? Jetzt erst fühlten wir unsern verlassenen Zustand recht. Wir sahen einander mit trostlosen Blicken an, und ein fallendes Steinchen machte uns leichenblaß. Der Vater des Mädchens blieb sehr lange weg; das machte unsre Lage noch peinlicher. Wir

blickten der Reihe nach von Zeit zu Zeit durch die Gesträuche, und seufzten, daß er noch immer nicht kommen wollte.

Ich begreife seitdem, wie durch fortdauernde Angst die sanftesten, furchtsamsten Menschen der grausamsten Entschlüsse fähig werden können. Nein, ich klage eure Herzen nicht an, Franzosen; sie sind aus eben so weichem Stoffe geschaffen, wie die Herzen der andern Nationen. Nur die schrecklichen Begebenheiten haben euch grausam gemacht; die Angst vor Verbrechen, die Verzweiflung, hat euch zu Verbrechen getrieben.

Es fiel ein sanfter warmer Regen. Ein sehr großes Felsenstück, das über uns herabhing, zog meine Augen auf sich. Ich dachte: wenn es jetzt von seinen Fugen losgespühlt würde, wenn es zerschmetternd über mich und meine Familie herabstürzte! Das konnte ich mit Freude denken. Ich sagte Adelaiden, sie sollte näher an ihre Mutter rücken; und ich selbst setzte mich näher zu Annen: so wären wir einer in des andern Armen zerschmettert worden. Meine Phantasie wurde so lebendig, daß ich glaubte, eine Bewegung an dem Stei-

ne wahrzunehmen. Ich wünschte den Tod, und ich hätte, wie hundert Andere, mit einem bon Mot sterben können: so ekelhaft schien mir das Leben!

Adelaide war die erste von uns, die einschlummerte. Auch die Andern schlossen bald die Augen; ich allein konnte nicht schlafen. Der Anblick dieser Unschuldigen rührte mich tief; ich glaubte, der Himmel müßte ein Wunder für sie thun, und bog die Zweige zurück, damit er den Anblick der Schlafenden hätte. Leise sagte ich: o Gott! du gabst dem müden, ermatteten Körper den Schlummer; galt dir denn das müde Herz nichts? nichts die von Leiden ermattete Seele? Sind denn alle Wunder der Natur nur zum Dienste des Körpers, und nicht Eins zum Dienste der Unschuld, der Tugend?

„Er ist todt!" rief Anne jetzt ängstlich im Schlafe. Ich sah sie starr an; es war, als antwortete sie mir auf die Vorwürfe, die ich dem Himmel gemacht hatte. Der Tod also! wiederholte ich langsam. Ich weiß nicht, was so Beruhigendes in der Vorstellung lag: der Tod ist für die matte Seele, für das entkräftete

Herz, was der Schlaf für den müden Körper ist, Stärkung aller Kräfte, Verschwinden alles Elendes.

Aber, fuhr ich sanfter und demüthiger fort; haben wir denn noch nicht genug gelitten, Geber des Schlafes und des Todes? Ist unsre Seele denn noch nicht müde genug, um des Schlummers werth zu seyn? Ein Tropfen Regen mehr, eine leichte Erschütterung des hangenden Felsstückes; so rollt es herab, und bedeckt unsre müden Herzen. Warum das nicht? fragte ich mit demüthiger Andacht. Ich legte meine Stirn in die Hand, den Elbogen stützte ich auf das Knie, und meine Seele fragte noch immer: warum nicht den Tropfen Regen mehr? Da stürzte eine Ameise mit einem Körnchen, das sie in die Höhe bringen wollte, den glatten Sand herunter. Sie fing aufs neue an, mit ihrer Last zwischen Sand und Steinchen hinan zu klimmen, fiel aber wieder, und immer wieder. Doch sie verlor den Muth nicht, und brachte gegen meine Erwartung ihre Beute immer höher, bis sie Hülfe bekam. Nun erröthete ich über meine weichlichen Klagen. Ich überdachte meine

glücklichen Stunden, erröthete noch stärker, und drückte mein Gesicht in ein Bündel Wäsche. Mitten unter der Empfindung bitterer Reue fiel die segnende Hand der Natur über mich, und ich schlief ein. Die Sonne war über uns hin, als wir erwachten. So süß, sagte meine Frau, habe ich seit Jahren nicht geschlafen; und wenn mir nicht im Traume der abscheuliche Sassemont ein Paar Male vorgekommen wäre, so würde ich sagen: ich habe nie so süß geschlafen, wie heute.

Anne erwachte zuletzt. Sie umarmte lächelnd die Fremde, die zu ihr sagte: Sie haben sehr süß geschlummert.

Wir waren vertraulicher geworden. Endlich that Anne die Frage, die ich schon längst von einem unter uns erwartet hatte: „sagen Sie mir doch, wie heißen Sie?"

Julie.

„Aber Ihr Vater?"

Wollen Sie mir erlauben, Ihnen seinen Namen zu verschweigen? Ich habe es ihm versprechen müssen.

„Und Ihre Geschichte?"

Auch die darf ich nicht erzählen. Das Schrecklichste davon wissen Sie schon.

„Aber woher kennt Ihr Vater uns?“

Er hat sich lange in Dijon aufgehalten. Ihre Geschichte mit Sassemont war bekannt.

„Aber woher kennt er mich? Er schleppte Sassemont zu mir hin.“

Das Mädchen lächelte. Wahrscheinlich errieth er, wer Sie sind. Es hieß, die ältere Tochter des Herrn St. Julien wäre Sassemonts Braut.

„Wir werden ihn doch kennen lernen?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, und sah vor sich nieder. Ich wiederholte Annens Frage. Es wäre grausam, setzte ich hinzu, wenn wir den Mann nicht kennen lernen sollten, dem wir unser Leben zu verdanken haben. Wir sind ihm so viel schuldig, wie Sie, liebe Julie. Sie sah mich lächelnd, doch mit gerührtem Blicke, an, und sagte: „ach, Sie wissen nicht, welch ein edler Mann er ist! Sie wissen nicht . . . Nein, nein, Sie wissen nichts! gar nichts! Ich allein weiß Alles.“ (Sie umarmte Annen mit großer Heftigkeit.) „Und er ist nicht glücklich!“ setzte sie rasch hinzu. Sie wurde verlegen; es war, als hätte sie zu viel gesagt. „Denn,“ fuhr sie nun stok-

kend fort, „Sie können leicht denken, wie ihn das Alles angegriffen hat: unser Schicksal, der Tod meiner guten Mutter!" Sie erzählte uns die Umstände dieses Todes, aber sehr vorsichtig; man sah, daß sie auf sich Acht gab, um nicht zu viel zu sagen. Ich nahm mir nun vor, mit ihrem Vater selbst zu sprechen.

Das Dunkle, Geheimnißvolle in ihrer Begebenheit legte uns einen gewissen Zwang auf, so daß ich mit meiner Familie nicht reden konnte, was ich wollte. Ich hätte meiner Frau und meinen Töchtern gern erzählt, was ich, während daß sie schliefen, gedacht hatte; aber dazu wäre nöthig gewesen, daß ich Julien näher gekannt hätte. Wir schwiegen, oder sprachen unbedeutende Dinge, bis endlich der Vater am Abend wieder zu uns kam.

Mit ihm kehrten Hoffnung und Freude in unsere Herzen zurück. Er pfiff. Seine Tochter ging zu ihm vor die Höhle, sprach wieder lange und heimlich mit ihm, und holte ihm ein wenig Essen. Sobald er einige Bissen genossen hatte, machten wir uns wieder auf. Er ging voran, und ich gesellte mich zu ihm. „Sie haben uns das Leben gerettet," sagte

ich. „Vielleicht, mein Herr, sind Sie eins von den geächteten Mitgliedern des Convents. Sie haben Ursache mißtrauisch zu seyn, nur gegen uns nicht, die wir tausendmal unser Leben für Sie aufopfern würden." Ich faßte seine Hand, und drückte sie an meine Brust.

Er umarmte mich. Ich betheure Ihnen, mein Herr, daß ich vor nichts Anderem zu zittern brauche, als vor meinem eignen Herzen. Gehörte ich zu den Geächteten, so wäre es grausam, Sie, und vielleicht noch grausamer, auch meine Tochter, in mein Geschick zu verwickeln.

„Oder — Sie verbergen uns Ihr Gesicht — sollen wir Sie etwa nicht kennen? Haben Sie uns etwa . . ."

Er nahm seinen Hut ab, riß das Pflaster von der Wange, und sah mich so an. Sie kennen mich gewiß nicht, Herr St. Julien; und auch ich habe Sie gestern zum ersten Male gesehen. — (Er legte das Pflaster wieder auf, und drückte den Hut in die Augen.) Ich bin ein ehrlicher Mann; weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Lassen Sie uns einander nicht weich machen; und das würde ich

werden, wenn ich Ihnen entdecken sollte, wer ich bin. Wir brauchen Muth: denn noch sind wir nicht gerettet; der Weg bis in den Jura ist noch lang. Ich bitte, treiben Sie Ihre Familie, zu eilen. Morgen Abend möchte ich gern Dole hinter uns haben. So lange ich lebe, dürfen Sie gewiß Rettung hoffen; aber wir Alle gehen noch dicht am Rande des Grabes. Ich bitte, eilen Sie.

Als er das Pflaster von dem Gesichte genommen hatte, sah ich darin sehr schöne, edle Züge. Nur lag in diesem Gesichte ein langer Kummer, der es aber gar nicht entstellte. „Gut," sagte ich; „so heiße Ihr Nahme mir: Mensch, Bruder, Sohn!" Er fiel mir gerührt um den Hals, und wollte reden, unterdrückte aber gewaltsam, was ihm schon auf der Zunge schwebte, riß sich von mir los, und eilte vorwärts. Ungefähr nach einer Stunde kamen wir an die Saone. Er winkte uns, still zu seyn, und horchte über den Fluß hinüber. Es war eine Todtenstille. Nun zog er aus einem hohlen Baume geflochtne Weidenseile hervor, und band damit Flößholz zusammen, das am Ufer lag. Man sah, daß er den ganzen Tag

an

an der Vorbereitung zu unserer Schifffahrt gearbeitet hatte. Nach einer Stunde war ein Floß für uns fertig, und er winkte uns, daß wir auftreten sollten. Ruhig, ohne Furcht! sagte er leise; es ist alles sicher. Er führte erst Annen auf das Floß, und dann auch ihre Mutter; Adelaide sprang ohne Hülfe hinauf, und ich folgte mit Julien. Jetzt nahm unser Führer eine Art von Ruder, ein schmales Stück Holz, an welches er mühsam einen Handgriff geschnitzt hatte. Mit ungeheurer Anstrengung, wobei die Brust ihm kochte, brachte er uns an das jenseitige Ufer. Der reißende Strom führte uns abwärts. Wir näherten uns zu sehr einem Dorfe, hörten die Hunde bellen, und sahen Licht. Endlich landeten wir an einem Gebüsch. Er sagte: wir möchten am Ufer hinauf gehen, und bei dem Eingange eines Gehölzes auf ihn warten. Unterdessen lös'te er das Floß auf, ließ dann die einzelnen Stücke Holz mit dem Strome hinunter treiben, und trug die Weidenseile in einen Weinberg. Ich fragte ihn um die Ursache von dem allen. Wir müssen, antwortete er, unsere Spur vernichten. Meinen Sie, daß

man Sie nicht verfolgen wird? — Ich legte eine Hand an seine Stirn, die von Schweiße troff, und die andre an seine hoch klopfende Brust. „Dein Herz, edler Mensch," sagte ich, „schlägt heute gewaltig für uns; aber mein Herz wird auch nie aufhören für dich zu schlagen." — Er umarmte mich innig.

„Ich bitte Sie, mein edler Freund," rief ich, überwallend durch seine Herzlichkeit: „sagen Sie mir, warum fliehen Sie?"

Ich? ich fliehe nicht, mein Herr; ich will Sie nur retten. Sobald Sie in Sicherheit sind, kehre ich mit meiner Tochter zurück. Ich habe hier noch Pflichten.

Ich erschrak. „Und wenn man Sie nun bei dem Geschäfte anträfe, einem Unglücklichen über die Gränze zu helfen!"

Er lächelte. Wir würden zusammen sterben, sagte er kalt; ich würde an Ihrer Brust, oder vielleicht . . Doch, mein Herr, wir erweichen unsre Herzen unnöthig. Lassen Sie das Schicksal walten. Sterben, und so sterben, wie ich stürbe — o Himmel, wenn ich nur dazu geboren wäre, ich würde mein Geschick segnen! — Ich wußte nicht, wie ich mit dem Manne daran war, und schwieg.

Wir eilten nun schneller vorwärts durch Holzungen, Weinberge und Feldfluren, bis wir endlich unterhalb Dole den Doubs erreichten. Ohne Zögern! rief der edelmüthige Fremde. Er hob meine Frau auf, und trug sie durch den Fluß. Ich stieg in das Wasser; Adelaide faßte meine Hand, und sagte: ich will Sie führen. Anne, so ängstlich sie auch war, folgte uns schnell, weil der Fremde so eben zurückkam, um auch sie hinüber zu tragen. Er reichte ihr die Hand, und führte sie schweigend zu uns. Es war jetzt finstre Nacht. Die drei Mädchen blieben einige Minuten zurück, und zogen andre Kleidung an.

Als der Morgen dämmerte, waren wir in einem Walde. „Hier wohnen Kohlenbrenner,“ sagte unser Führer zu mir; „bei denen müssen wir heute bleiben. Merken Sie Sich: wir sind gute Patrioten aus Autun, und heißen Julien. Die Aristokraten haben sich unsrer Stadt bemächtigt, die guten Patrioten ermordet, und die Nationalgarden entwaffnet. Wir flüchten nach Salins, wo der Pfarrer Ihr Vetter ist, und wollen da warten, bis die Ruhe in Autun wieder hergestellt seyn wird.

Sie sind Vater und Mutter von uns vier Andren." Er wiederholte mir die Fabel ausführlich. Ich mußte sie meiner Familie beibringen, und er ging unterdessen vorwärts. Wir hörten ihn laut rufen: „holla! he! ist Niemand hier?" und folgten ihm langsam nach.

Schon sahen wir den Rauch von den Kohlen zwischen den Bäumen aufsteigen, indeß wir uns immer mehr näherten. Auf das Zurufen unsres Führers kamen ein Paar Köhler zum Vorschein. „Wo geht der Weg nach Salins?" rief er ihnen entgegen. — Nach Salins? fragte ein Köhler; wo kommt Ihr her? — „Den Weg von Dole." — Wer seid Ihr? habt Ihr Päße? — „Wer wir sind? das seht Ihr an meiner Uniform. Wir kommen von Autun; Gott erbarme sich! das liegt in der Asche. Da hat's Kohlenberge gegeben; gegen die sind eure nur Maulwurfshügel!" — Autun? Wer hat es denn angesteckt? — „Wer? Die Teufel von Aristokraten! Gebt Acht, wenn wir sie nicht sammt und sonders noch ausrotten, so jagen sie die Patrioten zum Lande hinaus. Die Leichen lagen auf dem Markte über einander geschichtet, wie

eure Holzhaufen hoch. Mein alter Vater, meine Mutter und meine drei Schwestern sind, Gott Lob! davon gekommen. Alles flüchtet. In Dijon soll es nicht besser gehen. In Lyon hat es angefangen. Das greift um sich wie Feuer." Es sammelten sich nach und nach mehr Köhler. Der Fremde fing die Begebenheit immer aufs neue an, und erzählte, daß den Leuten vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. „Nun sind wir gar irre gegangen," sagte er dann; „wir wollen nach Salins zu einem Verwandten, dem Prediger Rieux."

Man fragte nicht weiter nach den Pässen, und wir wurden in die Hütten umher einquartiert. Die gutherzigen Leute gaben uns, was sie hatten, Milch und schwarzes Brot, wofür wir ihnen eine Kleinigkeit bezahlten. Sie bedauerten unser hartes Schicksal, fluchten auf die Aristokraten, und schimpften auf den Convent in Paris, weil sie noch immer nach wie vor Kohlen brennen müßten, wenn sie leben wollten. Wir krochen in die Hütten, und schliefen süß und sanft.

Als sie uns den Weg nach Salins, so gut sie konnten, beschrieben hatten, machten wir

uns um drei Uhr Nachmittags wieder auf. Wir hielten eine halbe Stunde den bezeichneten Weg; dann schlugen wir uns links, und gingen östlich, immer im dicken Gehölze weg. Mit Sonnenuntergange traten wir in freies Feld. Wir waren schon gestern und heute auf viele Dörfer gekommen, hatten aber nicht eins berührt, weil unser Führer, wie es schien, die Wege sehr genau kannte. Doch jetzt war das nicht mehr der Fall. Er hatte zwar die Köhler mit vieler Geschicklichkeit um den Weg nach Pontarlier befragt; allein ich merkte doch schon bei dem ersten Dorfe, daß er in der Gegend gänzlich fremd war. Wir mußten uns in Getreide legen, und er ging erst allein voraus, um den Weg auszukundschaften. Nach einer halben Stunde kam er zurück, und sagte, wir möchten noch eine Weile ruhig liegen bleiben, ehe wir aufbrächen. Er selbst war höchst unruhig; wir hingegen sehr heiter. Durch die Köhler wußten wir, daß wir nur noch ein Paar Märsche bis zum Jura hatten, und die beiden ruhigen, ungestörten Nächte bürgten uns für die Sicherheit der übrigen. Wir konnten sogar in unserem Kornfelde scherzen, so lange

wir allein waren. Meine Töchter und die Fremde nannten sich Schwestern, nach der Fabel, die wir den Köhlern erzählt hatten. Als unser Führer zurückkam, wurde der Scherz fortgesetzt. Anne reichte ihm die Hand, und sagte: entscheide du doch, lieber Bruder, zwischen mir und Schwester Julien. Ich behaupte, eine Schwester müsse vor der andern kein Geheimniß haben, und ich weiß noch nicht einmal den Nahmen der meinigen. Er setzte sich zu Annen nieder. „Meine Schwester!" sagte er leise, mit deutlichem Wohlgefallen in der Stimme, und küßte ihre Hände. Anne, sagte Adelaide: unser Bruder ist eben so mißtrauisch; und wir lieben ihn doch so herzlich! — So sehr herzlich! setzte meine Frau hinzu, und reichte ihm beide Hände. — So ohne alles Mißtrauen, sagte Anne, daß ich ganz unbedenklich mein Leben in seine Hände legen kann. Mit diesen Worten schlug sie beide Hände um ihn, und drückte ihn an ihre Brust.

Er gab sich den Umarmungen meiner Familie hin, ohne sie zu erwiedern, ohne eine Sylbe zu sprechen. Wir hörten nichts als Seufzer von ihm. Zuletzt riß er sich aus ihren Ar-

men, und entfernte sich, die Hände ringend. Er rief seine Tochter, sprach mit ihr allein, und winkte uns dann, ihm zu folgen. Seine Tochter weinte, als wir zu ihr kamen. Anne fragte sie um die Ursache ihrer Thränen. Nun weinte sie noch stärker, und sagte schluchzend: mein Vater fürchtet, daß er einmal von uns getrennt werden könnte. Man hat ihn hier im Dorfe angehalten. Auf diesen Fall sagt er Ihnen Lebewohl, und giebt uns den Rath, uns so viel als möglich südöstlich zu halten, weil wir da früher in das Gebirge kommen müssen.

Kaum hatte sie das gesagt, so eilten wir, als ob wir es verabredet hätten, zu ihm. Wir umfaßten ihn, versicherten, daß wir von nun an jede Gefahr mit ihm theilen wollten, und hängten uns einer nach dem andern in seinen Arm. Er drückte uns Alle sehr bewegt an seine Brust. Wir faßten einander an, und betheuerten, daß wir mit einander leben und, wenn es seyn müßte, auch sterben wollten. — „Keiner verläßt den andern!" sagte Adelaide; „trifft das Geschick Einen von uns, so soll derselbe Schlag uns Alle treffen. Ich bin dein!" rief sie entzückt, und warf sich noch einmal in

die Arme des Fremden: „ich bin dein, Bruder, Vater, Freund, Geliebter, wie du heißen willst, dein im Leben und im Tode! Sterben kann ich; aber verlassen werd' ich euch nicht. Laßt uns gehen!" — Es war ein rührender Auftritt, als wir in dem engen Kreise, einer von dem andern umschlungen, Alle schluchzend, da standen und schworen, jedes Schicksal mit einander zu theilen.

Man sollte in einem solchen Augenblicke sterben, sagte der Fremde leise zu mir; der Tod wäre dann eine Wollust. — Wir bewaffneten uns, ehe wir gingen. Ich erhielt eine Pistole; Adelaide nahm ein Beil, das wir auf den Nothfall bei uns hatten. Julie war schon mit einem Dolche bewaffnet, ohne daß wir es wußten. Sie bot Annen ein langes Messer. Das sanfte Mädchen schlug es aus, und sagte mir leise: ich will lieber sterben als tödten! Doch nahm sie wenigstens einen Knüttel, den Adelaide fand. Meine Frau allein blieb ohne Waffen, weil sie genug mit dem Wege zu thun hatte.

So zogen wir nun muthig und schnell weiter, um das Dorf hin, über Gräben und Ge-

büsch. Die Hunde wurden wach; allein weiter rührte sich nichts. Wir kamen noch an drei Dörfern vorbei. Unser Führer wollte erst kundschaften; wir gaben es aber nicht mehr zu. Es gelang; wir kamen sehr glücklich vorüber. Bei dem vierten Dorfe sahen wir eine Laterne. Als wir uns näherten, rief eine Stimme: wer da! und sogleich fingen Hunde an zu bellen. Wir antworteten nicht. Unser Führer rief ziemlich laut: „links weg! schnell! vorwärts!" Da schrie die Wache im Eingange des Dorfes: Garden, ins Gewehr! Feinde des Vaterlandes!

„Der Kerl" — sagte unser Führer sehr vernehmlich, so daß die Schildwache selbst es hören mußte — „hat eine Stimme, die Todten aufzuschreien, aber wahrscheinlich desto weniger Muth. Er bereuet es, glaube ich, schon jetzt, daß er uns nicht hat ruhig gehen lassen." Nun flisterte er mir zu: „antworten Sie!" Ich sagte eben so laut: mich soll nur wundern, ob man oben im Dorfe auch Wer da! rufen wird. — „Ihr habt doch auf allen Nothfall geladen?" fragte er weiter. Wir machten einen gewaltigen Lärm mit Beil, Messer, Pistole und Säbel; indeß man nä-

herte sich, und wir hörten im Grase rasseln. „Die ersten Sieben schießen!" sagte Juliens Vater halb laut, so daß die Garden es hören konnten. „Ein jeder fasse seinen Mann! Gegen die Laterne hin könnt ihr nicht fehlen. Sind die Uebrigen schon oben im Dorfe?" Ich antwortete: ja wohl; sie müssen längst da seyn.

Jetzt sahen wir die Garden bei dem Scheine der Laterne wieder zurückkehren, und eilten um das Dorf hin. Durch einen langen Umweg kamen wir wieder auf die Straße. Wir hörten die Hunde im ganzen Dorfe bellen, und sahen Licht; aber niemand verfolgte uns, wahrscheinlich weil man unsere Anzahl fürchtete. Die Angst gab uns Kräfte, so daß wir in dieser Nacht einen ziemlich langen Weg zurücklegen konnten. Als es dämmerte, waren wir auf dem freien Felde, und sahen den rettenden Jura schon in dem hervorbrechenden Morgenrothe liegen. Aber nirgends um uns her war ein Wald oder sonst ein Zufluchtsort, uns den Tag über zu verbergen. Ich bemerkte die Angst in unsres Führers Gesichte. Wir kamen endlich an eine Brücke. Eben als wir

über sie hin gehen wollten, stieg Adelaide in das Bett hinunter, und fand es ziemlich trokken. Sie schlug uns vor, den Tag unter der Brücke zuzubringen, die ringsum mit Nesseln bewachsen war. Wir entschlossen uns dazu, trafen unsre Anstalten, und versteckten uns, so gut wir konnten, hinter den Pfeilern. Juliens Vater machte in jeder Ecke der Brücke ein Lager für die Frauenzimmer zurecht, und ging dann, um Lebensmittel und Wasser zu schaffen.

„Die Lage ist gefährlich," sagte er mir leise. „Ich bleibe nicht lange aus. Sorgen Sie, daß man schläft." Dafür brauchte ich nicht erst zu sorgen. Wir schliefen Alle nach einander ein, so unbequem unser Lager auch war. Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, und war so eben wieder erwacht, als er zu uns herein trat. Nur ein Dutzend Birnen war Alles, was er brachte. Er zeigte sie mir mit traurigen Blicken, und die Achseln zukkend. Wasser, sagte er, giebt es rings umher nicht. Wir sind schon nahe an der Gränze: aber wir müssen die Schluft treffen, gerade die Schluft, die nach Pontarlier führt; und

da sind überall die Wachen verdoppelt. Es ist schrecklich, schrecklich! O Frankreich, kannst du deine edelsten Kinder so weit bringen!

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich keinen Theil an dieser Noth nehmen konnte, so groß sie auch war; mein Verstand sah sie ein, aber mein Herz fühlte sie nicht. Ich blickte auf die Birnen, um mich traurig zu machen, weil es mir unrecht zu seyn schien, daß ich bei seinem Schmerze so kalt blieb. Aber in der That, ich wurde dadurch nicht traurig, sondern heiter. Ich legte zwei davon Adelaiden, die sanft schlummernd neben mir saß, und zwei andre, die besten, meiner Frau auf den Schooß. Die übrigen vertheilte ich unter die Schlafenden. Auch für jeden von uns Männern blieben noch zwei. Juliens Vater sah traurig lächelnd meinem Vertheilen zu, ging dann rings umher, und betrachtete Alle der Reihe nach. Am längsten blieb er vor Annen stehen. Die Sonne schien mitten durch die Oeffnung der Brücke, und es war in der That ein lieblicher Anblick, wie ihre Strahlen und der Schatten der schwankenden Nesselblätter auf Annens Wangen spielten. „Sehen Sie, mein Freund,"

sagte ich freundlich, und stellte mich zu Juliens Vater hin: „sehen Sie, wie wenig dazu gehört, einen Menschen zu beglücken! Die Morgenröthe leuchtet auch durch die Nesseln in dieses Gewölbe, in diesen stillen, schauerlichen Zufluchtsort unsres Unglücks; und eben so wirft die Hoffnung ihren leuchtenden Strahl durch die Nesseln des Lebens an unser Herz. Sieh!" — sagte ich und legte meinen Arm um seine Schulter; „sieh, die Natur hat die gebrochenen Herzen dieser vier Unschuldigen an ihre Mutterbrust gelegt. So lange sie schlafen, will ich lächeln. Denn was hat Frankreich ihnen genommen? Sie schlummern; und wer das kann, ist nicht unglücklich! . . . . So wenig! sagtest du, als du mir die Birnen gabst. Ist nicht alles, was ungehofft kommt, sehr viel? Sieh hin, wenn Anne die Augen aufschlägt, und auf einmal den schönen Morgen, das erquickende Obst und unsre Heiterkeit erblickt — sieh hin, ob ihre Miene nicht sagen wird: wie viel!"

Er schlug die Augen an die Decke, an den nassen Boden, und zeigte mir in einer nachahmenden Bewegung das niedere Gewölbe un-

ſres Aufenthaltes. „Könnten dieſe da,“ ſagte ich, „jetzt glücklicher ſeyn, als ſie ſind, und wenn ſie unter vergoldeten Decken königlicher Zimmer ſchliefen? Schütte ihnen den Schooß voll ſtrahlender Diamanten; ihr Auge wird, wenn ſie erwachen, den Früchten entgegen lächeln. Ja, wir ſind flüchtig, irren wie Räuber die Nächte umher, und müſſen die Wohnungen der Menſchen fliehen. Das iſt freilich Unglück. Aber rechneſt du es für nichts, daß die Natur unſre Herzen in dieſer Blutflamme hart und ſtark brennt? Hätten wir in den weichlichen Zeiten der Ruhe gelernt, was Menſchenkraft vermag, welch ein Schatz der Muth iſt? Wenn wir jenſeits des Jura ſind — wird dann nicht dieſe Erfahrung ihnen Allen unſchätzbar ſeyn? Ihr Herz iſt ſtark geworden, aber nicht hart; denn du haſt die heilige Flamme der zärtlichſten Liebe hinein gegoſſen. Sie werden an dich, an deinen Edelmuth, denken; und nie wird eins von ihren Herzen ſich einem Menſchen verſchließen. Sie haben gelernt, wie ſchwer das Leben werden kann; das hat ſie ſtark gemacht. Du haſt ſie gelehrt, wie entzückend die Großmuth iſt; und ihr Herz

wird weich bleiben. Ich selbst, ich selbst! Wem sonst verdanke ich diese Heiterkeit, als meinem Unglück! Hier unter diesem niedrigen Gewölbe, dicht am Tode, habe ich erst den Tod verachten lernen und bin ein Mann geworden. Sieh hin! Anne hat seit Jahren nicht so ruhig geschlafen, wie heute; denn schon lange nagt ein unüberwindlicher Gram an ihrer Seele und an ihrem Leben."

Ein Gram? fragte er zitternd; welch ein Gram? . . . Ist denn Niemand glücklich? sagte er zu sich selbst: auch dieses holde Mädchen nicht? — Er umfaßte mich ängstlich, und nur einen Augenblick; dann beugte er sich zu Annen nieder, als wollte er ihren Gram verscheuchen, sie retten, sie — ermorden. Alle die Empfindungen, deren seine Seele fähig war, brachen auf einmal in sein Gesicht hervor. Dann fiel er mir wieder um den Hals, und sah mich an, als wollte er jetzt den Schleier, der mir sein Schicksal verbarg, abnehmen und mir sein Herz zeigen. Ich schwieg, und erwartete sein Geständniß; aber sein Gesicht beruhigte sich wieder. Er fragte kalt, und zeigte von der Seite auf Annen: was ist ihr Gram?

„Erinnere

„Erinnere sie nie daran, mein Sohn! Nur wir, sie und ich, wissen ihn. Sie liebte in der frühen Jugend einen Jüngling, und dieser Jüngling . . . starb. Ihr Herz konnte nur Einmal lieben! — Er sah mich mit so seltsamen kalten Blicken an, daß mich schauderte, umfaßte mich dann an beiden Schultern, zog mein Gesicht nahe an das seinige, und sagte langsam: ich liebte, und sie . . . sie . . . starb! — „Entsetzlich!" sagte ich. „Unter der Guillotine!" war ich unbesonnen und grausam genug, in einem halb fragenden, halb bedauernden Tone, heraus zu stoßen. O! o! rief er auf einmal laut, daß die Schlafenden alle mit Schrekken auffuhren: was sagst du, Unglücklicher! Er sank auf einen Stein an dem Brückenpfeiler, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Meine Frau und Alle fragten sogleich: was ist denn vorgefallen? Ich winkte ihnen Stillschweigen zu. Unser Freund erholte sich wieder; er drückte mir die Hand, legte sich mit dem Gesicht auf ein Bündel Wäsche, und war bald eingeschlummert. Wir flisterten nur, um seinen Schlaf, dessen er nach solcher Anstrengung so sehr bedurfte, nicht zu unterbrechen.

Meine Frau klagte über Durst, und ich gab ihr das letzte halbe Glas Wein, das wir noch hatten. Adelaiden sah ich die Begierde an, mit der sie zu trinken wünschte. Ich nahm sie an meine Brust, und sagte zärtlich: kannst du wohl ein Paar Stunden dursten, mein liebes Mädchen?" Sie lächelte freundlich. Wie lange kann der Mensch den Durst wohl aushalten? fragte sie ablenkend. Ich streichelte ihr die Wangen mitleidig. Sie zeigte mir die Birnen, lächelte, und fragte mich leise: ist nicht mehr da? Ich sagte mit Kopfschütteln: „wir haben getheilt!" Sie nahm ihr Messer hervor, schnitt die eine Birn von einander, und sog mit sichtbarem Vergnügen den Saft aus der einen Hälfte. — Nun war auf einmal meine ganze Heiterkeit verschwunden; ich stellte mich, als ob ich schlafen wollte, um die hervorbrechenden Thränen mit meiner Hand verbergen zu können. Meine Frau, Anne und Julie verzehrten, wie ich durch die Finger blickend bemerkte, ihre Birnen mit großer Ruhe. Hier, liebe Mutter! sagte Adelaide auf einmal, langte bei mir hin, als ob da ein Vorrath von Obst läge, und reichte der

Mutter ihre zweite Birn. Ach, wie rührend können Zeit und Ort eine Kleinigkeit machen!

„Mein edles, großmüthiges Mädchen!" sagte ich ihr ins Ohr, als ich sie an meine Brust gezogen hatte. Das hätte ich ihr gern laut zugerufen; aber ich befürchtete, daß meine Frau die Birn dann ausschlagen möchte. Ich steckte Adelaiden eine von meinen Birnen in die Hand; sie gab sie Annen, welche sie auch nahm und aß. Nun gab ich ihr meine letzte. Nein, mein Vater! rief sie auf einmal laut, und fiel mir zu Füßen.

O, welches Entzücken liegt in der Liebe, in der Einigkeit, in dem Edelmuthe! Unser Zufluchtsort verwandelte sich meiner Einbildungskraft in ein Gefilde des Himmels, dessen ganze Wonne in mein Herz floß. Ich hob Adelaiden vom Boden auf, nahm sie in meine Arme, und mein Herz legte sich stolz und zufrieden an das ihrige. „O, Frankreich, Frankreich!" rief ich; „du hast mir mehr gegeben, als du mir je nehmen konntest: diese edlen, diese treuen Herzen!" Ich trat einen Augenblick an die Sonne, in das Freie. Meine Seele war jetzt zu groß für den engen,

dunklen Raum, worin ich war. „Muß denn,“ seufzte ich sehr demüthig, aber sehr hoffnungsreich — „muß denn die Tugend sich unter der Erde verbergen, guter Vater im Himmel?“ Ich trat wieder zurück. „Aber nein,“ sagte ich, den Gedanken verfolgend: „versetzt diese Brücke nach dem nördlichen Asien, oder nach manchem Theile von Afrika; und sie ist ein Pallast. Warum nicht auch hier, wenn nur Tugend und Liebe sie bewohnen?“ — Und nicht so unglückliche Menschen, als wir! sagte meine Gattin.

„Du hast immer recht, liebe Frau; nur dieses Mal nicht!“ sagte ich eifrig, im Triumph über Adelaidens Tugend. „Oder hältst du das Gefängniß, worin die Tochter mit ihrer Brust den gefangenen Vater ernährt, — du kennst ja den schönen Kupferstich, der auf Annens Zimmer hing — hältst du das Gefängniß für den Aufenthalt des Unglücks?“

Nein. Aber wie kommt das hierher?

„Wie? Es ist hier, hier, liebe Frau. Deine Tochter, deine Adelaide, gab dir ihre letzte Birn, und sie verschmachtet vor Durst!“

Meine Frau sprang auf, und rief ängst-

lich: gab mir ihre letzte Birn? Ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen. Auch Anne und Julie sprangen auf. Wir Alle drückten Adelaiden an unsre Herzen, und benetzten sie mit Thränen. Sie wand sich ängstlich in unsern Armen, und ihre Augen baten uns flehentlich, ihrer zu schonen. Unsere Liebe war zu viel für ein Herz, das in Staub zerfallen muß. Wäre diese erhabne Empfindung in uns von längerer Dauer gewesen, sie hätte die irdischen Lebensquellen in uns vertrocknen müssen. Meine Frau gab ihr eine andre Richtung. Sie rief: ich will dir Wasser schaffen, mein Kind, oder sterben! Sie wollte hinaus; wir hielten sie aber, und machten ihr begreiflich, daß sie sich ganz gewiß verrathen würde.

Viel eher, liebste Mutter, sagte Adelaide, könnte ich gehen; ich würde weniger Verdacht erregen als Sie. — Ich bestätigte das. — Adelaide fuhr fort: ich bin ein junges Mädchen. Meine Eltern, würde ich sagen, sind todt, meine Brüder im Kriege geblieben, meine Verwandten arm, sehr arm. Hier sind meine letzten sechs Sous; die schenkte mir ein fremder Reisender. Gebt mir dafür Brot,

und Wasser in diese Flasche. Mir glaubte man gewiß weit eher, als Ihnen; nicht wahr, mein Vater? — „Gewiß, mein Kind, weit eher.“ — Meine Entschlossenheit kennen Sie; wenn man mir auch hundert verfängliche Fragen vorlegte, ich würde mich nicht verrathen. Auf ein Kind achtet man nicht so sehr, wie auf eine Frau in Ihren Jahren. Ich würde sagen, ich wollte nach Dole zu, und käme von Montbeliard? Ist es nicht so recht, mein Vater?

Vollkommen! sagte ich; und in dem Augenblicke war Adelaide mit der Wasserflasche unter der Brücke weg, auf dem hohen Ufer, ehe einer von uns nur aufstehen konnte. Ich erschrak. Meine Frau und Anne wollten ihr nach; ich hielt sie aber, und sagte: laßt sie gehen! Könnt ihr wissen, wozu dies alles so kam? könnt ihr das? Und hat sie nicht Recht? Wenn einer von uns ohne Verdacht bleibt, so ist es die entschlossene Adelaide. Und wird sie erkannt, gefangen, bleibt sie weg — nun, dann ist es noch immer Zeit, sie zu suchen und mit ihr zu sterben. Ueberleben wollen wir sie nicht. Laßt sie, laßt sie!“ Meine Frau

und Anne weinten; nur meine feierliche Versicherung, daß wir Adelaiden, wenn sie in einer Stunde nicht wieder da wäre, aufsuchen wollten, konnte sie ein wenig beruhigen.

Nach einer halben Stunde sahen wir sie vorsichtig in dem trocknen Bette des Baches mit einer schweren Last daher kommen. Sie winkte uns zu, ruhig zu seyn. Als sie endlich bei uns war, entstand ein fröhlicher Tumult um sie her. Sie hatte in der Schürze ein halbes Brot, sehr gute Butter, eine Flasche Wein, eine andre voll Wasser, und eine Menge vortreffliches Obst. Unser Freund schlief noch immer fest; selbst unsere laute Freude weckte ihn nicht. Ich stellte die Flasche Wein vor ihn hin, und legte Brot dazu, daß es ihm, wenn er erwachte, zuerst in die Augen fallen sollte.

Während wir, mit dankbaren Thränen im Auge, aßen und tranken, erzählte Adelaide. Sie geht durch einen Umweg auf das nahe Dorf zu, bleibt an dem ersten Hause, das vor dem Dorfe allein liegt, stehen, und singt an der Thür einen Psalm. Ein alter Landmann, den sie nicht ehrwürdig genug beschreiben konnte, tritt in die Thür, und fragt:

„was willst du?" Sie erzählt ihre Fabel. Er sieht sie scharf an, und thut noch allerlei Fragen. „Armes Kind!" sagt er endlich, und faßt ihre Hand: „so jung, und schon so unglücklich! Komm, du sollst bei mir bleiben." Nun wird Adelaide doch bestürzt. Der Mann schweigt, betrachtet sie, und sagt endlich: „liebes Kind, ich bin ein ehrlicher Mann, und selbst unglücklich. Habe Vertrauen zu mir!" Adelaide steht auf dem Punkte, Alles zu entdecken; doch besinnt sie sich, und bleibt bei ihrer Aussage. Der Mann packt ihr die Lebensmittel auf, und bringt sie durch einen Hohlweg wieder auf das Feld. Dann küßt er sie, sagt: „brauchst du noch mehr, so komm wieder," und geht zurück.

O, mein Vater, sagte Adelaide; es war ein sehr edler Mann! gewiß, das war er! — „Wenigstens ein redlicher!" sagte auf einmal eine tiefe Stimme, und ein alter Mann trat vor die Brücke. Wir stießen vor Schrekken einen so lauten Schrei aus, daß Juliens Vater erwachte. Er sprang auf, wurde bleich, als er den Alten sah, stürzte auf ihn zu, faßte ihn an, und riß ihn zu uns unter das Ge-

wölbe. Das Alles geschah in einem Augenblick. Du mußt sterben! rief er nun bleich und zitternd; aber seine Hände sanken kraftlos bei den grausamen Worten nieder. „Muß ich?" sagte der Alte; „nun, so ist es noch Zeit genug in fünf Minuten." Er setzte sich, mit der Ruhe eines höheren Wesens, zu uns. Juliens Vater wurde immer bleicher, und sein Herz pochte gewaltig. Er nahm mich allein, und flisterte mir, ganz außer sich, zu: warum führt ihn die Vorsehung hierher? Er muß sterben, oder wir sind verloren. Wäre ich es allein, dann möchte er mich verrathen. Aber Ihre Kinder! Sie! Er muß! Gott mag uns verzeihen!

„Ihr seyd Unglückliche, Auswanderer, wie ich sehe," sagte der Greis. „Ich bin der Graf * * *. Meine Frau und meine beiden Söhne sind in Paris hingerichtet. Ich floh, und kaufte das Häuschen mit dem Garten, wo das liebe Mädchen da bei mir gewesen ist. Schon längst hätte ich den blutigen Boden meines Vaterlandes verlassen, wenn nicht eine Enkelin von mir, ein zehnjähriges Mädchen, noch lebte. Ihretwegen warte ich auf

bessere Zeiten, die endlich kommen müssen. Ich will euch Gutes thun. Ihr seyd nicht die Ersten, die ich durch das Gebirge bis an die Gränze bringe. Willst du mich tödten, junger Mann, so magst du es. Ich verliere das Leben mit Gleichgültigkeit. Du zerreißest nur einen Faden, den das Unglück schon längst mürbe gemacht hat; und wo, sage mir, wo ist ein Franzose, der nicht sterben und tödten gelernt hätte?

Da warf Juliens Vater sich vor dem Manne nieder, und umfaßte dessen Kniee. Sterben, sagte er, habe ich gelernt; tödten werd' ich nie lernen. Aber, ach! ich muß dir Alles anvertrauen. Wenn du uns verriethest — die Qualen der Hölle kämen über meine letzten Tage. Auf einmal brach er ab, und schwieg. Er sprang auf, ging unruhig, ängstlich umher, drückte den Hut tief in die Augen, und beobachtete wieder sein finstres, räthselhaftes Stillschweigen. Wir fragten ihn Alle: was er hätte; er winkte aber verneinend mit der Hand. Du trauest mir nicht! redete der Alte ihn an. Juliens Vater faßte seine Hand, küßte sie, legte sie auf sein Herz, und

sagte ihm dann ins Ohr: sey unser Engel! führe uns nach Pontarlier!

Ich konnte meine Blicke nicht wieder von dem sonderbaren Manne mit seiner seltsamen Unruhe abziehen, der aus seinem dunklen Winkel her uns Alle der Reihe nach mit verstörten Blicken ansah. Endlich wurde er wieder ruhig; er sprach aber nun nicht ein Wort mehr bei Allem, was der Alte sagte, sondern gab seinen Beifall nur durch Zeichen zu erkennen. Der Alte sagte: euer Aufenthalt unter der Brücke ist ziemlich sicher, weil der Weg über sie nur im Herbst und Frühjahre, wenn der Bach angeschwollen ist, genommen wird. Gegen Abend will ich wieder hier seyn, und euch einen Fußsteig durch das Gebirge führen, den nur die Einwohner des Dorfes kennen. Dann kommen wir in das Doubsthal, über Montarlier; und jenseits des Doubs, der hier gar nicht tief ist, seyd ihr in der Schweiz."

Wir umarmten uns Alle. So war denn unsre Rettung nahe und fast gewiß! Nur, wer der Folterbank oder dem Tode auf der Gerichtsstätte entgangen ist, kann fühlen, was wir fühlten, kann sich das Entzücken denken,

in das wir geriethen. Unser Fremder nahm keinen Theil an unsrer Freude. Er winkte seiner Tochter, als der Alte weg gegangen war, und sprach lange und heftig mit ihr. Sie weinte, sie umarmte ihn. Er sagte ihr noch etwas, wobei er sehr bewegt ihre Hände faßte. Es mußte sehr eingreifend seyn; denn sie antwortete mit festem Tone: ich will! ja, ich will! Wir hatten nicht das Herz zu fragen, was sie thun sollte; aber sie flisterte es Annen leise zu. Anne kam dann weinend zu mir, und sagte: Juliens Vater will uns nur bis an die Gränze begleiten, und dann zurückkehren. Wir sollen seine Tochter mitnehmen.

„Sie soll meine Tochter seyn!" sagte ich laut, und reichte Julien die Hand. Ihr Vater kam herbei, und legte seine Hand auf unsere Hände, als ob er das Versprechen mit seinem Segen heiligen wollte. Dann nahm er mich allein in seinen Winkel, und beschwor mich feierlich, daß ich seine Tochter nie fragen sollte, wer ihr Vater wäre. Ich machte Einwürfe dagegen; er drang aber so zärtlich darauf, daß ich es ihm feierlich in meinem und der Meinigen Nahmen versprechen mußte. Zu-

letzt sagte er noch seufzend: ich ginge mit Ihnen; aber ich habe noch einen Vater, von dem mein Unglück mich schon zu lange getrennt hat. — Seltsam! ich war in meinem ganzen Leben nicht so neugierig gewesen, wie in diesem Augenblick. Die Sonderbarkeit des Unbekannten machte mich ängstlich, furchtsam, und es schien mir sogar recht gut, daß er uns verlassen wollte. Ich fing an nachzusinnen, was für Händel seine Seltsamkeit uns noch hätte zuziehen können. Der Leser wird an diesem Zuge merken, daß ich alle Gefahr für überstanden hielt; denn sonst hätte meine Einbildungskraft nicht schon wieder angefangen, sich Gefahren zu schaffen. Aber wir Alle hielten die Gefahr für überstanden. Welch ein Vergnügen, rief meine Frau, aus der größten Hoffnungslosigkeit so auf einmal wieder zu Hoffnung des Glückes überzugehen! Denn hatten wir nicht schon alle Hoffnung verloren? (Ich freuete mich, als ich endlich wieder Fragen und Ausrufungen von ihr hörte.) Gaben wir nicht uns Alle schon der Verzweiflung hin? War nicht die Hoffnung, die sonst den Menschen zuletzt verläßt, schon von uns gewichen?

„Ich glaube nicht, liebe Frau," sagte ich, „daß du Recht hast. Was du Verzweiflung, was du Hoffnungslosigkeit nennst, war nichts als Hoffnung. Ein wirklich Verzweifelnder thut nichts, wagt nichts, ist nicht einmal muthig genug, sich das Leben zu nehmen: denn wer sich das Leben nimmt, hat doch den Wunsch, seinen Zustand zu ändern; und Wünschen setzt Hoffen voraus. Dabei fällt mir eine Stelle — wenn du es erlauben willst, liebe Frau; sie ist ganz kurz — eine Stelle, sage ich, aus einer Griechischen Rede fällt mir ein." Meine Frau umarmte mich lächelnd, und sagte: je länger die Stelle ist, die du uns anführen willst, desto mehr werde ich überzeugt, daß du uns für gesichert hältst. — „Nein," erwiederte ich; „sie betrifft nur unser Gespräch, und heißt so: „die Menschen stürzen sich nicht anders in Gefahren, als auf die Hoffnung gestützt. Niemand, der verzweifelte die Hindernisse zu überwinden, wagt es, die Hindernisse anzugreifen." — Nun, sagte meine Frau, das ist eben dasselbe, was du sagtest, doch nicht so gut gesagt. Es mag seyn, ob man sich gleich nicht so ausdrückt; aber ist

es denn nicht schrecklich, liebster Mann, daß das undankbare Frankreich uns zu dieser Verzweiflung zwingt? Ist . . .

Ich unterbrach sie: „liebste Frau, du hast funfzig Jahre gelebt, und der Vorsehung diesen Vorwurf nie gemacht, wie es auch recht und billig ist. Aber sieh, was fürchten wir denn eigentlich? Doch weiter nichts als den Tod! Dem wollen wir entlaufen. Dem Leben zu gefallen, saßen wir in einem Steinbruche, in den Köhlerhütten, und sitzen hier unter der Brücke; dem Leben zu gefallen, essen wir Brot und trinken Wasser, tragen Bauerkleider, und schlafen ohne weiche Küssen. Frankreich will nichts, gar nichts, als uns tödten. Das Uebrige ist unser Wille; denn wenn wir das Leben verachteten, so hätten wir nicht nöthig gehabt, einen Schritt aus Sarzy zu gehen. Nun sieh die Natur an. Ihr großes Schneidemesser fällt bei jedem Pulsschlage einmal unter die Menschen, und zerschneidet jedes Mal ein Herz. Das macht in vier und zwänzig Stunden an hunderttausend Herzen, welche von der Natur zerdrückt werden. Fasse nun die Seufzer der hundert-

tausend Familien, das Jammern der Wittwen, der Waisen, der Männer, der Weiber, der Liebenden, und die hunderttausend Leichen zusammen, so hast du jeden Tag auf der Erde eine Revolution, an der Niemand schuld ist, als die Natur selbst. Ob ein Herz unter der Guillotine bricht, oder durch eine Apoplexie: das gilt dem liebenden, abgerissenen Herzen gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die Natur ihre Revolution verbirgt. Wir lachen, weil wir — seltsam genug! — hoffen, daß wir allein verschont bleiben werden. Eine Pest ist nichts andres als ein Revolutions-Tribunal der Natur, das sich in einer Stadt niederläßt. Da dauert der ganze Prozeß mit Untersuchung, Urtheil und Exekution auch nur drei Tage; und könntest du den unaufhörlichen Schmerz sehen, der dann in mancher Brust heimlich nagt, der tausend Herzen anfällt, den man aber nicht merkt, weil er nicht laut wird: du würdest die Natur eben so hart anklagen. Bedaure den Unglücklichen, liebe Frau, er leide wo und woran es sey. Aber halte nicht dich allein für unglücklich; das macht dich hart, unduld-

sam

sam gegen unsre Verfolger, und kalt bei den Thränen, die nicht in Frankreich und um Frankreich fließen. O, wir weichlichen, selbstsüchtigen Seelen! Was ist denn unser Unglück? Daß wir Reichen, wir Vornehmen, nun auch einmal erfahren müssen, was die Armen alle Tage erfahren, ohne sich zu beschweren! Wir sitzen hier unter dieser Brücke: wie oft mögen nicht Schnitter in der Ernte hier ein Obdach gegen die Sonnenhitze gesucht haben! Wir tragen leinene Kleider: tragen nicht Tausende mit Freuden eben das? Wir haben eine Nacht in einem Steinbruche zugebracht: guter Gott! wie viele Tausende bringen nicht ihr ganzes Leben in den Steinbrüchen der Armuth, der Noth hin! Wir zittern vor dem Tode: müßten wir das nicht auch, und wenn gar kein Eisen, kein Blei in der Welt wäre?"

Ich selbst empfand, daß ich Unrecht hatte, und sah den schrecklichen Unterschied zwischen den Naturübeln und der Revolution meines Vaterlandes sehr wohl ein. Aber es war meine Gewohnheit, Alles in Schutz zu nehmen, sobald ich mich glücklich fühlte. — Anstatt mir zu widersprechen, wie ich erwar-

tete, umarmte mich meine Frau mit großer Heiterkeit, und sagte: nun sehe ich, daß du wirklich ruhig bist. Ich danke Gott dafür, und würde ihm danken, wenn du mir auch bewiesen hättest, Armuth sey Ueberfluß, Schande Ehre, und die Pest Gesundheit. — Ich war sehr geneigt, den Beweis zu übernehmen; aber mein Herz kam mir zuvor. Mit großer Innigkeit umarmte ich meine gute, theure Frau, die Gott dafür lobte, daß ich nun wieder philosophiren konnte, so wenig sie es auch leiden mochte. Ich dankte der Natur, daß sie mir diese Frau geschenkt, und bat ihr heimlich das Unrecht ab, daß ich sie so eben mit der Revolution verglichen hatte. Wir waren Alle sehr heiter, nur Juliens Vater nicht, der unsere Freude mit traurigen Seufzern begleitete.

So kam der Abend heran. Meine Frau schlief schon seit einigen Stunden, doch sehr unruhig. Ihre Hand, die ich berührte, war brennend heiß; ich blieb aber unbesorgt. Endlich sahen wir den Grafen * * * mit einer Laterne kommen, und sprangen Alle fröhlich auf. Ich weckte meine Frau. Sie erhob sich,

taumelte aber sogleich wieder in meine Arme. Zwar wollte sie sich stark machen, und ging einige Schritte; aber sie konnte nicht weiter. Sie umfaßte mich, und sagte leise: ich bin sehr krank. Wir mußten es den Uebrigen entdecken. Der Alte faßte meiner Gattin an den Puls, und sagte dann: aus der Reise wird nichts; die Frau ist sehr krank. Wir standen Alle starr, wie Bildsäulen des Jammers. Wartet, sagte der Alte; verliert den Muth nicht! Ich komme bald wieder. Er ging; wir setzten uns auf den Boden, und athmeten kaum. Meine Frau legte ihre brennende Stirn an meine Brust. Ohne Zweifel hatte die Angst, die Freude, die Ermüdung von dem ungewohnten weiten Gehen ihre Krankheit verursacht.

Nach einer halben Stunde war der alte Graf wieder da, und breitete eine Decke auf den Boden. Wir führten meine Frau auf das Ufer, legten sie in die Decke, und trugen sie dem Dorfe zu, in das Haus des Alten, der vor uns her ging. Es wurde in einem obern kleinen Stübchen ein Bett in Stand gesetzt. Kaum lag die Kranke einige Minuten, so brach

das Fieber gewaltsam hervor, und sie fing an zu phantasieren. Der Alte stand verlegen da; endlich sagte er: „ihr Andern müßt fort.“ Nur ich nicht! sagte ich, und setzte mich an das Bett. „Nicht ich!“ rief Anne; „und nicht ich!“ Adelaide. Wir wollen mit ihr sterben! erklärten wir Alle. Der Greis sagte: und mich verrathen? Nur Einer kann hier bleiben, und das sey der Mann. Ihr Andern müßt gehen.

Nun erhob sich ein großmüthiger Streit unter uns, wer sich retten sollte. Juliens Vater sagte kein Wort; er faßte nur Annens Hand, und bat sie mit Blicken, so oft sie erklärte, daß sie bleiben wollte. Ich mußte endlich meinen beiden Töchtern befehlen, zu gehen. Adelaide sagte auf einmal: so leben Sie wohl, mein Vater! Sie warf sich an dem Bette ihrer Mutter nieder, küßte die heiße Hand, faßte dann ihre Schwester an, und sagte: nun, Anne, komm! Was kann unsern Eltern begegnen, das wir nicht, so bald wir wollen, mit ihnen theilen können? Anne sagte mir zitternd Lebewohl. Juliens Vater ergriff ihre Hand, und zog sie fort. Der Alte wies mir an, was ich

gebrauchen könnte, und versprach, gegen Morgen wieder da zu seyn. Er gab mir Regeln, wie ich mich zu verhalten hätte, wenn etwa Jemand käme. Sie gingen. Ich sah ihnen durch das Fenster nach, so lange ich das Licht der Laterne bemerken konnte. Als es endlich verschwand, warf ich mich auf den Stuhl neben dem Bette, und war ganz trostlos, als ob nun alle Hoffnung unsres Glückes verschwunden wäre.

Ich schlief auf dem Stuhle ein. Als ich erwachte, war es schon heller Tag, und der Greis saß vor mir. Er reichte mir die Hand, und sagte: sie sind in Sicherheit. — „Gott sey Dank!" erwiederte ich. „Vielleicht endigt hier die Natur den Kampf des Lebens sanft, und mich — mich mögen sie finden. Meine Kinder sind gerettet!" — Auch Sie, sagte der Alte, auch die Kranke, ihr Alle sollt gerettet werden. — „Alle?" Mein Sohn fiel mir ein. Ich bat den Alten um Papier, und schrieb meinem Louis, als ein Schweizer, der von einer Reise zurückgekommen wäre, und ihm meldete, wo er sich aufhielte. Ich nannte ihm das Dorf, wo meine Familie jetzt war.

Noch setzte ich hinzu: ich würde von da nach Neufchatel reisen, und wünschte, ihn bald zu sehen. Mein Sohn kannte meine Hand; er mußte also meine Wünsche errathen.

Nun fragte der Graf * * * nach unseren Nahmen, und ich erzählte ihm meine Begebenheiten. „Wer ist aber der finstre junge Mann in Ihrer Gesellschaft?" — Der Vater des Mädchens. Ich sagte ihm, was ich wußte. — „Sie kennen ihn nicht?" fragte er verwundert. Er erzählte mir nun, daß der Unbekannte, sobald er mit meinen Töchtern über die Gränze gewesen, vor Freude ganz außer sich gerathen wäre. Er hatte sich Annen zu Füßen geworfen, ihr die Hände geküßt, sie beinahe den ganzen Weg über durch die Felsen getragen, und dann sogleich mit unbeschreiblicher Sorgfalt für sie und meine Adelaide gesorgt. „Ich hätte gedacht," setzte der Graf hinzu, „er müßte etwa der Geliebte Ihrer Tochter seyn, wenn er nicht immer ganz stumm gegen sie gewesen wäre." Keiner von uns konnte eine wahrscheinliche Ursache von dem geheimnißvollen Betragen des jungen Mannes finden, so sehr wir uns auch

Mühe gaben, es zu enträthseln. Ich erinnerte mich jeder Kleinigkeit, die er gesagt, die er gethan hatte, auf das genaueste. Aber das Resultat war: nein, er hat uns so wenig vorher gekannt, als wir ihn.

In der folgenden Nacht wurde an die Thür gepocht, und der Graf öffnete. Juliens Vater kam in Bauernkleidung, und brachte mir einen Brief von meinen Töchtern. Sie sprachen mit großen Lobeserhebungen von seiner Sorgfalt, von seinen Bemühungen um ihr Wohl; und dafür drückte ich den Mann, so räthselhaft er auch seyn mochte, an meine Brust. Der Alte stellte ihm vor, welcher Gefahr er sich aussetzte. Er lächelte aber, und antwortete: einige Zeilen von Ihnen werden Ihre Töchter beruhigen, Herr St. Julien. Ich schrieb meinen Kindern: die Krankheit ihrer Mutter wäre nicht gefährlich; sie möchten also ihren Beschützer nicht wieder der Gefahr aussetzen, gefangen zu werden. Als ich nachher das Billet meiner Töchter noch einmal durchlas, sah ich aus dem Zusammenhange, daß sie glaubten, ein Bauer aus dem Dorfe sey der Bote.

Nach zwei Tagen kam der Unbekannte wieder. Er machte mir Vorwürfe über das, was ich meinen Töchtern seinethalben geschrieben hatte, und bat mich dann um ein andres Billet an sie. „Alle meine Versicherungen,“ sagte er, „halfen nicht. Nur ein Wort von Ihrer Hand kann sie beruhigen.“

So verflossen acht Tage. Eines Abends war mein alter Wirth sehr unruhig, und sah mich bestürzt, mitleidig, an. „Ich glaube,“ sagte er seufzend, als ich die Ursache davon zu wissen verlangte, „ich bin verrathen. Diese Hütte, fürchte ich, giebt uns nicht länger Sicherheit. Man hat mich gewarnt, auf meiner Hut zu seyn. Wenn wir nur Ihre kranke Frau wegschaffen könnten!“

Nur das erste Schrecken traf mich; dann aber stand ich auf, und sagte ruhig, gewiß ruhig: nein, mein Herr; meine Frau soll hier sterben: dafür stehe ich Ihnen. Retten Sie Sich für Ihre Enkelin. Meine Kinder sind in Sicherheit; nun bleibe ich hier, und keine Macht soll mich von diesem Bette wegbringen. — Ich setzte mich ruhig nieder. Was soll ich länger kämpfen? sagte ich, so gelassen als mög-

lich: warum nur den Fuß aufheben, um dem Tode zu entgehen? Ich will ihn erwarten, wie einen Freund; er ist ja der Freund aller Unglücklichen. Sehen Sie, legt er doch schon die kalte, beruhigende Hand auf das Herz meiner Frau; warum soll diese Brust, die sich so lange wehrte, seine Hand zurückstoßen? Sagen Sie meinen Töchtern: es wäre mein letzter Wille, sie sollten einander nie verlassen. Grüßen Sie den edelmüthigen Beschützer von mir, und sagen Sie ihm: er hätte mir seine Tochter gegeben; jetzt gäbe ich ihm die meinigen.

In diesem Augenblicke riefen unten Stimmen: dies ist das Haus! Hier wohnen die Feinde des Vaterlandes: der Graf * * *, und zwei Andere. Aufgemacht! im Nahmen des Gesetzes! Der Graf eilte die Treppe hinunter. Ich hörte ihn die Hinterthür öffnen; und nun war er sogleich in einem kleinen Gebüsche, durch das er bald in freies Feld kam. Gott sey Dank! er ist gerettet! dachte ich, als ich noch immer klopfen und an der Hausthür brechen hörte. Ich legte eine Pistole auf den Tisch, und zählte die Pulsschläge an der Hand meiner

Frau, mit einer ungestörten Ruhe, die von der Gewißheit ihres baldigen Todes und meines Schicksals herkam. Endlich wurde die Thür unten erbrochen. Ich nahm das Licht in die linke Hand, die Pistole in die rechte, und ging so an die Treppe. Als die Nationalgarden mich erblickten, blieben sie stehen. „Bürger," sagte ich ruhig; „ich heiße St. Julien, habe auswandern wollen, und bin euer Gefangener. Der Tod kümmert mich nicht. Es ist weiter Niemand im Hause, als meine sterbende Frau. Aber die soll ruhig sterben! Den Ersten, der einen Fuß in das Stübchen setzt, worin sie liegt, schieß' ich todt. Ihr mögt heraufkommen, und sehen, daß ich die Wahrheit sage. Aber Niemand wage es, über die Schwelle der Thür zu treten!" Ich ging zurück, setzte mich wieder an das Bett meiner Frau, hielt die Pistole in der einen Hand, und ließ die andre auf dem Tische ruhen. Sie kamen nach einigen Minuten herauf, und sahen durch die Thür. „Ihr könnt mich bewachen," sagte ich ihnen jetzt noch. „Aber ich bitte euch, seyd menschlich, und beunruhigt die letzten Augenblicke einer Sterbenden nicht."

Ist da kein Ausgang? fragte einer. — „Komm," sagte ich, „und sieh selbst, daß ich euch nicht entgehen kann." Es kam einer herein, und durchsuchte das Zimmer, wobei ich aber auf meiner Hut war, und ihn mit dem Laufe meiner Pistole verfolgte. Er ging endlich wieder hinaus, und sagte zu den Andern: es ist alles sicher. Nun machte ich die Thür zu, und verschloß sie. Zwei Garden blieben als Wächter vor dem Stübchen zurück; einige andre besetzten das Haus. Man durchsuchte jeden Winkel, wahrscheinlich nach dem alten Grafen; doch endlich wurde Alles wieder still.

Ich fühlte mich glücklich, daß meine Töchter gerettet waren, und schlief sehr ruhig ein. Am folgenden Morgen klopfte die Wache leise an, und ich öffnete. Brauchst du etwas, Bürger? Wir haben nach Salins geschickt, um deinetwegen anzufragen. Du kannst ganz ruhig seyn, bis der Bote zurückkommt, der uns Befehle bringen wird. — Ich bat nur um Wasser, weil ich noch Lebensmittel auf einige Tage hatte. Sie setzten es mir mitten in das Zimmer, und gingen dann zurück, bis ich es holte. Ich saß nun am Bette, und phi-

losophirte über den Wechsel aller menschlichen Schicksale. Mir fiel die Stelle aus dem Isokrates wieder ein: durch das alles werden sie sichtlich bessere Menschen. Ihre Wahrheit fand ich jetzt an mir bestätigt. Ich fühlte keinen Haß mehr gegen meine Verfolger; ich hatte mehr Muth, mehr Geduld, mehr Liebe zu den Meinigen, und doch mehr Standhaftigkeit bei ihrem Unglück. Mein Herz war frei von allen Leidenschaften. „Ja," sagte ich laut, „es hat mich zu einem besseren Menschen gemacht." Ich sah die beiden Garden an. „Und können nicht auch sie," dachte ich, „besser werden, wenn sie meine Geduld, meine Ergebung sehen?" Ich legte meine Pistole auf den Tisch, rief sie herein, bot ihnen ohne Mißtrauen die Hand, und führte sie an das Sterbebett meiner Gattin. „Kinder," sagte ich; „an die Stunde kommt auch ihr einmal. Der Himmel gebe, daß ihr gern an sie kommen möget! Seht, ich habe diese Frau so lieb, daß ich für ein Wort, für einen Händedruck von ihr tausendmal mein Leben aufopfern wollte; aber doch möchte ich nicht, daß ihre Seele in ihre Sinne zurück-

kehrte, und daß sie euch sähe. Ihr würdet sie wieder an die Mühseligkeiten des Lebens erinnern; und ihre Seele, die nun schon seit einigen Tagen unter den Gesängen der Engel gelebt hat, müßte dann wieder das Geschrei der Gefangenen in Frankreich, das Geschrei der Unglücklichen hören, die unter dem Mordmesser sterben. Seht, ich wünschte, daß auch ich hier so läge; oder, wenn es nicht anders seyn kann, ich werde auch unter der Guillotine ruhig liegen. Es läuft ja auf Eins hinaus. Hat man rechtschaffen gelebt, so ist der Tod nichts als die Geburtsstunde für das künftige Leben. — Kinder, wäret ihr doch bei meinem Tode zugegen, damit ihr sähet, wie ruhig man stirbt, wenn man schuldlos gelebt hat! Ich wollte, auch ihr lebtet so, damit ich einmal als ein guter Geist bei eurem Sterbebette stehen, und dasselbe sagen könnte. Denn seht, ich habe nichts Böses gethan, als daß ich mich vor meinen Feinden flüchtete."

Und das thut ja ein unvernünftiges Thier! unterbrach mich der eine Garde, mit Thränen in den Augen. So herzlich gut seine Bemerkung gemeint war, so störte sie mich dennoch

gänzlich. Eben wollte ich zeigen, daß man dem Uebel nicht entfliehen könne; nun hatte er aber meine Gedanken durchschnitten. Ich setzte mich ruhig nieder, und dankte aufs neue dem Himmel mit Freudenthränen, daß meine Frau von unserm Elende nichts wußte. Wie würde die Vorstellung der Guillotine oder des Erschießens ihre Seele erschüttert haben!

Sie hörte, sie sah mich nicht; und dennoch machte ich meine Lebensrechnung mit ihr ab. Hätte sie mich hören können, sie würde, hoffe ich, manchen Punkt auf meiner Seite höher angeschlagen haben, als ich selbst. Ich that ihr jetzt, da der Tod sein bleiches, graues Siegel auf ihr Gesicht, auf ihre Augen, auf ihre Lippen drückte, eben so wenig Unrecht, als damals, da ich um ihre Hand warb, und sie mit blitzenden Augen voll muthwilligen Lebens, mit glühenden Wangen voll Gesundheit und Lebensfülle, vor mir stand, an ihren Fächerstäben abzählte, ob sie mir Ja oder Nein antworten sollte, und endlich mit schnell hervorbrechenden Thränen an meine Brust sank. Es war kein Punkt in der ganzen Rechnung, der ihre oder meine Augen hätte zum Nieder-

blicken bringen müssen. Ich sah ihr die ganze Zeit über fest in das bleiche Gesicht, in die brechenden Augen, die sich von dem Leben weg in die Ewigkeit wendeten.

„Ich will bei dir aushalten im Leben und Sterben," sagte ich ihr, als wir getrauet waren. „Ich habe Wort gehalten," sagte ich jetzt, und führte ihre kalte Hand an meinen Mund. „Und wäre ich an deiner Stelle, du säßest eben so bei mir: das weiß ich, Theure, das weiß ich. Nicht eine Minute wichest du von mir, und wenn du deinen Kopf unter tausend Guillotinen legen müßtest. Du hast mich nur eine einzige meiner Reden zu Ende bringen lassen; aber wie oft habe ich den Lauf deiner Fragen mit einem halbspöttischen Lächeln unterbrochen! O, ich wünschte, du fragtest jetzt; ich wollte deine Fragen anhören, wie Göttersprüche. Du möchtest tausend Reden von mir unterbrechen; ich wollte sagen: unterbrich mich, meine theure Henriette, unterbrich mich mit deinen süßen Lippen; nur lebe, lebe! — Ach, noch einmal, meine Geliebte, sieh mich an; und wie du für dieses Leben mir deine Hand gabst, so gieb sie mir auch

für die Ewigkeit!" — Das dachte ich; Manches sagte ich auch laut. Ich war tief bewegt; und noch jetzt, da mein Schmerz sanfter ist, noch jetzt sage ich eben das, gleich wahr und innig. Es hat nie ein besseres Weib auf der Erde gegeben. Das fühle ich jetzt, da ich sie nicht mehr habe; das fühle ich unter Kindern, die mich so herzlich lieben, die mit mir leben, mit mir unglücklich sind: was würde ich nicht fühlen, wenn sie glücklich wären!

Ich hatte mir vorgenommen, über diesen Zeitpunkt meines Lebens mit flüchtiger Feder weg zu eilen. Von jeher bin ich gegen den Schmerz zu weichlich gewesen, und bin das noch. Andere tauchen nur einen Finger in die Wehmuth; ich versinke darin, und lebe in ihr, wenn ich hinein gerathe, wie in meinem Elemente. Ich bin nicht für das Sterbebett eines Käfers gemacht; in den Stunden, wann ich erweicht bin — und das sind die meisten meines Lebens — kann ich eine Fliege, die mich quält, an den Flügeln durch das Zimmer tragen, das Fenster öffnen, und sie hinauslassen, weil ich nicht das Herz habe, sie zu tödten. Als meine Mutter starb, ritt ich an

sechs

sechs Meilen drei volle Tage, um nur nicht an ihr Sterbebett zu kommen. Ich hatte mir vorgesetzt, wenn meine Frau stürbe, selbst recht krank zu werden, um nur nicht das Lebewohl von ihren sterbenden Lippen zu hören; und nun mußte ich allein an dem Sterbebette meiner Frau sitzen, mußte sehen, wie der Tod Zoll für Zoll herantrat, und langsam ihr Herz zerdrückte! — — So hatte ich mir auch vorgenommen, nicht noch einmal den ganzen Kreislauf des Schmerzes durchzugehen, und mir selbst alle die angstvollen Minuten zuzuzählen; aber dieser wehmüthige Schmerz über den Tod eines geliebten Menschen ist ein süßer Ton der Harmonie aus einer andren Welt, und hat mit dem reinsten Entzücken einer geistigen Liebe so viel Aehnliches, daß man sie beide verwechseln könnte. Ich verweigere mich diesem himmlischen Schmerze, wie man sich weigert, den Geist eines geliebten Abgeschiedenen zu sehen, nach welchem das Herz sich dennoch geheim sehnet. Kaum schlage ich den ersten Ton davon an, so gehe ich zitternd dennoch wieder den ganzen Schmerz durch.

Ich bin bewegt, und würde in Thränen

vergehen, wenn ich nicht jetzt weit schrecklichern Scenen entgegen schriebe und entgegen zitterte.

Am Nachmittage hörte ich ein Gepolter auf der Treppe. Die Thür öffnete sich, und meine beiden Töchter, Anne und Adelaide, stürzten todtenbleich herein, mir zu Füßen, und umfaßten meine Kniee. Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie das zusammenhing. Ich hatte bei meiner sterbenden Frau ganz und gar vergessen, daß ich ein Gefangner war, daß ich sterben sollte. Auf einmal fiel mir das ein; und in eben dem Augenblicke dachte ich auch daran, daß meine Töchter jetzt mein Schicksal mit mir theilen müßten. Ich sprang auf, schrie fürchterlich, riß sie gewaltsam empor, und rief: „fort! fort! oder ich sterbe zu euren Füßen.“ Mit unbegreiflicher Gewalt schleppte ich sie Beide an die Thür, und rief noch einmal: „fort, fort! über die Gränze!“

Sie sind Gefangne! sagte der Garde, und stellte seine Flinte quer vor die Thür. „Gefangne?“ seufzte ich. Meine Stärke war hin, und ich sank am Bette meiner Gattin nieder. Ich verbarg mein Gesicht an der Brust

der Sterbenden, um nur die unglücklichen Lebenden nicht zu sehen. An dem zerfallenden Herzen meiner Frau fand ich mehr Trost, als in dem Leben meiner Töchter.

Ein Schmerz jagte den andern; tausend Todesengel schwebten in der Luft, und hatten alle ihre Pfeile auf mich gerichtet. Meine Gedanken vergingen, eben als das Herz meiner Frau die letzten Schläge that. Jetzt erhoben meine Töchter ein lautes Jammergeschrei. Ich kam aus der Ferne, in die ich mich verlor, zurück, richtete mich auf, und begegnete den offnen Blicken meiner Gattin. „Seyd ihr Alle da?" fragte sie matt. – Gott Lob! es schwebte noch ein Lächeln vom Himmel auf ihren Mund. „Wo ist Louis?" fuhr sie fort. „Ist er das?" (Sie zeigte auf den Garden.) — Nein, sagte ich, und warf die Thür zu, um die Gestalt von ihrem Auge weg zu bringen, um sie sanft, unter den Segnungen ihrer Lieben, an die Brust des Todes zu legen. „Aber wo bin ich? wo?" fragte sie. – In der Schweiz, antwortete ich heiter. „Gerettet!" sagte sie, und wollte die Hände dankend zusammen falten. Bei diesem Lächeln, bei die-

sem Gebete, ließ der Tod mitleidig die Hand sinken. Der Mund lächelte noch fort, als die Seele mit dem Gebete sich schon empor gehoben hatte. — Wehe dem Menschen, der bei dem Tode eines Andern, selbst eines Fremden, nicht sich und alle seine Schicksale vergißt, sey es nun aus Verachtung des Lebens, oder aus Schmerz über das Hinscheiden des Geliebten! Ich faßte die kalte Hand meiner Frau. „So bist du dahin!" sagte ich. Meine Töchter jammerten aufs neue laut. „Was weint ihr?" fragte ich; „was klagt ihr? Wolltet ihr, daß sie noch lebte, damit der Schmerz um euch sie tausendmal tödtete? Sie ist todt. Laßt auch uns sterben! Sie lächelte im Tode, weil sie euch gerettet glaubte; laßt auch uns lächelnd sterben: denn sie ist wirklich gerettet, über die Gebirge hin, welche die Zeit von der Ewigkeit scheiden, in das wahre Land der Freiheit! Und wir folgen ihr!" Ich öffnete das Zimmer, und sagte zu dem Garden: „Kamerad, jetzt bin ich mit meinem Geschäfte fertig. Meine Frau ist todt. Nun will ich die übrigen Kleinigkeiten mit der Militair-Kommission in Salins recht gern abmachen." Der Garde fuhr mit der Hand nach

seinen Augen, und antwortete nicht. Nach einer Pause sagte er: ich wollte, sie richteten mich in Salins mit Ihnen! Was ist das Leben! — Bei diesen Worten schlug er auf seine Flinte.

Meine Töchter dachten noch immer sonst nichts als den Tod ihrer Mutter; sich und mich vergaßen sie gänzlich. Ich erinnerte sie ernsthaft daran. Nun hielt die Furcht dem Schmerze die Wage, und umgekehrt. Sie versanken in eine kalte Gleichgültigkeit; und als man uns endlich ankündigte, daß wir nach Salins abgehen müßten, standen sie bitter lächelnd und schweigend auf. Es waren mehrere Menschen in das Zimmer gekommen, ohne daß wir es bemerkt hatten. Einige muthige Bauern aus dem Dorfe versicherten mir mit Thränen, daß sie für das Begräbniß der Todten sorgen wollten. Als ich die Hand meiner Frau ergriff, und Lebewohl sagte; da riefen alle Menschen im Zimmer mit mir ein lautes Lebewohl. Es war mir, als ob die ganze Natur das riefe. — Ich taumelte schnell aus dem Zimmer, weil ich den Abschied meiner Töchter von ihrer Mutter nicht sehen mochte.

Sie folgten mir nach fünf Minuten. Adelaide sprang an meinen Hals, und sagte: nun ist Sterben mein einziger Wunsch. — „Gut!" erwiederte ich; „der Tod ist auch der Edelgestein des Lebens." Ich war so kalt, so resignirt, daß ich Robespierren hätte herausfordern können, meine Ruhe zu stören. Wir gingen Hand in Hand nach Salins. Anne beugte den Kopf schweigend auf ihre Brust; Adelaide hatte den glänzenden Blick in die Wolken gerichtet. „Woran denkt ihr, meine Kinder?" fragte ich. — An meine Mutter! antworteten Beide.

Ach, sagte Anne seufzend; ich habe ihr verschwiegen, Vater, was mein Leben drückte, so oft sie mich auch darum fragte. Jetzt drückt das mein Leben, daß ich es ihr verschweigen konnte. Mißtrauen, meine selige, geliebte Mutter, war es nicht; ich wollte dein Herz nicht betrüben. Ach, hättest du nur das Einzige noch erfahren, nur noch, wie ich dich liebte, Mutter! Nun hab' ich kein Herz mehr, dem ich etwas vertrauen möchte, nicht Eins in der ganzen weiten Welt! — Ich lehnte den sinkenden Kopf meiner Anne sanft an meine

Brust, und flisterte ihr zu: „sie weiß es jetzt, wie sehr wir sie liebten. Du hast ihr jetzt deinen Kummer vertrauet, meine Anne; sie schwebt mit uns nach Salins.” Anne hob schnell den Kopf von meiner Brust auf, und schlug die Arme in der Luft zusammen, als ob sie den Geist ihrer Mutter umfaßte.

Adelaide ging, als stiege sie die Stufen des Blutgerüstes hinan, und als stånde auf demselben die glånzende, verklårte Gestalt ihrer Mutter, in deren Arme sie fliegen wollte, und dahinter die lichtvolle Ewigkeit, auf welche sie ihre Blicke heftete. Wir glichen einem Leichen-Monumente: Anne war die Geduld mit dem Leidenskelche an ihren Lippen; Adelaide der Engel, der mit der einen Hand in die hohe Ewigkeit zeigt, und die Palme des Sieges in der andren trågt; und ich in ihrer Mitte der kalte Grabstein, der den Schmerz, die Verwesung, den Tod in sich schließt.

Als wir am Abend in dem Dorfe ankamen, wo wir übernachten sollten, und Adelaide erfuhr, daß es Salins nicht sey, wurde sie ungeduldig. Anne verwies ihr das. Adelaide, sagte sie, man muß nie gern sterben!

das sieht aus, wie Trotz gegen den Himmel. — So gebt mir Schmerz! rief Adelaide, über den Vorwurf betrübt; gebt mir Thränen! Ich habe nichts als Dank für den Himmel, der dich so geduldig, und unsern Vater so stark macht. Leg die Leiden von zehn Menschen auf mein Herz; deine himmlische Geduld wird es dennoch stark und heiter erhalten. Aber deine Geduld kann enden, der Muth unsres Vaters sinken; dann würde ich elend seyn, wenn ich leben sollte. Mich verlangt nach Salins, liebste Anne, weil es deine Thränen trocknen wird. — Sie fielen einander um den Hals.

„Kinder," sagte ich; „euer Muth wird mich um den meinigen bringen. Ich bitte, umarmt euch nicht eher wieder, als jenseits — jenseits Salins und der Erde." Ach, man sollte einem Menschen, der zum Tode bestimmt ist, nicht den Anblick der menschlichen Liebe zeigen; man sollte ihn mit dem Hasse der Menschen umringen, mit Allem, was Ekel vor dem Leben bei ihm erregen könnte!

Meine Töchter ließen mich allein, und ich dankte Gott dafür; denn mein Herz fing an

unter ihrer unschuldigen Liebe allzu weich zu werden. Und durfte ich eine Thräne vergießen? Ich frage meine Leser: durfte ich? Eine Thräne von mir, ein finstrer Blick, würde ihre Herzen zerschmettert haben, ehe die Guillotine es that. Ich nahm mir vor, stark zu seyn, stark zu bleiben; und, Gott Lob! ich blieb es, bis auf den Augenblick des höchsten Elendes, der die Felsen der Erde hätte erschüttern müssen, wenn sie fühlen könnten. Nur diesen Augenblick erlag ich unter der Bürde des Schmerzes.

Den folgenden Tag kamen wir Abends in Salins an, und wurden sogleich vor die Kommission geführt. Was hätten in diesen Zeiten des Blutes alle Entschuldigungen geholfen? Wir sagten unsre Nahmen, und gestanden die Auswanderung ganz einfach zu. Der erste Kommissair fragte, ob wir etwas zu unsrer Vertheidigung anführen könnten. Ich lächelte. „Bürger," sagte ich; „sterben müssen wir doch, das weiß ich. Lassen Sie mir die kleine Freude, daß ich meinem Vaterlande den Schmerz erspare, drei Unschuldige hingerichtet zu haben. Jetzt sind wir schuldig." — Wer kann sterben,

ohne zu vergeben? sagte Adelaide, und umarmte mich. Ich sah — mit Freuden sag' ich das — ich sah Augen in unsichtbaren Thränen schwimmen; denn damals wagte man es noch nicht zu weinen.

Wir wurden in das Gefängniß geführt, und fanden es voll von Lyonern, die sich nach der Eroberung ihrer Stadt in die Schweiz hatten retten wollen, und von denen man alle Tage mehrere zur Hinrichtung führte. Die Kinder des Elends werden bald mit einander bekannt. Hier sahen wir unsre traurige Begebenheit noch zwanzigmal wieder: Mütter und Töchter, Geschwister, Freunde, Gatten. Wir hatten geglaubt, die einzigen Elenden in Frankreich zu seyn; aber unser Leiden verlor sich unter der Menge. Es war ein Anblick, um allen Glauben an die Vorsehung zu verlieren; und dennoch, mitten unter diesen Seufzern, mitten unter diesen bleichen Gesichtern, unter diesen Augen voll blutiger Thränen, hob die Brust sich freier in dem Glauben an eine künftige Welt. Wir waren in verschiedene Säle vertheilt. Stühle und Lager reichten nicht für die Gefangenen hin. So wie einige

aus dem Gefängnisse, und zugleich aus dem Leben, abgingen, erbten die ältesten Bewohner die Stühle und die Betten, um sie mit neuen Thränen zu befeuchten. Auch über diese Erbschaft, vielleicht auf einen einzigen Tag, erhoben sich Streitigkeiten; ein Platz am Fenster verursachte noch an dieser Schwelle des Todes Feindschaften. Aber ist denn das Leben mehr als eine Thürschwelle vor dem Grabe? ist ein Landgut mehr als ein weicher Sitz am Fenster, und auch nur für einen Tag? — Die Leidenschaften der Menschen schweigen selbst bei dem ernsten, furchtbaren Anblicke des Todes nicht. Der Tod macht Hände starr, die noch vor Zorn zittern, und bricht Augen, die noch im Brechen Geld zählen!

Schon am folgenden Morgen sahen wir eine Erbschaft. Es wurden zehn Nahmen verlesen. Man drängte sich mit lautem Geschrei um die zehn Menschen her; man umarmte sie, ergoß sich in Verwünschungen, Flüche, Thränen und Abschiedsworte. Nach einer Stunde hörten wir Schüsse fallen. Die Unglücklichen hatten gelebt; und nicht ihr Abschied von uns, sondern der Donner der abgefeuerten Todesinstrumente, erschütterte uns am meisten.

Fort über die Stunden, an die ich noch jetzt nicht ohne Schauder denken kann! Am zweiten Tage meldete das Rasseln der Riegel und Schlösser die Ankunft neuer Gefangenen; die Thür öffnete sich, und — Juliens Vater trat zitternd, bleich, schwankend herein. Er blickte mit den flammenden Augen schnell im Saale umher, und eilte dann auf uns zu. Ich wollte ihm eben entgegen gehen, da war er schon bei uns, und warf sich uns zu Füßen. Er faßte unsre Hände eine um die andre, und benetzte sie mit Thränen, ohne ein Wort zu sagen. Noch immer trug er sein Pflaster, und hatte seinen Hut in die Augen gedrückt; aber er war von dem Schmerze ganz entstellt. Wir erwarteten von ihm Muth, Trost und Stärke; er schien jetzt das Alles von uns zu fordern. Ich stand auf, führte ihn in einen Winkel, und wollte ihn bitten, uns nicht zu erweichen. Da sah er mich mit gräßlichen Augen an, legte die geballte Faust an meine Stirn, und sagte in wildem, aber unterdrücktem Schmerze, mit leiser Stimme: du schrecklicher Prophet! du hast meine Verzweiflung vorausgesagt! — „Ich? was hab' ich

dir gesagt? welche Verzweiflung?" — Er legte die Hand an die Stirn, und schwieg. Ich bat ihn, meiner Töchter zu schonen. Ach, sagte er langsam: sie waren schon gerettet! — „Und wie kommst du wieder zurück?" fragte ich; „und o, um Gottes willen, weshalb ließest du meine Töchter gehen?" — Ich? erwiederte er. Der Graf * * * kam in das Dorf, wo wir uns befanden. Er erzählte Ihren Töchtern, daß Sie gefangen wären. Ich war nicht da. Sie stürzten Beide fort, über die Gränze. Sobald ich es — ach, leider zu spät! — erfuhr, eilte ich ihnen nach. Ich kam, ich hörte, daß sie gefangen waren, sah euch wegführen, und folgte euch nach Salins, mit euch — mit euch zu sterben.

„Mit uns zu sterben? Unglücklicher, was bindet dein Geschick an das unsrige? Sprich endlich, sprich!" — Das nicht! Mein Geheimniß wird der Tod begraben. Lassen Sie mich. Es ist besser, daß ich schweige, ob ich gleich, wenn ich spräche, vielleicht noch die Seligkeit des Himmels auf meine letzten Stunden bringen könnte: denn, nicht wahr, Sie haben mich lieb? und auch Ihre Töchter, Anne und

Adelaide? — Ich nahm ihn an meine Brust, und rief: „mein Sohn! mein Sohn!" — Sehen Sie? sagte er heimlich; aber ich muß fort leiden! Erst der Tod soll den Schmerz von meinem Herzen nehmen. Ueber den Sternen! Verstehen Sie mich? Er starb! er starb! Aber auch ich sterbe. Und, wie ich sterbe, warum ich sterbe! Ueber den Sternen, dort darf mir Niemand den Lohn des Opfers versagen; und darum will ich schweigen. —

Ich begriff nichts von Allem, was er sprach, und glaubte, daß die Todesangst ihn verwirrte. Am dritten Tage erbte ich zwei Stühle, und wir konnten nun einer um den andern sitzen. Juliens Vater saß beständig, das Gesicht von uns abgewendet, zu unsern Füßen, und legte den Kopf in die Hand. So schlief er auch, an uns gelehnt, besonders an meine ältere Tochter.

Endlich fiel der erste Todesschmerz auf unsre Herzen. Ach, wie schwach waren wir, ob wir gleich so stark zu seyn glaubten! Ein Kommissair las die Nahmen derer ab, die heute verurtheilt werden sollten. So wie wir hörten: „die Bürgerin Adelaide Marie St.

Julien aus Sarzy," sank Anne mit einem lauten Schrei in tiefe Ohnmacht. Adelaide sprang auf; ihre Augen funkelten, ihre Wange wurde todtenbleich. Auch ich wollte aufspringen; aber meine Füße waren erstarrt, mein Blut stockte. Doch in meiner Seele regte sich eine allmächtige Kraft des Unwillens, des Zorns, der Verzweiflung, und zugleich der Hoffnung. Ich betete nicht um Hülfe; ich befahl dem Himmel, sie zu leisten. Mit Zuversicht glaubte ich, die Natur müsse erbeben und ihren zerstörendsten Grimm über die Erde ausschütten. Ich sah meine Mitgefangenen an, hoffte, es würden Waffen in ihre Hände fliegen, hörte schon den Tumult der Stadt, die sich empörte, um meine Adelaide zu retten, hörte schon die Donner des Himmels rollen, sah zürnende Engel herabsteigen, mir mein Kind wiederzugeben. Dies Alles war mir zitterndem alten Manne so gewiß, daß ich über den Kommissair gelächelt haben würde, wenn ich hätte die Lippen bewegen können.

Adelaide warf sich mir zu Füßen, und drückte mit heißen Lippen einen Kuß auf meine unbewegliche Hand, dann auf meinen Mund.

Ich saß mit starren Augen da. In meinem Innern rief es schneidend, mit einer Stimme, die alle Donner hätte übertönen können: halt! sie soll nicht sterben! Ach, ich konnte ihr nicht einmal Lebewohl sagen. Sie warf sich an die Brust ihrer Schwester, und sagte: der Sterbende nimmt von der Todten Abschied! Leb wohl, meine Anne! leb wohl! Der Tod ist ein Augenblick. Dann gab sie Juliens Vater die Hand, und sagte: führe mich, edler Mann, und sey der Trost meines Vaters, meiner Anne. Meine Mutter! meine Mutter! rief sie nun laut; und das Todesschwert drang bei dem Tone schneidend durch mein ganzes Wesen. Meine Mutter, ich komme! Mit diesem Geschrei stürzte sie, die Arme ausgebreitet, fliegend — das lange braune Haar schwebte wie die Flügel eines Engels — zur Thür hinaus.

O Ewiger, wie hättest du dem Herzen des Menschen solchen unermeßlichen Schmerz auflegen können, wenn dieses Leben nur ein Traum seyn sollte! Es ist eine Ewigkeit, rufe ich; denn ich habe Schmerz und Thränen: und dürft' ich sie haben, wenn ich sterblich wäre?

Meine Natur erlag unter dem Schmerze;

ich kam erst des Nachmittags in das Leben zurück. Durch das Alles werden sie bessere Menschen: das war das Erste, was mir einfiel, als ich wieder nachdenken konnte. „Auch hierdurch?" sagte ich wehmüthig, und warf einen sehr finstern Blick gen Himmel. Anne nahm mich freundlich in ihre Arme. Das erwartete ich nicht; für Annen, nur für Annen, hatte ich gezittert, und mich wohl hundertmal gefragt: woher wird diese furchtsame Seele den Muth nehmen zu sterben? Sie nahm ihn aus Adelaidens Tode. Vater, sagte sie heiter, alles Irdische ist aus meiner Seele weggetilgt. Ich war sehr unglücklich, sehr unglücklich; aber ich bin es nicht länger. Jetzt zittre ich nicht mehr vor dem Tode, zweifle nicht mehr an Gottes Liebe. Ich habe Muth zu Allem, mein Vater; sogar, wenn es seyn müßte, zum Leben. Wäre ich frei, mein Vater, flisterte sie mir heimlich zu; so würde ich, mit einem Dolche bewaffnet, nach Paris gehen, und Frankreich von dem Ungeheuer befreien, das es verwüstet.

In diesem Augenblicke fühlte ich, auf welchem Wege der Himmel eine Corday bildet;

meine sanfte, furchtsame Anne war eine geworden. Ich schlug meinen Arm um sie, und sagte mit Freude: durch das Alles werden sie bessere Menschen! — Auch in meiner Seele war nichts Irdisches mehr; die Flammen des Elendes hatten sie von allen Schlacken rein gebrannt. Das Gefängniß wurde mir ein Tempel, der Vorhof der Ewigkeit. Hätten meine Richter einen Blick in mein Herz thun können, sie würden mich beneidet haben. Ich hielt meine Tochter in meinen Armen, und wir Beide weinten Freudenthränen. O, wäre doch auch Louis hier! rief ich wohl hundertmal.

Wir sprachen von Adelaiden, von ihrem Muthe, von ihrer Liebe zu uns, mit der Ruhe, als ob wir nur durch eine Tapete von ihr getrennt wären. Unsre Heiterkeit stach gegen die tiefe Schwermuth unsres edelmüthigen Freundes zu sehr ab, als daß wir nicht hätten den Versuch machen sollen, ihn zu erheitern. — Ueber den Sternen! das war die einzige Antwort, die er leise flisterte.

An den beiden folgenden Tagen wurden wieder Viele abgerufen, und, in der That, wir

beneideten ihr Schicksal. Am dritten Tage las der Kommissair auch: „der Bürger Karl Wilhelm Borde aus Soissons.“ Anne sprang bei diesem Nahmen auf, und rief laut: Borde? wo ist er? wo? Um Gottes willen! wo? Langsam erhob sich Juliens Vater vom Boden, und rief: so müssen die elenden Mörder mich auch noch verrathen! Ich bin dieser unglückliche Borde. — Er warf seinen Hut weg, riß das Pflaster ab, und sank vor Annen nieder.

Borde! Borde! rief Anne, schlang die zitternden Arme um seinen Hals, und sank zu ihm hin. Borde, mein geliebter Borde! (Sie drückte die Lippen auf seinen Mund.) Ach, so find' ich dich wieder, endlich wieder, um den mein Leben so elend war! So hab' ich dich, so drück' ich dich an dies schlagende Herz, an diese Brust voll Seligkeit! — Sie legte, ganz außer sich vor Entzücken, ihre Wange auf seine Schulter.

Ich lief erschrocken hinzu. „Anne!“ sagte ich. „O Gott! was ist das? Diesen edelmüthigen Mann liebtest du?“ — Ach, antwortete sie jauchzend; ich liebte ihn unaussprechlich. Sie wissen es, Vater. Und nun endlich find'

ich ihn wieder, habe ihn in diesen Armen, an dieser Brust, an meinem Herzen. Ach, jetzt versteh' ich dich. Nein, Borde: nicht über den Sternen! hier! hier!

Borde stand unbeweglich. Erstaunen, Verzweiflung, Entzücken strahlten in seinem bleichen Gesichte; und seine Brust kämpfte, das Alles zu fassen. „Anne," stammelte er endlich; „du liebst mich? du?" Er wendete sich zu mir: „sagten Sie nicht, ihr Geliebter sey todt? Anne! wie ist das?" In einigen Worten hatte Anne ihm Alles erklärt. — Aber deine Tochter Julie? fiel ich ein — „ist die Tochter des Capitains Guindeniere und einer blinden Mutter." Der Irrthum war von beiden Seiten enthüllt. Nun umfaßte Borde seine geliebte Anne, und schloß sie mit dem vergessenden Entzücken der höchsten Liebe an sein Herz. „Anne, Anne! meine Anne!" rief er triumphirend. „So hab' ich dich! du liebst mich! o, unaussprechliches Entzücken!"

Alle Gefangenen sammelten sich, mit Thränen in den Augen, um die Liebenden her, die allein nicht an die nahe Trennung dachten. Selbst der Kommissair war gerührt. Er zö-

gerte; aber endlich trat er zu mir, und sagte mit Achselzucken: Bürger, Sie sind Vater der Beiden. Es wird Zeit! — Jetzt fiel Bordens Blick auf den Kommissair. Er wurde bleich, umfaßte Annen mit zitternden Armen, und sagte mit bebender Stimme: „Anne, Anne, wir . . . Ach, nur noch Einen Tag laßt mich leben, ihr Grausamen! dann martert mich langsam zu Tode!" Er warf sich vor dem Kommissair nieder. „Nur noch Einen Tag, Bürger!" Anne hörte, wurde bleich, und rang die Hände.

Ich umfaßte sie, und sagte: liebe Tochter, wir sehen ihn wieder. Sag ihm Lebewohl! Laß ihn Adelaiden und deine Mutter von uns grüßen. — Sie hörte mich nicht; sie sah mit verzweiflungsvollen Blicken auf ihn, auf den Kommissair. Bürger, sagte dieser; es kann nicht seyn. Ich bedaure Sie; aber mein eigenes Leben steht auf dem Spiele. Da stand Borde langsam auf, warf sich Annen in die Arme, küßte sie, und sagte leise: „leb wohl, Geliebte! Wir müssen uns auf einige Stunden trennen." In Annens Augen standen, unbeweglich, wie die Augen selbst, ein Paar

große Thränen. Sie starrte ihn an, und seufzte mit leisen, vergehenden Tönen, mit trocknen Lippen: leb wohl, Borde! Er faßte noch einmal ihre Hand, und sagte: „ach, liebst du mich wirklich?" Sie neigte das Haupt, und ließ es dann an seine Brust sinken. Ich bitte dich, sagte sie sehr leise: laß dein letztes Wort Anne seyn. Mein letztes ist: Borde. Und dort! dort! (sie hob sein Gesicht in die Höhe) Breite mir ja deine Arme entgegen! — Sie wurde immer bleicher. Borde führte sie zu mir, und legte sie an meine Brust, ihr Gesicht auf meine Schulter. Ihre Hände fielen leblos herab, die Lippen wurden weiß, die Augen schlossen sich. Borde warf sich schnell noch einmal nieder, küßte ihre kalte Hand, sprang auf, richtete die Blicke gen Himmel, und ging langsam, schon leichenblaß, mit den andern Gerufenen dem Gericht entgegen.

Der Tod wurde mir immer weniger schrecklich. Es war, als wollte das Schicksal vorher alle Banden ablösen, die uns an das Leben fesselten; ach, und dennoch fühlte ich, so lange ich noch meine Anne, schon halb todt, an meine Brust lehnen konnte, daß ich fest an

dem Leben hing. Der kleinste Schmerz, sollte man meinen, müßte den Wunsch zu leben vertilgen; aber der größte thut es nicht. Ich hörte den Todeston, und zitterte, und zitterte aufs neue, als Anne die Augen aufschlug, und mit matter Stimme sagte: leben wir noch immer, mein Vater? — Der Schmerz umzog, wie eine immer stärker wachsende Eisrinde, ihr Herz; ich lös'te ihn aber durch eine Frage nach den näheren Umständen ihrer Liebe auf. Sie erzählte mir ihre Bekanntschaft mit Borden, ihre Liebe zu ihm, die gut gemeinte Täuschung ihrer Freundin, und ihre Vermuthung, daß Borde todt seyn müßte, weil sie in so vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte. Endlich brachen Thränen aus dem wieder erwärmten Herzen hervor, und wir hielten uns eng umarmt. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Vater mit solchen Empfindungen seine Tochter von ihrer Liebe könnte erzählen hören!

Ehe Anne noch geendigt hatte, erhob sich ein furchtbarer Tumult auf der Straße, und man hörte schießen. Die Thüren unsres Gefängnisses wurden geöffnet. Es traten Garden herein, und richteten die Gewehre auf uns,

aber mit Mienen, die uns hätten Muth geben können. Sogar Anne zitterte noch vor dem Tode; denn sie zog sich aus der Schußlinie zurück. Man erklärte uns, es würde bei der geringsten Bewegung auf uns geschossen werden. Niemand hatte den Muth zu fragen, was es gäbe; aber in alle Gesichter kehrte doch ein Strahl von Hoffnung zurück. Der Tumult näherte sich. Man lief vor unserm Gefängnisse hin und her, und wir hörten deutlich rufen: es lebe der König! Die Garden wurden ängstlicher, und zogen sich aus dem Saale zurück. Wir Gefangenen wurden unruhiger. Auf einmal stürzten ein Paar junge Leute in unsrer Gesellschaft, mit dem Geschrei: „es lebe der König!" hervor, und aus dem Gefängnisse. So eben brach man unten die Thür auf, und die Garden entflohen. Wir stürzten in einem Gedränge zum Saale hinaus, die Treppen hinunter, und auf die Straße. Die Hinrichtungen hatten die Bürger empört, und einen Aufstand verursacht. Die Kommissaire wollten die Bürger aus einander treiben; diese setzten sich aber zur Wehr, und wir waren befreiet. Wir bewaffneten uns,

und eilten sogleich aus der Stadt. Eine Menge Bürger begleiteten uns, weil sie die blutige Rache fürchteten, die erfolgen mußte. Nach zwei Tagen kamen wir zu Pontarlier an; die Brücke über den Doubs wurde erobert, und das Leben einiger hundert Menschen war gerettet. Sobald wir die Gränze der Schweiz erreicht hatten, trennten wir uns. Es war mir Alles wie ein Traum. Ich warf mich nieder, um zu beten, und küßte den Boden, der ohne Gräuel, ohne Blut, ohne Verbrechen seine Freiheit errungen hat, und jetzt mein Leben sicherte. Anne blickte finster vor sich hin, und führte mich nach dem Dorfe, das sie mit Adelaiden bewohnt hatte. Julie, die uns sah, lief uns freudig entgegen. Neben ihr stand Louis, mein Sohn Louis. Er warf sich an meine Brust. — Ach, was ist der Mensch! Ich glaubte so gewiß, daß mein Herz für alle Freude erstorben wäre; und schon jetzt vergoß ich Freudenthränen in den Armen meines Sohnes. Er sah erst auf mich, dann auf Annen. Und wo . . .? — fragte er zitternd, ohne zu vollenden. „Deine Mutter? deine Schwester Adelaide?" sagte ich, schmerzlich lächelnd. „Gott

hat mit mir getheilt: er nahm deine Mutter und Adelaiden, und ließ mir Annen, und dich."

Und wo . . .? fragte Julie zitternd. „Du bist von jetzt an meine Tochter," antwortete ich. — Er ist todt! schrie Julie. — Er ist todt, sagte Anne sanft; ja Borde ist todt, und wir werden ewig um ihn weinen.

Unser Schmerz hatte etwas Erhabnes, das mich und Annen aufrecht erhielt. Der schnelle Wechsel von Begebenheiten, das Wunderbare, das schauerliche Dunkel, das sie halb verhüllte, die tausendfachen Empfindungen der Freude, des Entzückens, der Angst, der Verzweiflung, die unsere Seelen eine um die andere gefühlt; der Muth, die gelassene Geduld, womit wir bisher getragen; das Geheimnißvolle, welches Borde über das Ganze verbreitet hatte: das Alles gab unserm Schmerze etwas Ueberirdisches. Unser Schicksal hatte uns mehr heilig als unglücklich gemacht. So viel war sichtbar, daß Julie und Louis ihre Thränen mit kummervolleren Empfindungen vergossen, als Anne und ich. Jene Beiden blickten noch über die lange Sandwüste des Lebens, die sie vor sich hatten; ihre

Thränen galten den Leiden, die ihnen noch begegnen konnten. Wir, ich und Anne, weinten nur über das vergangene Elend. Wir standen schon an der Gränze des Lebens; und wenn unser Leben noch tausend Jahre hätte dauern sollen — was konnte uns begegnen, das wir nicht im Stande gewesen wären zu belächeln? Unser Schmerz war Ruhe, Stille, ein langsames, sanftes Vergehen. Wir erwarteten nichts mehr von der Welt als ein Grab; und diese Hoffnung konnte nicht fehl schlagen.

Ich hatte gleich im Anfange der Unruhen — was man bei meinem ängstlichen Charakter sehr natürlich finden wird — ein kleines Kapital in der Schweiz ausgethan, und die Obligation bei dem Magistrate von Neufchatel niedergelegt. Meine Frau lachte damals über meine Aengstlichkeit; aber auf dieses Kapital gründeten sich jetzt alle unsre Hoffnungen. Ich hob es, und kaufte dafür, oder miethete vielmehr auf Lebenszeit, ein Häuschen nicht weit von Lausanne, mit einem Garten und einem kleinen Weinberge. Die ersten Einrichtungen darin zerstreueten uns ein wenig. Ehe ich es mit meinen Kindern bezog, setzte ich ihnen mei-

nen künftigen Lebensplan aus einander. Nach einem kurzen Eingange von der Veränderlichkeit des menschlichen Geschickes, fuhr ich so fort: „das Unglück trifft, so wie der Blitz, immer nur erhöhete Gegenstände. Schon Bekanntschaft mit Menschen ist ein Keim zu Unglücksfällen. Sie verwickeln uns in ihre Leidenschaften; wir werden Gegenstände ihres Neides, ihres Zornes, ihres Hasses, oder auch, was eben so schlimm ist, ihrer Liebe. Hätte Sassemont Annen nicht geliebt, wir wären nicht so unglücklich geworden; hätte er mich nicht besucht, so würde er sie nicht geliebt haben; und war ich nicht durch meinen Rang und durch mein Vermögen mit der Intendantur in Verbindung, so konnte er mich nicht besuchen. Seht in unser Vaterland zurück! Es sind nur Reiche, nur Vornehme, deren Blut vergossen wird; der Arme, der Unbekannte, ist mitten in der Verheerung glücklich. Wir mußten uns in Bauerkleider hüllen, um zu entkommen. So ist es überall auf der Erde. Was bedürfen wir? Sicherheit, Ruhe. Und wie sollen wir die erhalten? Durch die Verborgenheit, in der wir leben. Dieser Mei-

nung bin ich nicht erst seit unsern Unglücksfällen; ihr wißt, meine Kinder, daß ich immer so gedacht habe. Von heute an, meine Lieben, wollen wir Alles vermeiden, was uns aufs neue in den Sturm der Welt bringen könnte. Wäre es doch möglich, daß ich sogar Alles vergäße, was ich erlebt habe! nur meine gute Frau, eure selige Mutter, nicht; Adelaiden und Borden nicht. Aber wir müssen thun, was wir vermögen: wir wollen diese Bauerkleider nie wieder ablegen; ja, noch mehr, wir wollen wirklich Bauern seyn. Vergeßt eure Nahmen, meine Kinder. Ich heiße nun nicht mehr Herr St. Julien, sondern Meister Simon; du, meine Anne, heißest von nun an Jungfer Anne Simon; Julie ist unsre Verwandte, Jungfer Simon, meines Bruders Tochter; und du, mein Sohn, bekommst den schönsten Titel, den alle Menschen haben sollten, ob man gleich nur den gemeinen Mann mit ihm anredet, den Titel: mein Freund. Versprecht mir, meine Kinder, daß ihr in keinem Falle den Nahmen, unter dem ich so elend wurde, nennen wollt. Wir sind Bauern von den Ufern der Saone, und flohen aus

Abscheu vor dem Blutvergießen. Das soll unser Lebenslauf seyn. Versprecht mir das, meine Kinder!"

Anne gab mir die Hand darauf. Julie fiel mir mit den Worten: „theurer Oheim Simon, ich will Wort halten," um den Hals. Dann gab Louis mir die Hand. „In keinem Falle, mein Sohn!" sagte ich; „unter keiner Bedingung!" Er wiederholte feierlich: unter keiner Bedingung!

„Zweitens," fuhr ich fort, „macht ihr keine Bekanntschaften. Wir sind uns selbst genug, wir lieben uns; und Niemand könnte uns so lieben, wie wir einander." Anne und Julie gaben mir sogleich die Hand hierauf. Louis zögerte. Wie? sagte er: Sie, mein Vater, verbieten mir, einen edlen Menschen, zu dem der Zufall mich führt, zu lieben? — „Liebe alle Menschen," erwiederte ich; „thue ihnen wohl, schließe auch Freundschaft mit ihnen, wenn du nicht anders kannst. Aber wir, meine Anne, meine Julie, und ich, wir wollen keine neuen Bekanntschaften. Unsere Herzen gehören dem Himmel an." — Louis wiederholte sein Versprechen sehr feierlich, und nun gingen wir nach unserm künftigen Aufenthalte ab.

Man wollte Anfangs unter der Familie Simon, der Himmel weiß, welche Französischen Größen, suchen; aber das gab sich bald, als man sah, daß wir, meine Kinder und ich, selbst im Garten und im Weinberge arbeiteten. Wir wurden in Kurzem vergessen, und bekamen keine Besuche von Neugierigen mehr. So konnte ich mir denn meine Griechischen Redner wieder kaufen, und sie öffentlich liegen lassen, ohne daß sie meine Verräther wurden. Hätten meine Frau und Adelaide mir nicht gefehlt; wäre Anne nicht so bleich und still gewesen: dies würden meine glücklichsten Tage geworden seyn.

Unsere Art zu leben war folgende. Wir standen mit der Sonne auf; dann setzten wir uns unter ein Paar Linden in unsrem Garten, von wo wir die Aussicht auf den lieblichen Genfer-See hatten, und frühstückten. Die beiden Mädchen arbeiteten, und ich unterhielt sie dabei mit philosophischen Anmerkungen über das menschliche Leben, zu denen ich die Veranlassung von den Gegenständen hernahm, die uns umringten: von einem Nachen, der auf dem See schwamm, von den

Wellen, die sich am Ufer brachen, von dem Spiele des Schattens und des Lichtes. Sie hörten oft nicht zu; doch das störte mich weniger, als die Einwürfe, die mein Sohn mir zuweilen machte. Er ging gewöhnlich ab und zu; und, wenn ich eben im Begriff war, alle meine einzelnen Beweise in einen Schluß zu sammeln, drehete er sich gleichgültig um, band einen Kirschbaum an seinen Pfahl, oder begoß seine Blumen. An solche kleine Uebel war ich indeß schon längst gewöhnt. Sobald er wieder kam, fing ich meinen Beweis von vorn an; aber ich habe wohl mehr als Einmal den Fall erlebt, daß ich mein „Folglich" erst nach drei Tagen anbringen konnte: so oft war er davon gegangen, oder hatte sich in ein Gespräch mit Julien eingelassen. Nach dem Frühstücke ging es an die Gartenarbeit, die uns doch nicht allzu sehr ermattete, da wir für das Schwerste eine Magd hielten. Mittags aßen wir, wenn anders die Witterung gut war, unter einer Weinlaube am Hause. Nach Tische war ich mit den beiden Mädchen allein, (Louis ging gewöhnlich davon) und sprach mit ihnen über unsre Schicksale. Das war die Zeit, die wir

unsrem Kummer geweihet hatten. Gegen Abend machten die beiden Mädchen einen Spaziergang im Garten, und ich setzte mich dann zu einem Redner, und studierte. Eine Schale Milch, etwas Obst und Brot machte unsre Abendmahlzeit aus, und bald nachher legten wir uns nieder. Die beiden Mädchen hatten ein Zimmer; ich und Louis das andre. Doch Louis bettete sich bald auf ein Kämmerchen oben im Hause, weil er oft erst ziemlich spät von seinen Spaziergängen zurückkam, und mich nicht stören wollte.

Sonntags ging ich mit meinen beiden Mädchen nach einer kleinen Kapelle, die nicht weit von unsrer Wohnung lag und wenig besucht wurde. Es war mir sehr lieb, daß sie Beide sich auch nicht einmal durch ein Band mehr, oder durch irgend etwas in ihrem Anzuge, vor den andern Bauermädchen auszeichneten. Ich hatte drei große Gesangbücher mit silbernen Haken kommen lassen, weil ich alle Bauern mit solchen Büchern sah: nur drei; denn Louis ging niemals mit uns, sondern (wie ich glaubte, der Musik wegen) nach Lausanne. Ich schritt in meinem schwarzen Rocke,

zwischen den beiden, ebenfalls sehr ehrbar gekleideten Mädchen, mit dem Gesangbuche unter dem Arme, langsam den Weg zur Kapelle hin, und hatte die Freude, daß alle jungen Bursche zum Gruße sagten: guten Morgen, Meister Simon! guten Morgen, ihr Mädchen!

So lebten wir; und der Verdacht, daß wir keine Bauern wären, verschwand so völlig, daß einige wackere Bursche in der Nachbarschaft mir sogar Heirathsvorschläge für meine beiden Mädchen thaten. — Ich wies sie damit ab, daß Anne nicht heirathen würde, weil sie einem Liebhaber in Frankreich noch am Fuße des Blutgerüstes ewige Treue versprochen hätte, und daß Julie für meinen Louis bestimmt wäre. Beides war ja auch keine Erdichtung. Ich hatte diese Absicht mit Julien wirklich, wie sie selbst schon wußte. Als ich es ihr zum ersten Male sagte, wurde sie zu meiner Freude über und über roth, fiel mir um den Hals, und stammelte: Vater. So nannte sie mich zwar immer; aber dieses Mal sagte sie das Wort mit einem Accente, der aus dem Herzen kam. Sie legte indeß bald nachher ihre Finger auf meinen Mund,

und sah mich bittend an. „Behüte, mein Kind!" sagte ich; „Louis darf nicht ein Wort wissen, nicht einmal Anne. Aber du kennst nun meine Wünsche. Ich bitte dich, liebes Kind, sey nicht stolz; thu einmal den ersten Schritt zu unser Aller Glücke." Sie verbarg ihr brennendes Gesicht an meine Brust, und sagte weder Ja noch Nein.

Ich hatte meine Sache ganz verkehrt angefangen. Anstatt daß Julie sich meinem Sohne nähern sollte, wurde sie sichtlich gezwungener und kälter gegen ihn. Ich hätte alle Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, aufgeben müssen, wenn sie dabei heiter geblieben wäre; aber sie wurde ernst, still, sogar traurig, und ich fand sie zuweilen in Thränen. Zwar sagte sie mir, sie weine über das Schicksal ihres Freundes, ihres Beschützers Borde; aber sie erröthete dabei, und stammelte die Worte nur. Ich hütete mich wohl, zu sagen, was ich merkte.

Borde war indeß dem Mädchen in der That unendlich viel gewesen. Sie weinte um ihn andere Thränen als Anne, aber eben so heiße; und sie mochte von seinen Schicksalen,

seiner Güte, seiner Großmuth, und seiner Liebe zu meiner Tochter eben so gern sprechen, als diese davon hörte.

Anne schrieb jetzt wieder an ihrem Tagebuche, und Julie erzählte ihr mit allen kleinen Umständen, was sie von Borden wußte. Dies ist des edlen jungen Mannes traurige Geschichte, wie ich sie aus dem Tagebuche und aus Juliens Munde weiß.

Der Leser wird sich noch erinnern, daß Louise, die Tochter des Polizei-Direktors, auf den Rath ihres Vaters, Annen, als Beide einander zum letzten Male sprachen, sagte, oder vielmehr nur bestätigte, daß Borde verheirathet wäre. Annens Schmerz hierüber trieb uns nach Sarzy. Louise glaubte nun, auch Borde'n täuschen zu müssen. (Das ist freilich nur eine Vermuthung; sie ergiebt sich aber aus manchen Aeußerungen des Unglücklichen.) Sie ging zu Borden, der krank war, setzte sich neben sein Bett, und sagte ihm, daß sie seine Geliebte gesprochen habe. Er sah Louisen starr an. Sie nahm seine Hand, und fuhr mitleidig fort: meine Freundin, lieber Borde, schätzt Sie, und giebt Ihnen, was sie geben

kann, Achtung, Freundschaft, Mitleiden; doch mehr auch nicht. Eine frühe, unüberwindliche Leidenschaft für einen sehr edlen Jüngling füllt ihr Herz schon seit Jahren. Auch diese Liebe ist nicht glücklich, weil sie nicht den Beifall des stolzen Vaters hat. Jetzt können Sie Sich das Leidenschaftliche, die stille, tiefe Empfindung in Annens Betragen erklären; jetzt werden Sie einsehen, wie das unglückliche Mädchen sich mit solcher Innigkeit an Sie hängen konnte, daß es Ihnen Liebe schien. Sie sind ein kleiner Schwärmer; Alles, was Sie thun, hat den Anstrich des Gefühls. Anne, die gleichfalls eine kleine Schwärmerin ist, suchte Ihre Freundschaft, und zog sich erst dann zurück, als sie merkte, daß Ihre Freundschaft Liebe wurde. Sie sehen also, daß Anne so unschuldig ist, wie Sie selbst. Ich bitte Sie, seyn Sie ein Mann, und machen Sie Sich von Ihrer Leidenschaft frei.

„Wie heißt Annens Geliebter?" fragte Borde. — Das weiß ich selbst nicht, antwortete ihm Louise. Borde wurde durch diese Nachricht in der That ruhig. Zwar liebte er Annen noch immer mit voller Stärke; aber seine Leidenschaft äußerte sich nur in Wünschen für ihr Glück, und

in dem Verlangen, dazu beizutragen. Sobald er wieder ausging, erkundigte er sich nach Annen, und hörte, daß wir auf unser Gut in der Provinz abgereist waren. Seine Leidenschaft verlor nichts von ihrer Stärke; vielmehr gewann sie dadurch, daß er sie in sein Herz verschloß. Er schien seine Existenz für sich selbst verloren zu haben; aber er liebte die Menschen zu sehr, um sie zu verlassen. Sein Daseyn, glaubte er, gehöre nun ganz den Menschen an, da er für sich alle Ansprüche auf Glück aufgegeben hatte. Seine Tugend wurde eine Art von Schwärmerei. Er hatte nichts mehr zu verlieren; so konnte er Alles für die Menschen wagen, und wagte es wirklich. Er war mit unter den Stürmern der Bastille; er rettete in einem Auflaufe durch seine männliche Beredtsamkeit, durch seine kühne Entschlossenheit, dem Polizei-Direktor und seiner Familie das Leben, und brachte sie mit eigner Gefahr aus Paris.

Der Polizei-Direktor fühlte, daß in solchen Zeiten, wie die jetzigen, ein Mann der beste Schutz ist; er bot daher Borden die Hand seiner Tochter an, die selbst zugegen war und die Augen niederschlug. „Sie sind sehr groß-

müthig, Herr Rochepied," sagte Borde; „aber ihre vortreffliche Tochter weiß, warum ich Verzicht thun muß auf jeden Genuß, den Liebe und häusliches Glück gewähren. Ich liebe ohne Hoffnung." — Eben deswegen, lieber Borde. — Borde erröthete: „ich liebe noch, sage ich." — Aber ohne Hoffnung! Nun, das wird sich geben. — „Meinen Sie nicht, Herr Rochepied, daß ich bisweilen wünsche, ich könnte das denken? Doch ich kann es nicht. Sie lächeln? Es mag Schwärmerei seyn, wie Sie zuweilen sagen; aber ich fühle, daß diese Schwärmerei dauern wird, so lange mein Herz schlägt; und eine solche Schwärmerei hat die Rechte der Vernunft: man muß ihr nachgeben."

Er schlug Louisen wirklich aus. Das erkältete die Freundschaft mit Rochepied, selbst mit Louisen, die nur mit ihrem Vater unzufrieden schien, aber Borden seit der Stunde mit einer Art von spottender Härte behandelte. Man trennte sich noch früh genug, um einander beim Abschiede kalt Glück wünschen zu können. Borde ging nach Soissons zu seinem Vater, und traf ihn in schlechten Umständen, weil ewige Durchmärsche der Truppen ihm selbst

die Nothwendigkeiten des Lebens geraubt hatten. Der Sohn schlug dem Vater vor, sich in einer ruhigern Stadt, etwa in Dijon, niederzulassen. (Sarzy, wo Anne wohnte, war ja von da nicht weit.) Sie verkauften das Wenige, was sie noch hatten, und zogen nach Dijon. Der Vater richtete seine Werkstätte ein; der Sohn arbeitete mit der ganzen Kraft seiner kindlichen Liebe, und die Ruhe, die ihn geflohen hatte, schien ihn hier in den väterlichen Armen wieder zu suchen. Er hörte, daß Anne noch unverheirathet war, ging selbst nach Sarzy, erkundigte sich nach ihr, sah sie auf einem Spaziergange, und bemerkte, daß sie so blaß, so langsam, so bekümmert daher ging. Das Alles schien ihm Trauer um den glücklichen Geliebten; und der letzte Keim von Hoffnung, den seine Liebe noch immer genährt hatte, vertrocknete in seiner Seele. Er kehrte trostlos nach Dijon zurück, und arbeitete schweigend, innerlich vergehend, für seine Verwandten fort.

Jetzt kam der Tag, der andre Kräfte bei ihm weckte, als die er jetzt gebrauchte. Am Revolutions-Feste sollten junge Mädchen der

Stadt Blumen auf den Altar des Vaterlandes streuen. Man wählte dazu die reitzendsten Töchter der ärmeren Bürger; und die Wahl traf vorzüglich Bordens Schwester Marie, die eine schöne Figur und ein liebliches Gesicht vor allen übrigen Mädchen auszeichneten.

Ein edler Gang, eine zartere Farbe, anständigere und feinere Bewegungen zogen Aller Augen auf die schöne Marie. Sie streuete die Blumen, trat dann mit ihren Gespielinnen vor die Municipalität hin, hielt eine kleine Rede, die Borde gemacht hatte, und sagte dann einige Worte an das Volk. Es erhob sich ein Freudengeschrei; Marie war die Heldin des Tages, und die Königin des Balles, der diesen Abend gegeben wurde.

Die Municipalität tanzte mit den Mädchen; ein Mitglied, der abscheuliche Sassemont, mit Marien. Der heuchlerische Sansculott sagte ihr Schmeicheleien, und liebkos'te ihr. Er glaubte, nur die Angel auswerfen zu dürfen, um seine Beute gewiß zu haben; allein zu seinem Erstaunen fand er an Marien ein Mädchen von feiner Bildung, an ihrem Vater einen ernsten festen Greis, dessen schar-

sen, eindringenden Blick er nicht einmal aushalten konnte, und an dem Bruder einen Jüngling, dessen Brust Gefühl für Redlichkeit und Abscheu vor aller Schande erfüllte. Der jüngere Borde sprach sehr ernst mit ihm, und sah ihn mit dem funkelnden stillen Feuer seiner Augen durchbohrend an. Sassemont, der feigherzige Wollüstling, würde sogleich seine Absichten aufgegeben haben, wenn er nicht seine Macht in Dijon unbegränzt gefühlt hätte. Er zitterte aber dennoch, nicht vor Bordens Blicken, nicht vor dem festen Tone seiner Rede, nicht vor der stolzen Brust, die langsam sich hob und senkte, sondern vor dem Muthe, der, wie er wußte, Borden mit zum Erstürmen der Bastille getrieben hatte. Um seinem Zwecke näher zu kommen, sagte er Borden Schmeicheleien, bot ihm seine Dienste an, machte ihm einen Begriff von seiner Gewalt, und bekam auf das Alles weiter keine Antwort, als die: „ich bedarf nichts, Bürger.“ Das sagten Beide, Vater und Sohn, mit gleichem Stolze.

Am folgenden Tage besuchte Sassemont die Familie. Er bedauerte die ärmlichen Umstände so braver Patrioten, that Vorschläge, ihnen

zu helfen, und erhielt die kalte Antwort: wir haben, was wir brauchen. Nun wollte er mit Marien sprechen; aber der Bruder wich nicht von ihrer Seite. Der Wollüstling sah jetzt, daß es ihm nicht leicht seyn würde, des reitzenden Mädchens habhaft zu werden. Er wußte den Sohn auf einige Zeit zu entfernen, ließ den Vater vor die Municipalität fordern, und ging nun zu Marien, die allein zu Hause war. Sie erklärte ihm aber, als sie seine Absicht merkte: Bürger, mir haben Sie nichts zu sagen. Kommen Sie, wenn mein Bruder oder mein Vater zu Hause ist.

Sassemont machte noch einige Besuche, wenn Vater und Bruder nicht da waren, und ließ endlich Marien seine Absichten merken. Da das nicht half, so drohete er dem armen Mädchen versteckt. Als er das nächste Mal wiederkam, waren Vater und Tochter verlegen; der Sohn aber trat kalt auf Sassemont zu, und sagte: „Bürger, Ihre Absichten auf unser Haus mögen seyn, welche sie wollen — sie mißfallen meiner Schwester. Ich muß Sie also bitten, wenn Sie meinen Vater oder mich künftig sprechen wollen, es auf der Municipalität zu thun."

Es würde Ihnen, sagte Sassemont hämisch, nicht lieb seyn, wenn ich Sie nur da sprechen wollte!

„Mit nichten," erwiederte Borde; „es wird mir nur dort lieb seyn. Das Gesetz schützt mich, wie Sie; wir Beide sind nur Bürger."

So? sagte Sassemont spöttisch. Vater und Tochter traten furchtsam vor dem Blicke zurück, mit dem er dies „So?" begleitete. Sassemont bemerkte das, und ging mit hämischem Lächeln nach Hause. Er mochte einsehen, daß, so lange der Bruder da wäre, seine Bemühungen vergeblich seyn würden. Borde wurde daher in einer Nacht aufgehoben, und am folgenden Morgen mit einem Transporte Rekruten an die Gränze geschickt. Er ließ sich gutwillig bis nach Langres führen, und wurde da mit den Uebrigen einem Officier übergeben. Diesem entdeckte er Sassemonts wollüstigen Plan, und die Gefahr seines Vaters und seiner Schwester. Der Officier, ein ehemaliger Adeliger, und ein edler Mann, hatte selbst Elend genug erfahren, um Mitleiden mit Borden zu haben, und gab ihm Gelegenheit zu entkommen.

Borde kehrte nach Dijon zurück, und kam

am späten Abend daselbst an. Er fand das Haus seines Vaters leer, und wagte es doch nicht, sich einem Nachbar zu entdecken. Jetzt fiel ihm eine alte Frau ein, der er einmal einen großen Dienst geleistet hatte. Sie wohnte an dem äußersten Ende der Stadt, in einer kleinen, elenden Hütte. Der Eigenthümer wollte sie hinauswerfen lassen, weil sie sechs Livres Miethzins nicht bezahlen konnte. Sie jammerte, und bat einen von den Umstehenden, Bürge für diese Summe zu werden. Ich will, sagte sie, recht gern bezahlen, wenn man mir nur Zeit läßt; eine Krankheit hat mich einen ganzen Monath hindurch nicht an mein Spinnrad kommen lassen. — Man lachte über den kleinen Miethzins, über die Armseligkeit der Hütte; und doch half Niemand. So eben kam Borde gegangen. Er sah, hörte, und gab der Frau einen großen Thaler. Sie rief voll Freude: ich will Ihnen die sechs Livres ehrlich wiedergeben, lieber Herr, wenn Sie nur einen Monath warten wollen; und in baarem Gelde, so sauer es dem Bürger auch wird, das jetzt anzuschaffen. Aber ich will es, und sollte ich auch noch so hohes Agio geben müssen; denn, leider Gottes! verliert das

Papier ja alle Tage mehr. Alles lachte; selbst Borde lächelte, so sehr er auch die Frau bemitleidete.

Diese Frau fiel ihm jetzt ein. Er eilte in die Vorstadt zu dem Häuschen, und pochte lange vergebens. Endlich öffnete die Frau. Er trat in das Stübchen, und fragte: kennt Ihr mich noch, Mütterchen? Sie besah ihn von oben bis unten, und schüttelte den Kopf. „Wißt Ihr Euch nicht mehr der sechs Livres zu erinnern, die . . ." — Ach ja! nun, nun! Recht, das sind Sie! Gott Lob, daß Sie endlich kommen! Setzen Sie Sich doch. Ich will gleich bezahlen. — „Das hat Zeit, Mutter; laßt das nur." — Nein, nein. Wer Schulden bezahlt, bessert sein Vermögen. Es hat schon seit zwei Monathen für Sie bereit gelegen. Alles baar, nicht für einen halben Livre Papier, wie ich es Ihnen versprach. Aber, lieber Herr, ich habe auch halbe Nächte gesponnen. Mir war immer bange, Sie würden kommen, eh ich es zusammen hätte. Gott lohn' es Ihnen! Dabei fing die Frau an den kleinen Tisch voll Sous und Deniers zu zählen.

„Das Geld, Mutter, hab' ich Euch längst

geschenkt. Ich bin hier, Euch zu bitten, daß Ihr mich auf ein Paar Tage beherbergen sollt. Seht mich nicht so furchtsam an; es hat so große Gefahr nicht." — Ei, ich wollte, die hätte es, damit ich Ihnen zeigen könnte, daß ich dankbar bin. Hier soll Sie Niemand aufspüren. Oben auf dem Boden. Und wird Nachts gepocht, auf das Dach hinauf. Am Tage durchsucht man jetzt die Häuser nicht. Hier sind Sie sicher.

Die Frau sprach mit solcher Freude und Herzlichkeit, daß Borde trauete. Er sagte ihr, sie möchte sich doch morgen in der Straße, die er ihr bezeichnete, erkundigen, wo der alte Borde und seine Tochter geblieben wären. Sie erfüllte seinen Auftrag sehr gut. Der Sohn, erzählte sie ihm, hat zur Armee gesollt, ist aber zu den Feinden gegangen. Vater und Tochter müssen nun so lange im Gefängnisse bleiben, bis sie ihn wieder schaffen. Die ganze Nachbarschaft beklagt sie.

Borde blickte gen Himmel, und sagte: „die Armen! Aber gerettet werdet ihr!" Am Abend zog er die Uniform an, die er in Langres bekommen hatte, drückte seinen Hut in

die Augen, zog sein Halstuch über das Kinn, und bat die Frau, das Haus eine Stunde lang für ihn offen zu lassen. Er ging gerade nach Sassemonts Wohnung, und sagte: „ich habe geheime Befehle an den Bürger Sassemont von der Municipalität in Besançon: kann ich ihn allein sprechen?" Nach einer halben Stunde wurde er vorgelassen. Was bringst du, Bürger? fragte Sassemont. — „Höre mich aus, Sassemont," erwiederte Borde, „und gieb keinen Laut von dir, oder du bist verloren!" (Er zog eine Pistole hervor, und spannte den Hahn. Dann schlug er den Hut auf, und zog das Tuch vom Gesichte.) „Ich bin Borde." (Sassemont wurde blaß, und zitterte.) „Du hast meinen Vater und meine Schwester ins Gefängniß setzen lassen. Ich kenne deine Absicht, Ungeheuer; aber ich bin fest entschlossen, sie zu vereiteln. Mein Leben gilt mir schon lange gar nichts mehr; du Elender darfst mich also nicht reitzen. Morgen früh, Bösewicht, sind mein Vater und meine Schwester frei, oder diese Pistole ist für deine Brust geladen. Du fertigst ihnen Pässe aus, und lässest Platz für die Nahmen der Orte, wohin sie gehen wollen. Bilde

dir

dir nicht etwa ein, daß du mich auf der Reise fangen willst. Schon in diesem Augenblicke wissen sie, wohin sie sollen, und wo ich sie treffen werde. Ich bleibe noch einen Monath hier in Dijon, dir das Gehirn zu zerschmettern, wenn du es wagst, ihnen etwas in den Weg zu legen. Hast du mich verstanden? Morgen früh sind sie frei, oder du bist morgen Abend eine Leiche. Mitten im Gerichtshofe, oder mitten in deinen schändlichen Gelagen, werd' ich dich finden!"

Der Ton, womit Borde das sagte, war so ruhig, so fest, so eindringend, daß Sassemont Stirn und Brust bedeckte, wahrscheinlich weil er die Kugel da schon zu fühlen glaubte. Er stöhnte ein ängstliches Ja hervor. Borde verließ nun das Zimmer, schloß hinter sich ab, eilte die Treppe hinunter, und war in einigen Minuten durch kleine Quergässen allen Nachforschungen entgangen. Was er vorausgesehen hatte, geschah: in dieser Nacht wurden alle Häuser durchsucht, auch die Hütte seiner Alten; er saß aber auf dem Dache, wo ihn Niemand suchte.

Die Alte hatte einen neuen, von Borden

erhaltenen Auftrag eben so glücklich ausgeführt. Sie war im Gefängnisse gewesen, und hatte dem alten Borde ein Billet zugesteckt, worin sein Sohn schrieb: „Lieber Vater, Sie werden einen Paß mit leerem Raum für die Nahmen bekommen. Wir sehen uns in Soissons wieder. Füllen Sie den Paß erst in dem Augenblicke aus, da Sie abreisen. Verkaufen Sie Alles, was Sie haben. Man wird Ihnen Ruhe lassen. Zerreißen Sie dies Billet. Ich stehe morgen Abend von neun Uhr bis zehn an der großen Thüre des Doms. Seyn Sie vorsichtig." Der alte Borde las das Billet, und die Frau, die es ihm gebracht hatte, war schon verschwunden. Er konnte nicht begreifen, wie es seinem Sohne möglich gewesen wäre, ihm die Freiheit zu verschaffen; und er zweifelte so stark, daß er seiner Tochter nicht ein Wort von dem Billet sagte.

Am folgenden Morgen bekam er seine Freiheit wieder, und einen Paß von der Municipalität, mit der Erlaubniß abzureisen, wann und wohin er wollte. Er begriff von dem Allen um so weniger, da man jeden seiner Schritte beobachtete. Abends um die bestimmte Zeit, ging er am Dome vorüber. Eine alte Frau, die

auf den Stufen der Treppe saß, redete ihn an: „helft mir doch! ich bin so schwach, und kann nicht aufstehen.“ Der alte Borde reichte ihr die Hand, und sie steckte ihm mit einem kräftigen Händedruck ein Billet zu.

Der Vater erkannte jetzt seinen Sohn. Ein froher Blick war Alles, was sie einander noch gaben; denn sie bemerkten, daß sie von einem Kerl in der Nähe beobachtet wurden. Die Alte hinkte nach einem „Gott lohne es, Bürger!“ weiter, und der Vater begab sich nach Hause, um sein Billet zu lesen. Der Sohn erzählte darin seinem Vater die Art, wie er ihn befreiet hatte, bestimmte den Weg, den er nehmen sollte, und rieth zu schneller Abreise. Der Vater verkaufte, was er hatte, und bekam noch ein Billet von seinem Sohne durch dessen alte Wirthin. Als er und Marie abreis'ten, trafen sie den edelmüthigen Borde, als einen Bettler, am Wege. Er ging mit ihnen bis in ein Gebüsch. Da umarmten sie einander schnell, wechselten nichts, als die vier Worte: „Vater, Sohn, Bruder, Schwester!“ und trennten sich dann.

Ach, wenn die Zeit schaudernd den Griffel erhebt, um diese vier Jahre voll Blutes

und voller Verbrechen in die Geschichtstafeln des Menschengeschlechtes einzugraben; ach, dann sollte sie, zum Trost unsrer Enkel, die rühren- den Züge von Großmuth und Liebe, diese Aufopferungen, welche in Frankreich so häufig waren, wie die Ströme Blut, daneben auf- zeichnen. Soll denn der Mensch nur zittern, wenn er nichts als die Verbrechen seines Ge- schlechtes durch alle Jahrhunderte liest? O, alle ihr Unglücklichen; warum klagt ihr nur über die Verbrechen, die Frankreich beging? warum blickt und zeigt ihr nur auf die Blut- ströme, die ihr fließen saht? Warum redet ihr nicht von den edlen Thaten, die in der Stille geschahen? nicht von der Liebe, die größer war, als der Haß? Warum nennt ihr die Söhne nicht, die sich hingaben für ihre El- tern, die Väter, die für ihre Kinder starben? Warum schweigt ihr von den erhabnen Freun- den, die kein Unglück trennte, und die, wenn sie einander nicht retten konnten, doch mit einander starben? Warum zeigt ihr nur auf die Gefängnisse, welche die Unglücklichen ver- schließen? warum nicht auf die erhabnen Men- schen, die das Unglück nur stärker machte, die

in Fesseln ruhig lebten, und muthig starben? Warum zieht ihr nicht aus dem verborgenen Dunkel die Beispiele von Geduld, Gerechtig-tigkeit, Liebe, Freundschaft, Großmuth, Treue, Dankbarkeit, und jeder Tugend, hervor? — O, ihr Elenden, die ihr mit Triumph die Verbrechen Frankreichs niederschreibt, und seine Tugenden verhehlt: fühlt ihr denn nicht, daß ihr das menschliche Geschlecht und euch selbst durch eure schreckliche Arbeit erniedrigt?

Borde ging wieder zu seiner Alten. Er konnte Dijon nicht verlassen; denn Anne wohnte in der Nähe, und stand in Gefahr. In einem zerrissenen Kleide, mit einem falschen Schnurbarte, und einer großen Jakobinermütze, die er tief in die Augen zog, besuchte er verschiedene Sitzungen des Jakobiner-Klubs, und hörte mit Erschrecken die heftigen Deklamationen gegen meinen Stolz, gegen meine Tyrannei. Zugleich erfuhr er auch, was die ganze Stadt wußte: Sassemonts Erbitterung gegen mich rühre davon her, daß ich ihm Annens Hand abgeschlagen habe. Der abscheuliche Mensch glaubte nicht einmal, seine Bosheit verdecken zu dürfen. — Borde versäumte jetzt

keine Sitzung des Klubs. Er hatte Alles vergessen, lebte, dachte nur für Annen, und bereitete sich schon vor, uns zu retten. Jetzt verkaufte er seine Uhr, und einen Ring, den er noch von Rochepied hatte. Tag für Tag durchstreifte er die Gegend um Sarzy bis an die Saone und den Doubs, um die Wege kennen zu lernen, die er uns führen wollte. Die Nächte hindurch ging er unaufhörlich, und am Tage lag er in Höhlen oder Wäldern, in Steinbrüchen oder auf dicken Bäumen, und das alles für Annen. Immer kehrte er aber wieder nach Dijon in die Gefahr zurück, damit er unsre Verfolger beobachten könnte.

Um in ihre Plane einzudringen, wagte er unglaubliche Unternehmungen. Er verstellte sein Gesicht und seine Stimme noch stärker, wurde ein wüthender Jakobiner, und hatte den Muth, selbst in Sassemonts Gegenwart heftig gegen Annen zu reden.

Noch mehr. Er wagte es sogar, in Sarzy selbst vor Annens Augen zu erscheinen; denn er war mit unter den Menschen, die mein Haus nach den Waffen, welche ich versteckt haben sollte, durchsuchten.

Um diese Zeit begegnete ihm auf der Straße ein junges Mädchen, das eine blinde, sehr elend gekleidete Frau an der Hand führte. Er taumelte vor Schrecken beinahe zur Erde, als er sah, daß es Madame Guindeniere war, und folgte ihr in eine elende Hütte auf den Boden. Niemand erkannte ihn, nicht der alte Capitain, der krank auf Stroh lag, nicht das junge Mädchen, das ihn neugierig betrachtete. Auch wollte er nicht erkannt seyn, da er ja doch nicht im Stande war, den Unglücklichen zu helfen. Er entschloß sich, was er hatte, mit ihnen zu theilen, und sie dann zu verlassen. Anne schwebte in Gefahr: das forderte alle seine Kräfte. Sein Herz schwamm in Mitleiden; aber warum, dachte er, soll ich die Unglücklichen durch den Anblick meines eigenen Elendes noch tiefer beugen? Er zog seine Börse hervor, und sagte mit verstellter Stimme: „Bürger . . .“ — Borde! rief die Blinde in demselben Augenblick, und stürzte an seine Brust. Der Ton seiner Stimme hatte sich tief in ihre Seele geprägt; sie war ganz Ohr, seitdem sie das Gesicht verloren hatte. Borde konnte nun nicht mehr schweigen; er

warf sich in die Arme der unglücklichen Mutter. Der Capitain raffte seine letzte Lebenskraft zusammen, um sie an die Umarmung seines Freundes zu wenden, und dann sank er schwach auf sein Stroh zurück. Das Mädchen umfaßte seine Kniee. Ach, die Unglücklichen glaubten sich schon gerettet, da sie nur Bordens Stimme hörten!

Man ward ruhiger, setzte sich nieder, und erzählte. Auf allen Seiten flossen Thränen, da man einander nichts als Unglück erzählen konnte. Die kleine Pension des Capitains war in der Revolution eingezogen worden; er hatte indeß sehr sparsam gelebt, um seiner Familie etwas hinterlassen zu können. Von dem Wenigen lebten sie, und zwar auf dem Lande, nicht weit von Dijon. Endlich geriethen sie in den höchsten Mangel, und hatten kaum noch das Nothwendigste. Ein Paar Verwandten nahmen zwei von den Kindern zu sich; ein andres war schon gestorben. Der älteste Sohn hatte als Nationalgarde an die Gränze gemußt; die Tochter wollte ihre Eltern nicht verlassen. Die Mutter verlor ihr Gesicht durch Arbeit und Thränen zum zweiten Male. Sie

gingen nach Dijon, um dort bei der Municipalität Hülfe zu suchen, bekamen aber keine. Die Tochter führte nun ihre blinde Mutter durch die Straßen von Dijon, und sie lebten von den Almosen mitleidiger Herzen. Doch, es sollte sie noch ein schrecklicheres Schicksal treffen.

Die blinde Mutter ließ sich von ihrer Tochter vor die Municipalität führen, und trug ihre Bitte um Unterstützung vor. „Sie sehen, Bürger, ich kann nicht arbeiten; mein Mann ist krank, mein Sohn hilft das Vaterland vertheidigen, meine Tochter ist noch halb ein Kind.“ Alle waren bewegt; sogar auch Sassemont. „Ja,“ sagte Julie, als sie mir das erzählte; „er betrachtete uns mitleidig, und seufzte.“ O, ich hätte nicht eine halbe Welt für diese Bemerkung genommen, daß auch Sassemont ein Mensch war! Julie mußte sie mir mehr als Einmal wiederholen; und wenn meine Kinder seitdem den Nahmen Sassemont mit dem gewöhnlichen Abscheu aussprechen, sage ich allemal: nicht wahr, Julie, er seufzte, er betrachtete deine blinde Mutter mitleidig?

Sassemont sagte: wir müssen helfen, Bürger; der Anblick spricht von selbst. Kaum hatte

er das gesagt, so rief die Blinde: „mein Gott, welche Stimme! Lukas, du hier? O, du bist es; gewiß, Lukas!“ Sassemont, der Reitknecht bei dem Vater der Madame Guindeniere gewesen und davon gelaufen war, wurde roth, und schwieg, um sich nicht noch mehr zu verrathen. Die Blinde fuhr fort: „o, was du auch jetzt seyn magst, guter Lukas, sprich für deine ehemalige, jetzt so unglückliche Herrschaft! Denke an den Tag, da wir dich von der Straße aufnahmen, als eine unbarmherzige Mutter dich ausgesetzt hatte! Vergilt es mir nun!“ Sassemont wurde feuerroth, und man fing an zu lächeln. „Was faselt Ihr da, gute Frau, von Aussetzen? Ich heiße nicht Lukas, sondern Sassemont, und bin aus Bretagne, leider aus einer sehr alten Familie. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich der ausgesetzte Lukas wäre.“

Die Blinde erschrak; sie glaubte, sich geirrt zu haben, und wollte den Fehler wieder gut machen. „O, verzeihen Sie, Bürger, wenn Sie nicht dieser Lukas sind. Eine Unglückliche findet so gern einen alten Bekannten, und die Stimme war bis zum Täuschen ähnlich. Der Lukas, den ich meine, zeichnete sich so sehr aus,

daß ich gewiß nicht in den Irrthum verfallen wäre, wenn ich nur sehen könnte. Er hatte hangende Lippen, ein spitzes, vorstehendes Kinn, borstenähnliches Haar, kleine tiefe Augen, und dürre, sehr lange Finger." Julie zupfte ihre Mutter an dem Rock; denn die Unglückliche beschrieb den Bösewicht auf das genaueste. Sassemont schleuderte nur einen fürchterlichen Blick auf sie; vor Zorn und Beschämung konnte er sie nicht unterbrechen. Endlich sagte er mit bebender Stimme: Ihr werdet Antwort bekommen; itzt geht nur.

Der unverschämte Sassemont verfolgte den Adel, dessen Rechte er sich vor der Revolution angemaßt hatte. Seine Feinde benutzten diese Begebenheit, und nannten ihn immer Lukas. Als er einmal eine grausame Maßregel vorschlug, sagte ein Beisitzer der Municipalität, ein edler Mann, ganz öffentlich: „ich begreife, wie es zugeht, daß du so blutgierig bist. Dein Herz hat nie die Liebe gekannt. Deine Mutter setzte dich aus, weil sie den Unmenschen in dir schon ahnete und das Menschengeschlecht von seinem Würgengel befreien wollte. Ein unglückliches Gestirn hat dich erhalten, du Bastard!"

Diese Vorwürfe schnitten tief in Sassemonts eitle kleine Seele, und füllten sie mit Wuth und Rachbegierde gegen die Unglückliche, welche seine Jugendgeschichte verrathen hatte. Was kann der Elende anders, als sich rächen? Der Capitain bekam keine Unterstützung. Seine blinde Frau glaubte, schon das wäre eine zu harte Strafe ihrer Unvorsichtigkeit. Aber sie kannte nur die Stimme des Elenden, nicht sein Herz; sonst wäre sie geflohen.

Borde theilte sein Vermögen mit der unglücklichen Familie; und, was er geben konnte, reichte für sie auf mehrere Monathe hin. Er glaubte, Geld wäre ihr einziges Bedürfniß, und verließ sie, um Annen zu retten, da die Gefahr für uns immer näher kam. Mit Zittern eilte er wieder über die Saone, über den Doubs, und kam bis in den Wald, den die Kohlenbrenner bewohnten. Noch weiter zu gehen, wagte er nicht, weil er befürchtete, daß wir in seiner Abwesenheit verhaftet werden könnten. Er ging die Wege mehrere Male bei Nacht, forschte mit Lebensgefahr nach einer Furt durch den Doubs, war auch einen Tag in Sarzy, um auf jeden Fall einen Ausweg

zu finden, und kam endlich den zehnten Tag, Morgens, nach Dijon zurück.

Als er über den Markt ging, war ein ungewöhnlicher Auflauf des Volkes bei der Guillotine. Er blieb stehen; und auf einmal sah er seine blinde Freundin an der Hand ihrer Tochter das Blutgerüst betreten. Seine Gedanken verwirrten sich; er glaubte, nur trübe undeutliche Bilder zu sehen, die seine erhitzte Phantasie erzeugte, und verlor das Bewußtseyn völlig. Erst das Geschrei des Volkes: es lebe die Republik! erweckte ihn wieder. Er blickte zagend auf, sah weder Mutter noch Tochter, und fragte einen nahestehenden Mann mit Zittern: wer ist es? — Die blinde Frau! antwortete ihm dieser.

„Die Blinde?" rief er, und stürzte auf das Blutgerüst. Hier hätte er sich gewiß verrathen, wenn Sassemont oben gewesen wäre. Sein erster Anblick war Julie, die in tiefer Ohnmacht auf dem Boden lag. Er hob sie auf. Um ihr Luft zu schaffen, riß er ihr erst das Halstuch ab, und es fiel in das Blut ihrer Mutter. Sie kam endlich wieder zu sich selbst, sah mit sterbenden Blicken um sich her, und

konnte keinen Gegenstand unterscheiden. Man reichte ihr das blutige Halstuch hin; sie ergriff es, und drückte es an ihren Mund. „Barbaren!" rief Borde mit fürchterlicher Stimme; „erst müßt ihr mich tödten, ehe ihr dieses unschuldige Mädchen ermordet!" Er umfaßte Julien, trug sie von dem Blutgerüste hinunter, und erstaunte, daß man keine Bewegung machte, ihn aufzuhalten. Noch immer glaubte er nehmlich, daß Julie hingerichtet werden sollte.

Er durchdrang das Gewühl von Menschen, stürzte, wie beflügelt, nach des Capitains Wohnung, und trug Julien die Treppe hinauf. „Danken Sie Gott," rief er dem Capitain zu; „ich habe Ihre Tochter gerettet!" Er warf Julien neben ihrem Vater hin, und nahm seine Pistole in die Hand, um das Mädchen gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Das brauchte er nicht zu thun; nur Juliens Mutter hatte Sassemont seiner Rache aufopfern wollen. Den Tag nachher, als Borde abgereist war, um die Wege kennen zu lernen, hatte man die Unglückliche abgeholt. Ihr, der blinden Bettlerin, gab man ein Komplott Schuld, und verdammte sie zum Tode. Sie war heiter und ruhig, als

ihr das Urtheil angekündigt wurde, und schöpfte sogar, da man ihr Geld und Essen in das Gefängniß schickte, süße Hoffnungen für ihren Mann, für ihre Tochter, welche die Hälfte des Tages immer bei ihr zubrachte. „Man wird," sagte sie heiter, „dich und deinen guten Vater nicht verhungern lassen, wenn man mich hat sterben sehen. O, und nun wird mir ja mein größter Wunsch gewährt, für Euch zu sterben!"

In diesem frohen Wahne verlangte die Mutter von der Tochter das Schwerste, was sie verlangen konnte: sie auf das Blutgerüst zu führen. Julie wurde todtenbleich, und konnte nicht sprechen. Die Mutter verlangte es noch einmal als eine Gefälligkeit, und streichelte ihrer Tochter die kalten Wangen. „Nicht wahr, Julie? du führst mich den letzten Gang?" Die Tochter blickte schweigend gen Himmel, und fragte: giebt es Ihnen Trost, liebe Mutter? — „Freude, meine Julie." — Ich will Ihnen die Freude machen! sagte die Tochter, die ihre Mutter an Muth noch übertraf. Beide umarmten einander, und schwiegen. Die Tochter hielt Wort. Sie faßte am Morgen der Hinrichtung die Hand ihrer Mutter,

und sie selbst stützte sich mit der linken auf die Schulter eines mitleidigen Garden, der neben ihr ging. Ihr großer Entschluß erhielt ihre Kräfte gerade so lange, bis ihre Mutter sie verließ. Dann sank sie in die Ohnmacht, in der Borde sie aufhob.

Jetzt lag sie an der Seite ihres Vaters, und hatte ihr blutiges Halstuch fest in die Hand geklemmt, während daß Borde mit starren Blicken den Eingang hütete. Julie erholte sich; und ihr Vater stammelte eine Frage hervor. Sie zeigte ihm, anstatt zu antworten, das blutige Tuch. Der Vater sah es an, nahm es, küßte es, und drückte es an sein Herz. „Borde!" rief er dann eilig. Borde kehrte sich um. „Deine Tochter!" sagte der Capitain, auf Julien zeigend, und hielt dann ruhig sein Leben dem Schmerze hin. Der Tod kündigte sich in diesem festen Herzen durch Thränen, durch eine Weichheit an, die es nie gefühlt hatte. „Ich vergebe der Erde!" sagte der Soldat, der Mann, mit der Stimme eines weinenden Kindes; und bei den ersten Thränen, die er seit dem Knabenalter weinte, zerfloß sein Leben. Diesen Tod er-

trug

trug Julie mit Geduld, weil sie den ersten noch allzu schmerzlich fühlte.

Borde faßte Juliens Hand, hob sie auf, und fragte betäubt: „wie ist es?" — Gut! recht gut! antwortete Julie, welche glaubte, das Todesschwert würde auch sie noch treffen. In diesem Augenblicke fiel Borden ein, daß er die Mutter an ihrer Hand gesehen hatte; und nun wurde ihm Alles deutlich. Er faßte Julien in seine Arme, und sagte: „dich habe ich gerettet!" Jetzt dachte er auch an Annen. Er legte die Hand an die Stirn. Dann fragte er auf einmal: „hast du Muth?" — Zu sterben? erwiederte Julie, und blickte auf. Er umfaßte sie wieder, und Beide blieben trostlos stehen. Endlich kam der Hauswirth, und forderte, als er die Leiche sah, Geld zu einem Sarge. Borde gab ihm. „Sagte er nicht," wendete er sich dann zu Julien: „deine Tochter?" Sie konnte ihm nicht antworten. Er nahm sie in seine Arme, und nun lös'te sich der starre Schmerz in einen Strom von Thränen auf. Sie saßen und standen den ganzen Tag schweigend, ohne Theilnahme an dem, was um sie her vorging.

Am Abend dachte Borde daran, daß er den Jakobiner-Klub besuchen müßte. Er faßte Juliens Hand, und führte sie die Treppe hinunter. Sie folgte ihm ohne Bewußtseyn zu seiner Alten, und diese brachte durch ihre unaufhörlichen Fragen wieder Leben und Besinnung in Beide. Borde ging in den Jakobiner-Klub, und in seiner Seele lag dunkel die Hoffnung, daß er Annen vielleicht noch retten könnte. Sassemont war heute nicht da; und es sprach auch sonst niemand gegen meine Familie. Borde nannte meinen Nahmen, und schalt mich einen Tyrannen. Man sah ihn aber befremdet an, und bald rief einer von Sassemonts Freunden: St. Julien ist ein Patriot. Kann er das stärker beweisen, als dadurch, daß er dem Bürger Sassemont seine Tochter giebt? Borde taumelte vor Schrecken in den dunkelsten Winkel des Saales. So gab denn das Schicksal dem Laster, dem Verbrechen, was es seiner Tugend, seiner Liebe verweigert hatte! Er ging kalt zur Thür hinaus. Auf der Straße blieb er stehen, schlug die Arme aus einander, und sagte: „es ist nichts! gar nichts! Sassemont hat Recht, und

ich bin ein elender Thor. Laß sie von nun an machen. Meine Hand soll sich nie wieder ausstrecken, einen Versinkenden zu halten!" Bordens Herz war ein nagender Gifttropfen geworden. Er ging langsam zu Hause, und trat mit Kälte in die Hütte seiner Alten. Als die unglückliche Julie ihn „mein Vater" nannte, wollte er etwas sehr Bittres sagen, und ihren Schmerz sogar verlachen; aber das konnte er nicht, so sehr auch sein Herz gedrückt war. Er setzte sich nur kalt, Julien gegenüber. Ach, sagte die Alte, wenn wir nicht ehrlich wären, wie wollte es der Stadt ergehen! Der Herr verschont Dijon um der Gerechten willen. — (Borde schwieg noch immer.) Ich habe meine hellen Thränen weinen müssen, als mir die Kleine erzählte, was ihre Mutter von Ihnen, Bürger, gesagt hat. Ach, wie froh kann man sterben, wenn man weiß, daß man seine Kinder einem Gerechten hinterläßt!

„Und hoffest du, Julie," sagte Borde, „daß ich gerecht bleiben werde?" — Ich würde jetzt sterben, wenn ich es nicht wüßte, erwiederte sie, und legte ihre Hand auf ihr Herz; denn mein Vater und meine Mutter starben in die-

sem Glauben. — Borde drückte sie an seine Brust; seine Liebe, seine Tugend hatten gesiegt. —

Er ging nach Sassemonts Hause. So eben stieg dieser vom Pferde, und sagte wüthend zu jemanden, der ihm vor die Thür entgegen gekommen war: sterben sollen sie, dieser verdammte St. Julien, sein Weib und seine Tochter! Kennte ich nur den Liebhaber, den sie mir vorziehn! Sterben sollen sie! — Borde griff nach seiner Pistole; doch Sassemont trat jetzt schon in das Haus, und es wurde verschlossen. Er kam getrösteter, muthiger wieder zu seiner Hütte, nahm Julien mit sich auf den Boden, erzählte ihr seine Schicksale, und sagte, daß er entschlossen wäre, Annen zu retten. „Anne," sagte er, „weiß, daß ich sie liebe, und daß ich unglücklich bin. Sie darf es nie erfahren, daß ich sie rette; denn es würde sie schmerzen. Ich bin dein Vater. Versprich mir, daß nie der Nahme Borde, nie ein Wort von meiner Liebe, nie eine Anspielung darauf, über deine Lippen kommen soll." Julie schwor, und hielt dabei ihr blutiges Tuch in der Hand. Er schrieb nun seinen Brief an mich, nahm

früh Morgens Abschied von der Alten, und ging mit Julien nach Sarzy. Wie er uns rettete, weiß der Leser. — Sein Schicksal bestimmte ihn hier zu Tugenden ohne Lohn; doch erfuhr er noch, daß Anne ihn liebte, und ohne Zweifel ist er heiter in sein Grab gesunken. — Gewiß, sagte Anne, gewiß heiter, so wie ich in mein Grab sinken würde.

Das ist die Geschichte des unglücklichen Jünglings, dessen Tugenden unser theuerstes Gespräch sind, und dessen Güte die unsrige lebendig erhält. Der Leser kann leicht denken, daß sie uns nicht auf einmal gegeben wurde, und daß wir sie nicht so ruhig anhörten, wie er sie vielleicht gelesen hat. Wir zerflossen dabei in Thränen. Julie wurde bleich, als sie von dem Tode ihrer Mutter erzählte; sie sprang auf, und verwünschte Sassemont, ich mochte auch noch so oft, und noch so bedeutend sagen: „er hatte doch Mitleiden mit deiner blinden Mutter!" Freilich muß ich gestehen, daß ich selbst den Bösewicht ganz in der Stille verwünschte,

Anne wurde bei der Erzählung immer stiller und stiller. Sie pflückte jedes Fäserchen

von ihrer Schürze; und wenn ihre Empfindungen zu mächtig wurden, so fiel sie in Juliens Arme, und verschloß ihr den Mund mit Küssen. Dann ging sie hinaus in den düstern Schatten eines Kreises von dunklen Tannen, setzte sich auf einen Stein, und hielt die Hände vor das Gesicht, bis ihr Schmerz sich in Thränen auflöste.

Endlich kamen wir wieder zusammen, und sprachen über unsre Begebenheiten. Jeder fand die Quelle seines Unglückes in sich. Ach, Vater, sagte Anne, hätte ich ihm gleich gestanden, daß ich ihn liebte; hätte ich diesem stolzen, eitlen Herzen nicht nachgegeben: er lebte noch, und auch meine gute Mutter, meine himmlische Adelaide! Ach, er war so edel, so großmüthig; er opferte sein Leben für mich auf, die er für undankbar hielt; und ich? o Vater! was that ich dagegen?

„Gut, Anne!" sagte ich: „du hättest etwas Andres gethan, wenn du allwissend gewesen wärest; allein etwas Besseres wohl schwerlich. Etwas Glücklicheres, mein Kind? können wir das wissen? Und welche Tugenden haben nicht unsre Unglücksfälle bei uns geweckt! Nein,

Anne; es wäre nicht gut, wenn der Taucher wüßte, wo die edelste Perle auf dem Grunde des Meeres liegt: die schlechtern, die doch der Schmuck vieler Menschen seyn können, würden dann liegen bleiben. Borde lebte noch, und du wärest glücklicher. Aber liebten wir uns dann so, wie jetzt? wäre Julie dann nicht in dem Sturm untergegangen? Sag, würdest du, würden wir, Julie, dein Bruder und ich, Borden so innig lieben? Hat nicht sein Beispiel uns die Stärke zu Tugenden gegeben, die wir ohne ihn für unmöglich halten würden? Wir wären vielleicht, doch nur vielleicht, glücklicher; aber auch so gut, so stark, so fromm, wie jetzt? Ich konnte dir Einwendungen gegen deine Liebe machen; und das würde dein Herz und das meinige erkältet haben. Wir hätten uns noch geliebt; aber wäre dann diese Liebe nicht unsre Marter gewesen? Laß das! Wo findet der Kopf nicht hinterher zu klügeln! Das Herz entscheidet über unsre Tugend, nicht der Ausgang unsres Schicksales.

Ich hielt nicht Annen, sondern mir selbst, eine Apologie; denn hätte nicht meine Furchtsamkeit Sassemont zu dem ersten Gedanken an

eine Verbindung mit meiner Tochter veranlaßt, so würde Alles haben anders kommen müssen. Aber ist es ein Verbrechen, nicht allwissend zu seyn? ist es ein Verbrechen, zu weinen?

Jeder von uns schmückte Juliens Erzählung mit einigen Zügen aus. Jetzt konnte ich mir erklären, warum Borde stockte, als er mir sagte: „ich liebte, und sie . . . ist todt!" und warum er so auffuhr, als ich ihm erwiederte: „entsetzlich! unter der Guillotine!" Er bezog das auf Annen, auf die Zukunft; ich auf Juliens Mutter, seine vermeinte Geliebte. Darum sagte er mir im Gefängnisse: „du schrecklicher Prophet!" Nun wußten wir auch, warum er immer so bald aufhörte zu sprechen, und warum er seine Stimme zu verstellen suchte; er fürchtete, daran von Annen erkannt zu werden: sein Gesicht hatte er hinlänglich unkenntlich gemacht. — Der edle, unglückliche Borde! — —

Ich will nur gestehen, daß ich hier sitze und eine Wendung suche, von dem Leser Abschied zu nehmen, oder eigentlich, ihm zu entkommen. Freilich könnte ich ihm sagen: wir leben nun schon ein Jahr so in diesem Paradiese, und unsre Thränen werden mit jedem

Tage sanfter. Die Blutströme, die unsre Phantasie sonst überall erschreckten, sehen wir nicht mehr. So wie das Abendroth, das erst den ganzen westlichen Horizont wie mit Blut übergoß, sich nach und nach verliert und nur noch den Saum der Wolken röthet: so ist auch das Blut, der Mord aus unsern Unterredungen verschwunden, und nur zuweilen macht eine Erinnerung daran unser Gespräch interessanter, und uns selbst geduldiger. Ich könnte sagen: wir haben Wort gehalten und keine Bekanntschaften gemacht; wir sind uns selbst genug, leben zufrieden, und hoffen auf unser Grab. Dann dürfte ich, nach einer Sentenz über die Veränderlichkeit des menschlichen Lebens, über die Schwäche des menschlichen Herzens, dem Leser die Hand bieten, ihm Lebewohl sagen, und wäre ihm so entkommen. Die Geschichte endigte dann wie ein schöner Abend in einer lieblichen Dämmerung. Jeder Leser, auch sogar ein boshafter, würde uns, weil er uns nicht kennt, alles Gute wünschen, und, nach seiner Phantasie, und nach seiner Theilnahme an uns, zu der Dämmerung unsres Lebens einige Sterne, vielleicht

auch den aufgehenden Mond, oder einen Schimmer der Morgenröthe hinzu thun, zufrieden mit uns und mit sich unser Lebewohl wiederholen, und uns vergessen.

Ich war fast Willens, das zu thun, und bin auch jetzt noch gar nicht entschlossen, es anders zu machen; denn erzähle ich fort, so muß ich den Leser, und er uns, vielleicht in einer dunklen Nacht verlassen, in der uns und ihm kein Stern, kein Mond, kein Morgen- oder Abendroth mit seinen Strahlen leuchtet. Eine schwarze Gewitterwolke, die auch über dem Abend unsres Lebens hängt, drohet uns zu bedecken, und ihren Grimm auf unsre Herzen, deren Nerven alle entblößt da liegen, auszuschütten.

Hier stehe ich vor meinem Schreibtische an dem offnen Fenster. Anne sitzt vor mir im Garten auf einem Hügel, dem sie selbst die Gestalt eines Grabes gegeben hat. Sie nähet, wirft von Zeit zu Zeit ihren Blick über den See weg in das Abendroth, und trocknet sich mit ihrer Nähterei die Augen. Nicht weit von ihr, mehr zurück, sitzt Julie, und, ach! nicht in Annens geduldiger Stellung.

Sie wirft die Blicke bald an den Himmel, bald an den Boden; macht, wenn Anne das Auge sanft trocknet, eine heftige Bewegung aufzustehen, und bleibt dennoch sitzen; nimmt ihre Arbeit auf, läßt sie fallen; legt die Hand an die Stirn, und dann auf das Herz; giebt sich jedes Mal, wenn Anne etwas sagt, Mühe zu antworten, und schweiget dennoch. Mein Louis hat den Hut in die Augen gedrückt, und geht da oben auf der Spitze unsres Weinberges umher. Sein Herz ist das Gegentheil von dem ruhigen Abendhimmel, der sein Bild nur in dem schönen See und in Annens stiller Seele abspiegelt. Er fährt unmuthig mit der Hand über das Gesicht, starrt vor sich hin, drückt den Hut tiefer in das Gesicht, schlägt die Arme schnell über die Brust, geht auf und auf, als ob er den Weinberg niedertreten wollte, schleicht dann wieder langsam, singt eine Melodie halb, pfeift auf einmal dazwischen, wirft sich an die Mauer des Weinberges, und springt nach einer halben Minute wieder auf. Diese drei Gemählde habe ich vor mir, eben da ich dem Leser sagen will: wir sind zufrieden; und so lebe wohl!

Ich wendete mich, wie ich es in zweifelhaften Fällen immer thue, zu einem meiner Griechen, und fand im Lesen die Stelle: „Lasset uns Niemanden einen Vorwand geben, feig zu seyn! Der Feigherzige wird bestraft; der Standhafte mit Lohn gekrönt, welcher der Tugend würdig ist.“ Diese Stelle bezog ich auf mich, auf meine Kinder, und auf den Leser. War es nicht feige Weichlichkeit von mir, dem Leser verschweigen zu wollen, daß wir noch immer unglücklich sind? Mag er doch das Buch unsrer Schicksale trostlos niederlegen! Wer weiß, ob er nicht das Haupt am letzten Abend eben so trostlos niederlegen muß! Nun, so soll das Beispiel unsres Unglücks und unsrer Standhaftigkeit ihn lehren, nicht sich allein für unglücklich zu halten, und standhaft zu seyn. Auch meinen Kindern wollte ich den Vorwand zu Feigherzigkeit nehmen. Ich las noch eine halbe Stunde fort, um mir den gehörigen Grad von Kälte und Ruhe zu verschaffen, damit ich ihnen mächtig an das Herz reden könnte. Dann brachte ich meine Bücher über die Seite, und rief sie alle Drei.

Als sie kamen, stand ich auf, und hob an:

„ich möchte mit euch gern etwas reden. Setzt euch.“ Die Stühle für sie hatte ich schon in einen halben Zirkel hingestellt. Ich wußte, daß Louis bei einer solchen Gelegenheit immer an das Fenster trat, und, während ich sprach, Buchstaben an die Glasscheiben mahlte, was uns denn Beide im Reden und Hören störte. Das wollte ich dieses Mal vermeiden.

Ich setzte mich nun auch, und sah meinem Louis fest und starr ins Gesicht, um ihn aufmerksam zu machen. Jetzt, oder niemals in meinem Leben, durfte ich hoffen, eine Rede, die ich halten wollte, zu Ende zu bringen. Ich hatte die Rouleaux niedergelassen, und die Tische abgeräumt, damit Louis nichts in die Augen oder in die Hände bekäme, das ihn zerstreuen könnte. Den Hund, der immer an ihn aufsprang, hatte ich vorher zum Zimmer hinaus gejagt. So stand mir denn nichts im Wege, und ich konnte reden, so lange ich wollte. Aber ich spielte mir selbst den ärgsten Streich, durch mein weichliches Herz, das mich ganz von dem Zwecke meiner Rede abbrachte. Der Anfang ging recht gut:

„Da ich gemerkt habe, meine Kinder, und

noch alle Tage merke, daß ihr aufs neue vor den Schlägen des Schicksals zittert, so habe ich euch zusammenberufen, um euch zu sagen: daß ich glaube, ihr fürchtet, was gar nicht fürchterlich ist. Denn erstlich kann uns kein Unglück treffen, das größer wäre, als wir es schon erfahren haben; zweitens aber brauchen wir hauptsächlich deshalb nicht zu zittern, weil wir die Stärke hatten, das erste Unglück zu überwinden. Denn ist es vernünftig, daß der Sieger eines mächtigen Feindes den schwächern, der sich ihm nähert, fürchtet? Du, Julie, hast das blutige Haupt deiner Mutter gesehen: wie kann dein Herz nun noch für andre Leiden Thränen haben? wie kann . . ." — Ich wollte fortfahren; aber Julie sprang auf, schlug ihre Arme um meinen Hals, und sagte: ja; und eben deswegen darf ich nie wieder lächeln! Mein Schicksal will mich vor dem Verbrechen bewahren, nach diesem blutigen Anblicke je wieder heiter zu seyn. O, meine Mutter! — (sie fiel in unserm Kreise auf die Kniee) — warum ist das Herz deiner unglücklichen Tochter nicht auf dem Blutgerüste gebrochen! Jetzt legte sie den Kopf in Annens Schooß, und bei

diesem Anblicke war es um meine Rede gethan. „Kinder!" rief ich, und umarmte meinen Sohn — ich würde in diesem Augenblicke Sassemont umarmt haben, wenn ich keinen Andern gehabt hätte: so erweicht war ich — „Kinder, Gott erbarme sich unser! Er gebe uns Muth zu leben und einander zu lieben! Wir haben viel gelitten, und werden, fürchte ich, noch viel leiden. Gott gebe euch Stärke! Ach, ich bin kraftlos, wie ein Kind. Der kleinste Stoß wird mich niederwerfen; und — käme er doch nur bald!" Konnte das ihnen wohl Muth machen? Und dennoch that es eine Wirkung, die kaum meine Rede gehabt haben könnte, wenn ich sie gehalten hätte.

Nein, Vater! rief Louis, und drückte mich an sein Herz; seyn Sie ruhig, seyn Sie glücklich! Auch Ihre Kinder wollen das seyn. Ja, Vater, ich habe Muth für Alles in der Welt. Sie sollen nie wieder einen finstren Blick von mir sehen. Hier bin ich, Vater; segnen Sie mich. Ihre letzten Tage sollen ruhig und zufrieden in meinen Armen dahin fließen. — Er ließ mich los, hob dann Julien von Annens Knieen auf, umarmte sie,

und sagte: Komm, liebe Julie, vergiß den Tod deiner guten Mutter; auch ich will vergessen, was mein Herz drückt. Komm Anne. Laßt uns den Bund ewiger Freundschaft und ewiger Heiterkeit vor den Augen unsres Vaters schließen! Er reichte Julien die Hand. Julie legte zweifelnd die ihrige hinein; dann fiel sie schnell Annen, und sogleich auch mir, um den Hals. Ja, sagte sie leise; ich will an nichts mehr denken, als an Ihre Zufriedenheit, mein Vater.

Sie setzten sich neben mich, und fragten: was machen wir? Ich that meinen Kindern den Vorschlag, des schönen Abends noch ein wenig zu genießen; und wir gingen alle Vier an den See. Louis meinte, wir wollten ein wenig auf dem See fahren; das schlug ich ab: durfte Anne Jemanden rudern sehen? — Wir gingen an dem See hin, und setzten uns endlich auf einem Hügel, unter zwei großen Linden. Wer da gesessen hat (und jeder Reisende verweilt auf diesem Hügel gewiß eine Stunde), wird sagen, daß hier die Aussicht das lieblichste Bild der Ruhe, der Schönheit ist. Die Stadt wird durch eine

Reihe

Reihe Pappeln verdeckt. Man sieht nichts als den See, in dessen ruhigen Spiegel sich der Himmel und die frohe, schöne Gegend tauchen. Ueberall heben sich Weinberge mit ihren hellgrünen Kränzen hervor, und lassen die dunkelgrünen Thäler, in deren reichem Schooße sie stehen, nur ahnen. Die Hälfte des Himmels war von der scheidenden Sonne in ein lichtes Roth gekleidet, und das schöne Bild dieser Hälfte sahen wir im See noch einmal. Es war, als säßen wir Vier auf unsrem Hügel im Mittelpunkte der Schöpfung, und hätten die ganze Kugel des Aethers um uns her. Die Gletscher zeigten sich nur als dunkle Punkte an der rothen Kugel des Himmels. Die Täuschung wurde dadurch noch vermehrt, daß der Hügel dicht am Wasser liegt. Man glaubt auf der Spitze, wo wir saßen, den See, der die Hälfte des Hügels umgiebt, gerade unter sich zu haben. Ein Nachen, mit zwei sehr guten Flötenspielern, kam jetzt am Ufer durch das schwankende Rohr herab, und ging langsam unter unsren Füßen weg. Die sanften Flötentöne schienen aus der Tiefe des leuchtenden Himmels unter uns im

See zu kommen, und machten unsre Herzen still und heilig. Wir athmeten langsam, und ein Lächeln der Ruhe, der Liebe, schwebte auf unsren Gesichtern. Sogar Anne konnte nicht widerstehen; sie lehnte sich sanft an den Rasen, der hinter uns zur Wand diente, und lächelte zum ersten Male wieder. Ich glaube, ein Vatermörder hätte bei diesem Anblick, unter diesen Tönen, eine Minute lang an die Liebe des Himmels glauben müssen. — Auf einmal hörten wir, zu der noch stilleren Begleitung der Flöten, aus dem Aether unter uns herauf eine sanfte Mädchenstimme die Worte singen:

Heiße, stille Liebe schwebet
Rings um alle Welten hin;
Wo ein Herz in Thränen bebet,
Wo die Brust in Schmerz sich hebet:
Da verweilt die Trösterin;
Da wehn ihre sanften Schwingen
Jeder Wunde Kühlung zu,
Und ins Herz voll Leiden dringen
Hoffnung und Geduld und Ruh.

Anne reichte mir ihre Hand; ich gab die andre meinem Louis, und er faßte die Hand mei-

ner Julie. Welcher Schmerz konnte dieser Zauberei widerstehen! In dieser Minute waren wir gewiß glücklich. Wir horchten noch so lange, als wir die Flötentöne vernohmen konnten.

Ich hielt dies für den rechten Augenblick, meine Kinder und ihre Herzen auf ewig zu vereinigen. „Laßt uns aufrichtig seyn!" hob ich an; „Julie, sage mir, warum bist du jetzt unglücklich? was ist dir?" Anne zupfte mich am Rocke. Ich sah sie an, und sie schüttelte, doch nur ganz unmerklich, den Kopf. Zwar begriff ich nicht, was das sollte; aber es machte mich doch furchtsam, in meinen Fragen fortzufahren, besonders da Julie mich ängstlich anstarrte, und mit bebender Stimme antwortete: nichts, lieber Vater, nichts. — Louis sah Julien und mich wechselsweise an. Er fragte: wie denn Julie? bist du jetzt nicht glücklich? Anne, was fehlt denn Julien? — Wie du auch fragen kannst! Denke doch nur an ihre Mutter! — „Nein," hob ich wieder an; „das meine ich nicht." — Anne zupfte mich zum zweiten Male, und ich schwieg. Die beiden Mädchen standen auf (Anne zuerst), und gingen schnell den Hügel hinunter. Ich folgte

mit Louis langsam nach. Er fragte mich noch einmal: was meinten Sie denn, lieber Vater? Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und antwortete etwas Unbestimmtes. Er ging nachdenkend bei mir her und nach Hause. Julie und Anne blieben noch eine Stunde im Garten, und ich hörte sie heftig mit einander sprechen. Louis schien ganz unbefangen; er blies das Lied, das wir gehört hatten, auf der Flöte nach, und ich schrieb den Text dazu auf, so gut ich konnte.

Was Julien fehlt, weiß ich jetzt; aber nicht, was mein Sohn haben mag. Anne hat mir Juliens Geheimniß entdeckt. Julie liebt meinen Sohn mit der ganzen Kraft eines Herzens, das durch Leiden so reitzbar geworden ist; und ich — ich bin auch daran wieder Schuld, sagt Anne. Nun freilich habe ich gegen Julien geäußert, daß ich wünschte, sie als die Gattin meines Sohnes zu sehen. Schon oben erzählte ich, wie sie mir um den Hals fiel und ihre Finger auf meinen Mund drückte. Sie stand, wie Anne nachher von ihr erfuhr, in dem Irrthume, ich äußerte meines Sohnes Wünsche; und sein Betragen mochte den Irrthum unterstützen. Ihr weiches Herz be-

schäftigte sich gern mit dem Gedanken, die Gattin meines Sohnes zu werden. Er ging mit ihr um, wie ein Bruder mit der geliebten Schwester, und zeigte ihr das höchste Vertrauen. Wie konnte er auch anders? Sie gehörte ja zu uns; sie war ja meine Tochter. Julie allein sah sich gegen ihn in einem andren Verhältnisse; sie hielt sein Wohlwollen, seine Freundschaft für Liebe, und gab ihm ihr Herz, das ich selbst für ihn gefordert hatte.

Beide waren immer beisammen, und arbeiteten mit einander, für einander. Ich glaubte gesiegt zu haben, und Anne glaubte dasselbe. Julie schwieg, und Anne ehrte ihr Schweigen, weil sie selbst wußte, daß die erste Liebe furchtsam ist. Auf einmal blieb Louis stundenlang von Hause, und war unruhig, heftig. Er behandelte zwar Julien noch immer mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit; aber doch stellte ein fremdes Wesen sich zwischen sein und ihr Herz. Julie forschte vergebens nach der Ursache seiner Unruhe, seines Umherstreifens. Sie glaubte, unser Leben ohne Thätigkeit gefalle ihm nicht, und sagte uns das sogar. Ich sprach mit Louis darüber; aber das war es gewiß nicht. Wir rie-

then auf tausend Dinge, die ihm begegnet seyn könnten, und wir trafen das Wahre nie.

Endlich drang Julie in ihn, und Beide kamen in ein leidenschaftliches Gespräch. Das weiche, heiße, heftige Herz des Mädchens legte sich voll Liebe an das seinige, und wurde zurückgestoßen. „Zurückgestoßen," sagte sie zu Annen, als sie es der endlich erzählte: „das wollte ich noch ertragen. Aber, ach! er sah nicht einmal, daß ich ihn liebe. Ich bin oft zurückgestoßen in der Welt; an Härte und Grausamkeit ist mein Herz gewöhnt. Aber er ließ mich kalt da stehen, wendete sich kalt aus meinen Armen, von meinem Herzen, und ging, ohne nur durch einen mitleidigen Blick den Schmerz zu beklagen, der mich ergriffen hatte."

Louis kam wieder zu Julien, eben so innig, eben so zutraulich, wie sonst. Sie war jetzt mehr in sich zurückgezogen; denn die jungfräuliche Schamhaftigkeit mußte ihr Herz mit einem dichten Schleier bedecken. Louis fragte uns, was Julien fehle; wir wußten es nicht. Er fragte sie selbst; und sie läugnete ihren Schmerz. Als er in sie drang, öffnete sie ihr Herz zum zweiten Male gegen ihn, freilich

schmerzvoll, und räthselhaft, wie das Herz eines Mädchens sich in einem solchen Falle öffnen kann. Louis, der unglückliche Jüngling, verstand sie zum zweiten Male nicht. Nun fuhr ihr Herz schnell zusammen, und verschloß ihre Liebe, ihr Leiden, in sich selbst.

Auf einmal war Julie gänzlich verändert: sie hatte das holde Zutrauen zu sich und zu uns verloren. Die alten Wunden brachen mit der neuen schmerzhafter wieder auf. Sie wurde bleich, wenn man sie ansah; sie zitterte, wenn man ihre Hand ergriff. Ach, sie glaubte, jeder von uns hätte gesehen, was ihr Herz empfand, und daß es zweimal abgewiesen war. Jeder Blick, den man auf sie warf, schien ihr den Schleier wegzureißen, mit dem sie ihr Geheimniß, und auch die Wunden ihres Herzens, bedeckte. Es gehörte lange Zeit dazu, ehe sie endlich einsah, daß wir ihren Schmerz nicht kannten. So oft sie zu mir in das Zimmer trat, bejammerte ich sie. Was aus ihrem zu Boden gerichteten Auge sah, war nicht ein Blick des Leidens; nein, der Demuth, der Zerknirschung, der Reue und Scham. Sie stand da, wie ein Kind, das seine Eltern verstoßen haben.

O, spotte Niemand darüber, daß diese Wunde ihr schmerzhafter war, als die der Anblick des gewaltsamen Todes in Dijon ihr schlug! Dort verfolgten sie Feinde; hier hielt sie selbst, unbesonnen, ihr Herz dem Stoße entgegen, den ihr Freund, ihr Bruder, ihr Alles, führte. Dort milderten den Schmerz Haß und Zorn; hier mehrten ihn Liebe und Beschämung. Es fiel indeß ein neuer Funke von Hoffnung in ihre Seele, als sie erst wußte, daß Louis ihre Liebe nicht kannte. Jetzt hütete sie sich mit Sorgfalt, auch nicht Einen Strahl von Liebe aus ihrem Herzen hervor zu lassen, das sich alle Tage gegen Louis öffnete. Anne merkte so wenig etwas wie ich. Ich erstaune in der That über Juliens Muth. Sie saß am Tische neben Louis. Er suchte, wenn er zu Hause war, und nicht allein blieb, ihre Gesellschaft auf; gab ihr tausend Veranlassungen, sich zu verrathen; nannte sie: Du, Geliebte, Schwester, Freundin; ging mit ihr allein, und küßte sie, wenn er kam, oder ging. Sie mußte sein Flötenspiel mit ihrem Gesange begleiten. Er fuhr mit ihr auf dem See, und zwar immer allein, weil Anne nicht ru-

dern sehen konnte, ohne über Bordens Tod zu weinen. Noch Abends, wenn Anne mir etwas vorlas, ging er mit ihr in den Weinbergen umher; und jedes Mal, wenn er zurückkam, sagte er zu seiner Schwester: ich weiß nicht, was du willst! Julie ist wahrhaftig glücklich.

Sie schien auch wirklich nach und nach heiterer zu werden. Louis Freundschaft, die durch ihre Trauer zärtlicher geworden war, schien aufs neue ihrem Herzen Hoffnungen zugeführt zu haben. Aber auf einmal, mit Einem Schlage, war Beider Heiterkeit verschwunden. Julie versank in eine stille Schwermuth, in einen verzehrenden Gram; Louis hingegen tobte, grollte, war heftig, empfindlich, reitzbar, satirisch, unstät. Wir, ich und Anne, glaubten, Beide hätten sich entzweiet; und wir lächelten einander zu, wenn Julie so in Trauer versunken da saß, Louis aber am Fenster stand, und nach und nach immer stärker an den Fensterscheiben trommelte, so daß ich ihm sagen mußte: mein Sohn, laß doch die Scheiben ganz!

Die Sache wurde aufs neue räthselhaft, als Louis und Julie ohne alle Anstrengung

freundlich mit einander sprachen, und ihre Empfindungen dieselben blieben; noch räthselhafter, als Louis auf einmal fröhlich wie ein Gott wurde, und vor Freude lauter verkehrte Antworten gab, Julie aber noch tiefer in ihren Gram versank, und unter den Tönen seiner Freude sichtlich verging.

Louis war wenig mehr zu Hause; und fragte jemand von uns: wo mag er hingehen? so antwortete Julie nur mit einem Seufzer. Auch Louis fing wieder an zu grollen, und war offenbar eben so wenig glücklich, wie Julie. In diese Zeit fiel nun meine Rede, die uns vereinigen, die unser Glück wieder herstellen sollte. Anne, wie der Leser weiß, zupfte mich am Rocke, als ich Julien fragte, was ihr fehle.

Noch diesen Abend spät kam Anne zu mir, und erzählte mir einen Theil von dem, was ich dem Leser so eben gesagt habe. Julie hat Annen ihre Liebe entdeckt, und zugleich geäußert, was uns Beiden sehr wahrscheinlich ist, daß Louis irgend ein Mädchen in der Nachbarschaft liebe. Woher Julie das weiß, will sie nicht gestehen.

Das ist mein gegenwärtiger Zustand, lie-

der Leser; das ist die schwarze Wolke, die sich über meinen Abend zusammenzieht. Ich zittre, weil ich voraussehe, was noch kommen wird. Louis hat mir in einer sehr ernsthaften Unterredung, die ich mit ihm gehabt habe, endlich gestanden, daß er liebt. Ich wurde bleich, als er das Wort sagte. Also war denn Julie zuerst von uns geopfert! „Und," fragte ich mit einem von Thränen gedämpften Tone, „wie heißt deine Geliebte?" Sophie Pons. Ich fragte weiter. Er antwortete: noch kann ich Ihnen nichts sagen, als daß ich liebe, daß ich wieder geliebt werde. Ja, ich hoff' es, mein Vater, um Ihres Glückes willen, hoffe ich, daß ich geliebt bin!

„Und dieses Mädchen?" sagte ich ernst — „Mein Sohn, bringe kein Mädchen unter uns, dessen Herz nicht so einfach wäre, wie die unsrigen, und das wir nicht lieben könnten. Ich hatte den Wunsch, daß . . ."

Er küßte mir ehrfurchtsvoll die Hand. Sie hat ein Herz, wie wir, und ist unser werth. Glauben Sie mir das, mein Vater! Sie sollen meine Geliebte kennen lernen.

„Nein, Louis," sagte ich schnell. „Erst

will ich sehen, ob sie für unsre Geheimnisse paßt. Ich verbiete dir, sie jetzt zu uns zu bringen." (Konnte ich Julien jetzt die Geliebte meines Sohnes zeigen?) „Aber," fuhr ich fort, „du äußertest eben Zweifel an ihrer Liebe! Würdest du an meiner, oder an Juliens Liebe zweifeln?" (Ich sprach den Nahmen Julie mit Bedeutung.) „Wie könntest du das, wenn sie dich liebte, wie wir dich lieben!"

Er legte die Hand an die Stirn, und sagte betrübt: was bin ich denn, daß dieses Mädchen mich liebt! dieses Mädchen, mit solchem hohen Reitze der Seele! Ja, ich zweifle, Vater; und dann am meisten, wenn sie mir den Reichthum ihres Herzens und ihrer Liebe öffnet. — Er versank in ein tiefes Nachdenken.

Das war Alles, was ich herausbrachte: nichts, als die Gewißheit unsres Unglücks. Ich hielt Julien schon für verloren. Wird ihr weiches Herz, dachte ich, diesen Schlag aushalten? Anne, der ich Alles erzählt habe, ringt die Hände. Ich bin entschlossen, mein kleines Vermögen mit meinem Sohne zu theilen. Seine Geliebte gefällt mir nicht, so wenig ich auch von ihr weiß. Er mag sich in unsrer

Nähe ankaufen, und dann will ich meine letzten Tage verwenden, die unglückliche Julie zu trösten. Ich fühle, daß mein Sohn einen Theil meines Herzens mit sich nehmen wird; aber soll ich vor Juliens Augen ein Glück hinstellen, nach welchem ihr freudenloses Herz vergebens sich sehnte? Oder kann ich ihr sagen: zieh weg, du Unglückliche! mache der Glücklichen Platz, durch die du elend wirst? Nein, sie bedarf nun unsrer Herzen, unsrer Liebe doppelt. Mein Sohn kann ohne mich glücklich seyn; aber Julie würde ohne mich vergehen. Ich muß ihn aufopfern, so sehr ich ihn auch liebe.

Ach, wenn Julie nur erst bleich in meinen Armen läge! wenn nur erst die schreckliche Nachricht ihr Wesen erschüttert hätte! — Ich zittre vor dem entsetzlichen Augenblicke, da wir ihr sagen müssen: er ist für dich verloren. Anne hat das Geschäft übernommen, für das ich zu weich bin. Während daß sie vor Juliens Augen den Vorhang der Zukunft aufrollt, will ich das Haus verlassen, und mich auf den Hügel am See setzen. Ich bitte den Himmel, daß die sanften Töne des Trostes

wieder aus der Tiefe zu mir heraufſchallen mö-
gen; ſie würden mich zum zweiten Male tröſten.

Es iſt geſchehen! Arme, arme Menſchen!
— Hätte Julie ihn weniger geliebt, ſein Herz
würde ihr nicht entgangen ſeyn. Ach, ihre
Liebe war eine unſcheinbare Nachtviole, an
deren duftendem Kelche man undankbar vor-
übergeht: ſie war nur Geduld bei ſeiner Kälte,
nur ſtille Treue, nur verborgne Sehnſucht.
Juliens Herz offenbarte ſich nur durch ſich
ſelbſt, durch Liebe. Sie wußte nichts von al-
len den kleinen Künſten, ſich durch Launen,
durch Gezänk, durch Anmaßungen, intereſſant
zu machen; oder ihre Liebe verſchmähete ſie.
Ihr werdet ja am leichteſten verkannt, ihr ſtil-
len Herzen, ihr geduldigen Seelen, mit der
heimlichen, ſchöneren Gluth der treuen, ver-
ſchwiegenen Sehnſucht! Ach, weil ihr die Erde
für den Tempel der Liebe, der Treue hieltet,
gehet ihr wieder aus ihr weg, ohne daß eine
andre Bruſt ſich an die eurige legte, ohne daß
ein andrer Blick, als höchſtens des Mitlei-
dens, oder wohl gar des Hohns, ſich auf euch

heftete. Nur in Romanen ist eure glänzende Rolle, nicht im Leben; da vergeht ihr, oder der Zufall verschenkt euer Herz an einen Mann, der nicht fühlen, nicht lernen kann, wie viel ihr werth seyd. Ihr wendet eure Blicke von der Erde ab, die euch verkennt, und hofft mit Freude auf den Augenblick, da Staub des Grabes eure treue Brust bedecken wird. Arme Julie, armes Mädchen! Nein, sie kann es nie wagen, ihren Blick nach einem Herzen über unsren kleinen Kreis hinaus zu werfen. Wenn mein Sohn ihr Herz, ihre Liebe nicht sieht, so ist sie verloren; denn die übrige Welt gehört mit zu den Mördern ihrer Mutter. Sie ist nun allein; das weiß sie, und hat ihre Seele geduldig (was haben diese Herzen anders als Geduld!) dem hoffnungslosen Schmerze hingehalten.

Anne hat mit ihr gesprochen. — Beide setzten sich unter die finstern Tannen. Anne war bewegter, als gewöhnlich. Julie betrachtete sie, fiel weinend in ihre Arme, und errieth ihr Unglück schon, ehe noch Annens Lippen sich öffneten. Nicht wahr, sagte sie; ich

bin verloren? „Julie,“ erwiederte Anne: „der Himmel wollte unsre Herzen unaufhörlich an einander binden; darum gab er uns ein gleiches Schicksal, gleichen Schmerz.“

Gleichen? (Sie schüttelte den Kopf.) Ach, wenn er mich nur liebte, und ich lebte da auf dem entferntesten Sterne — sieh, Anne, ich könnte doch meine Blicke freudig durch die Himmel werfen, und fragen: wo ist er? auf welchem Sterne? Das kannst du, Anne; aber ich muß meinen Blick allein auf meinen Schmerz heften. Wir haben nicht gleichen Schmerz, meine Anne; wie wolltest du sonst noch leben?

„Julie, die Liebe ist nicht ewig; sie vergeht! Auch deine Liebe wird vergehen, theure Julie.“

War das dein Trost, Anne, als Borde mit seinen Henkern ging? O, ich bitte dich, sage das nicht wieder! Ich würde noch elender seyn, wenn ich dir glaubte. Laß mir den Trost, daß dort eine Stunde kommen muß, wo er eine Thräne für meinen Schmerz, für meine Treue hat. Aber rede nur, Anne, rede nur. Nicht wahr, er liebt? nicht wahr, er hat es gestern unsrem Vater gesagt? Der Vater war so bewegt!

Eine stille Umarmung war Annens Antwort.

Und wen? fragte Julie, ihr Haupt langsam empor richtend.

„Ein Mädchen in der Nachbarschaft, liebe Julie. Aber sey ruhig. Du sollst sie nie sehen. Er verläßt uns, und du wirst bei uns bleiben."

Nein, Anne! sagte Julie ernst; ich will den Sohn nicht um den Vater bringen. Und, Anne, was kann ich denn noch verlieren, da ich ihn verloren habe! Wäre es nicht Spötterei, boshafte Spötterei mit dem Elende, wenn man den Unschuldigen in Fesseln legte, in ein dunkles Gefängniß würfe, und ihm zum Troste sagte: wir wollen die Mauern deines Gefängnisses mit den Tapeten des Zimmers behängen, worin du glücklich warst? In ein Leichenzimmer gehören schwarze Tapeten, eine finstre Lampe, ein Seufzer, und ein Herz, das nicht mehr schlägt. Laß mich! Für mein Daseyn ist jeder Ort gleich. Was fragt der Todte darnach, ob ihr sein starres Haupt auf ein sammetnes Küssen legt, und ob ihr seinen Sarg mit Blumen schmückt! Nein, ich kann nicht hier bleiben. Mein Trost ist eine andre Welt. Ich werde zufriedner leben, wenn ich nichts mehr sehe von

dem, was ich gesehen habe. Er soll hier bleiben, er; nicht ich!

Anne hoffte, sie zu überreden, wenn der erste Schmerz gelindert wäre. Sie nahm Juliens fallendes Haupt an ihre Brust, und sagte sanft: „ist denn die Freundschaft nichts? kann denn nicht auch mein Herz dich lieben? Soll ich wieder einsam und allein leben? O Julie, so laß meinem Vater den Sohn! Mögen sie Liebe und Glück haben; wir wollen der Freundschaft und dem Schmerze treu seyn. Ich fühle, daß ich mich niemals von dir trennen kann."

Beide umarmten sich, und drückten die verlassenen Herzen fest an einander. Arm in Arm gingen sie noch eine Stunde unter den Tannen auf und ab, bis die Nacht herauf kam. Anne hat mir die Unterredung erzählt, und ich habe tief geseufzt.

Unser Entschluß ist nun gefaßt. Louis heirathet seine Sophie. Er hat auch seiner Schwester von dem Mädchen erzählt, und es gefällt ihr eben so wenig, wie mir. Ach, ich fürchte, daß auch Louis nicht glücklich seyn wird. Wie kann er es seyn, wenn sein Herz an ihrer

Liebe zweifelt? Und wie zweideutig muß das Mädchen nicht seyn, da meines Sohnes einfaches Herz an ihrer Liebe zweifeln kann! Ja, unser Entschluß ist gefaßt. Er mag sie heirathen! Mich soll er aber nicht wieder aus dem engen Kreise meines Lebens wegziehen, auf den er wohl angespielt haben mag, als er zu Annen sagte: seine Geliebte hasse nichts mehr, als Unthätigkeit; sie sey für die Welt, für Arbeit, für Thaten, für Größe geschaffen. Mag sie das seyn: ich bin es nicht; Anne und Julie sind es eben so wenig. Wohl! ihr Krris soll den meinigen nicht berühren. Ich will ihm die Hälfte meines Vermögens geben, und, wenn er mehr verlangt, auch das. Es ist mein Glück, daß ich so wenig brauche. Sehen will ich das Mädchen nicht, so weh es mir auch thut. Louis sah mich scharf an, als ich ihm das sagte. Ich wurde ängstlich. Aber kann ich anders? darf Julie seine Geliebte sehen? Ich umarmte meinen Sohn, und sagte ihm: „sobald sie deine Frau ist, sollst du meine Gründe wissen. Du wirst finden, daß nicht Kälte, sondern Liebe, mich dazu bringt. Es geht etwas vor, das du nicht wissen darfst,

mein Sohn. Anne wird dir eben dasselbe sagen." — Nicht sehen? erwiederte er betreten; ist es dahin gekommen? Er wendete das Gesicht ab. Ich fürchtete, auch sein Herz möchte sich in diesem Augenblicke von mir abwenden, und ergriff ihn schnell. „Höre," sagte ich, „wenn du Muth hast! Julie liebt dich, und vergeht vor Kummer." Er wurde bleich, und zitterte. Liebt mich? Das also ist das schreckliche Geheimniß? O, mein Vater, Gott Lob, daß Sie endlich reden! Ihre und Annens Kälte gegen meine Geliebte hat Gift in meine Brust . . . Ach, jetzt begreife ich. Die Unglückliche liebt mich! — Er bedeckte die Thränen in den Augen mit der Hand. Nein, sagte er leise; Julie darf sie nicht sehen. Zum Glück weiß sie noch nichts. Ach, mein Vater, ich betrachtete mich schon, als von Ihnen verstoßen. Annens Kälte, wenn ich ihr mein Herz öffnen wollte (und wie oft wollte ich das nicht!), die geheimen Vorwürfe, die Sie meiner Liebe schon lange gemacht haben, Ihre bitteren Anspielungen darauf . . .

„Wer? ich? ich hätte dir schon lange Vorwürfe gemacht? Daß du liebst, weiß ich ja erst, seitdem du es mir gesagt hast!"

Er sah mich befremdet an. Ich hatte ihm wirklich zuweilen Vorwürfe gemacht, daß er uns so oft verließe. Das sah ich Juliens wegen nicht gern; er stand aber in dem Irrthume, wir haßten seine Sophie. Als wir uns gegenseitig erklärt hatten, begriff er selbst, daß Julie geschont werden müsse. Auch ging das leicht an, da seine Geliebte, einigen Worten zufolge, die ihm entfielen, vielleicht von uns eben so wenig hoffte, als wir von ihr. Ich und Anne, redeten wir ab, wollten bei der Trauung in unsrer Kapelle Gottes-Hülfe zugegen seyn, und Julie sollte gar nichts wissen. Ach, so gern ich auch die Braut meines Sohnes schon früher sähe, ich muß es mir versagen, bis an den Tag, da ich seine Hand in die ihrige legen werde.

Das ist mein Zustand. Ist es nicht, als ob wir wieder unter der Brücke säßen zwischen der Gränze des Elendes und der Rettung? — — Anne, die mit Louis gesprochen hat, sagt mir eben: seine Braut müsse ein edles Mädchen seyn. Und wenn auch! Werde ich vor Juliens Thränen mich ihres Lächelns freuen können? Konnte ich an dem Sterbebette mei-

ner Gattin mich über die Rettung meiner Töchter freuen?

„Durch das Alles werden sie bessere Menschen." Das ist mir schon zehnmal eingefallen; aber ach, ich habe es nur mit halbem Herzen gesagt. Oder heißt das besser werden, wenn der Mensch seinen Blick von dem Leben abwendet, weil es ihm nichts ist, als eine brennende Sandwüste? Heißt das besser werden, wenn er den Sammiel-Wind des Unglücks stehend erwartet, weil er den Muth nicht mehr hat, niederzufallen und den Tod noch einmal über sich weg gehen zu lassen? Nein, ich hadre nicht mit der Vorsehung; sie gab uns das Grab mit dem Schmerze, und — O, ich möchte Julien gleich jetzt darum fragen, ob sie wohl Lust hätte, mit den Menschen zu tauschen, die durch das Leben gehen, wie über einen Jahrmarkt, mit der Hand auf der Tasche; die in jedem, der neben sie tritt, einen Betrieger fürchten; die das Leben verlassen, ohne daß ihr Herz durch etwas Andres in Bewegung gekommen ist, als durch das Blut, das ihre Adern füllte; die im Tode nichts zu beweinen haben als das Leben, das sie verlieren; die kein Herz

zurücklassen, auf keines hoffen, das sie wiederfinden werden. Ist der Schmerz, würde ich Julien sagen, nicht der bessere Stempel deiner höheren Natur? ist nicht jede Thräne, welche in diesem Leben durch nichts abgetrocknet werden kann, der fruchtbare Regen, der die Keime der Hoffnungen für eine bessere Welt entwickelt und reif macht? Wolltest du ihn lieber hassen, unglückliches Mädchen, weil Haß nicht so schmerzt, wie eine hoffnungslose Liebe? Das möchte ich ihr sagen, wenn nicht ihr bleiches Gesicht, ihre Seufzer mir den Muth zu Allem, außer zu Thränen, nähmen. Ich fühle, daß ich den Himmel anklagen würde, wenn ich ihn gegen ihre Trauer in Schutz nehmen wollte. Mein Herz war zur Freude geschaffen; warum, ach! warum gab das Geschick mir solches Leiden, oder warum machte es mein Herz nicht stärker!

So ist es! O, lieber Leser, spotte nicht über den Schmerz eines zu weichen Herzens. Bist du stärker, so danke dem Himmel dafür!

Guter, heiliger Gott! was ist der Mensch! Lieber Leser, was ist der Mensch! was sein Geschick! Noch immer werfe ich die Feder wieder hin, und will hinaus ins Freie. Ich vergesse jeden Augenblick, daß ich dir noch etwas sagen muß; daß ich dir schon etwas gesagt habe. Es wird langsam gehen; aber ich will meine Begebenheiten vollenden, so schwer es mir auch jetzt ist, zu schweigen und zu reden. Wo fang' ich an? frag' ich mich ungeduldig; wo höre ich auf? — Am liebsten sagte ich dem Leser in zwei Worten mein weiteres Schicksal, und dann ein kurzes Lebewohl. Aber ich will mir Zeit nehmen.

Etwa einen Monath nachher, als wir hier angekommen waren, wollte mein Louis nach einem anderthalb Meilen von uns entlegenen Dorfe gehen, um einem Volksfeste beizuwohnen, das einige Gemeinen zum Andenken ihrer erworbenen Freiheit feierten, und von dessen sonderbaren Gebräuchen man bei uns viel gesprochen hatte. Auf dem Wege dahin lag

seitwärts eine einzelne Hütte, vor der ein Bauermädchen stand. Louis sah, daß sie mehrere von den vielen Vorübergehenden anredete. Sie schien etwas zu bitten; es wurde ihr aber von den Eilenden abgeschlagen. Louis ging schon, ehe er an das Haus kam, vom Wege ab, auf sie zu, um ihr die Bitte, die ihr jetzt immer schwerer fallen mußte, zu erleichtern. Sie kam ihm einige Schritte entgegen, und sagte: „habt Ihr wohl eine halbe Stunde Zeit für einen Unglücklichen?" Der Ton ihrer Sprache, ihre Stellung, ihre Schönheit, ihr Anzug — sie trug zwar die Kleidung einer Bäuerin, aber in einer sehr reitzenden Form — kurz, der Anblick des Mädchens machte meinen Louis bestürzt. „Für einen Unglücklichen," antwortete er, „habe ich mein ganzes Leben Zeit." Sie ging nun neben ihm her zu der Hütte, und sagte dabei: mein sterbender Vater möchte gern noch einmal in die Sonne. Ich bitte Euch, helft mir ihn herausschaffen.

Louis trat hinter ihr in das Haus und in das Zimmer. Ein Greis, der auf einem reinlichen Bette lag, streckte ihr die Arme entgegen, und sagte: „ist endlich jemand menschlich

genug, einem Unglücklichen noch einmal den Anblick der Sonne zu geben?" Sie faßte lächelnd seine Hand, richtete ihn sanft auf, und trug einen weichen Stuhl vor die Thür in den Schatten eines Kastanienbaumes. Louis hob den Alten aus dem Bette, umfaßte ihn mit einem Küssen, trug ihn so hinaus, und setzte ihn in den Armstuhl vor der Hausthüre. Nun sagte das Mädchen mit einer kleinen Verbeugung: „ich danke Euch, mein Freund. Der Himmel wird ja wieder einen Menschen vorüberführen, wenn mein Vater hinein will!" Louis ging, blickte aber zurück, und sah das Mädchen mit ihrem Vater beschäftigt. Er kehrte sogleich um, und erfuhr nun, daß sie dem Greise nur eine bequemere Stellung gegeben hatte. Ich dachte, sagte Louis, Ihr hättet meine Hülfe nöthig. Und wenn Euer Vater nun gern wieder hinein wollte? Die Luft ist heute rauh. Mein Geschäft hat keine Eil. Ich kann ja hier eine Stunde ruhen, auch zwei Stunden, wenn es seyn muß. Er setzte sich neben dem Alten unter den Kastanienbaum; das Mädchen saß auf der andern Seite, und strickte.

Ich habe, fing der Greis an, schon seit

zwei Stunden auf diesen Augenblick gehofft. Und wahrhaftig, setzte er lächelnd hinzu, Euch kann die Hoffnung Jahre warten lassen, mich nur Minuten. Es ist unbarmherzig. Wie Viele hast du nicht um diesen Dienst gebeten, mein Kind! Der Mensch ist hart, von Natur hart.

„Ich glaube, er ist mehr unglücklich, als hart," erwiderte das Mädchen. „Hätten die Menschen nie einen Unglücklichen gesehen, und nun zeigte sich endlich einer: sie würden sich darnach drängen, ihm wohlzuthun. Jeder hat seine Last selbst; warum soll ich, denkt er, noch fremde tragen helfen? Gewiß, der Mensch ist nicht hart, sondern unglücklich. Und hier war ich wohl selbst schuld: ich bat um eine halbe Stunde, und die Menschen eilten zu dem Feste." Das sagte sie in einem feinen Tone, der ihren Worten doppelten Reitz gab, und hatte dabei die Augen auf ihre Arbeit geheftet. Nur von Zeit zu Zeit sah sie ihren Vater an, ob er etwas bedürfte. Louis konnte nicht aufhören, sie zu betrachten.

Es ist seltsam, fing der Alte wieder an: man hat doch nie zu lange gelebt! Noch immer wünscht man etwas, wäre es auch nur

eine Kleinigkeit, z. B. noch einmal in der schönen Natur zu seyn. Aber Einen Wunsch muß der Tod doch endlich abreißen; der Mensch wird nicht fertig mit Wünschen.

„Wie mit Hoffen, mein guter Vater. Beides macht das Glück des Lebens aus.“

Wie wenige Wünsche werden erfüllt! sagte der Greis.

„Was thut es! Man fällt, wie ein Kind, das lange Weile hat, von dem Einen auf das Andre. Diese Hoffnung versinkt, jene steigt wieder empor: wie die Sonne auf- und untergeht. Wer noch klagt, wer noch sagen kann: das habe ich gewünscht, das wünsche ich jetzt; der ist nicht unglücklich: aber wer dem Geschick und den Menschen eine ruhige Miene, ein Auge ohne Thränen entgegen bringt, weil er aufgehört hat, zu wünschen; wer seine Wunde verhehlt, Allen, welche sie ahnen, zulächelt, und sagt: es ist nichts! — der ist unglücklich.“

Man sollte es nie so weit kommen lassen, meine Sophie. Die Menschen können uns stoßen; aber die Menschheit verstoßt uns nicht. Das ist dein Fall wenigstens nicht?

Sie lächelte. „Gott Lob, mein Vater, nein! Aber man kann den Glauben an die Menschheit festhalten, wenn man auch nicht länger auf Hülfe hofft. Es ist dann der Fall, den sie eben erwähnten: man hat zu lange gelebt."

Ich glaube, sagte Louis sehr bescheiden und artig, daß dieser Fall nie eintritt.

„Warum nicht?" sagte sie, von ihrer Arbeit aufsehend, und zeigte über den Jura hin. „Wer nun das blutige Haupt seines Vaters, oder seines Geliebten, oder seiner Schwester, hat fallen sehen? Ich glaube, der muß fühlen, daß er zu lange gelebt hat."

In dem Augenblicke, ja! erwiederte Louis. Aber der Schmerz wird milder werden, zuletzt vergehen, und endlich vergessen seyn.

„Wer möchte in dem Augenblicke des Verlustes nur daran denken, daß man vergessen kann! Ach, wenn ein Schmerz gerecht ist, so müssen wir erröthen, daß er nicht ewig währt."

Aber uns auch Glück wünschen, mein Kind, daß er es nicht ist.

„Und das kaum!" sagte sie schnell. „Der Vergeßliche fühlt jeden kleinen Dorn des Schick-

sals, die Stacheln an den Rosen, die ihm das Schicksal giebt. Er ist immer unglücklich, weil er vergißt, daß der Mensch nicht glücklich seyn soll. Ein langer Schmerz legt um den Menschen eine Rinde, die ihn gefühllos gegen die kleinen Schläge des Geschickes macht. Er geht muthiger fort; das Tragen wird ihm leicht, weil er so lange getragen hat."

Dann wäre der Gefühllose der Glücklichste, sagte Louis: und das wollen Sie doch nicht behaupten?

„Nein; das folgt auch nicht. Aber ist die Tochter, oder der Sohn gefühllos, der am Sarge des Vaters lächelnd da steht, der den stillen Blick, über den Sarg, über den Tod, über die Zeit weg in die Ewigkeit richtet, dessen Leben in der Brust von dem Schmerze aufgenagt wird? Ist er gefühllos, wenn die Flamme sein Haus zerstört, und er ruhig bleibt, weil seine Seele ewig über dem Grabe seines Vaters schwebt?"

Der Alte schien das Gespräch nicht gern fortzusetzen. Er fragte meinen Sohn, wer er wäre. Mein Sohn sagte: er heiße Simon, sey ein ausgewanderter Pächter, u. s. f., wie

wir es verabredet hatten. So lange von der Gegend, von den Bewohnern der Dörfer, und dergleichen die Rede war, schwieg das Mädchen; so bald aber das Gespräch den Menschen selbst betraf, mischte sie sich hinein, und zwar mit Anmerkungen, die nur aus einem zerdrückten Herzen kommen konnten, die sie indeß wieder mit einer so ruhigen Stimme und Miene sagte, als ob sie auswendig gelernt wären. Nach einer Stunde wollte der Alte wieder in seine Hütte. Louis trug ihn hinein, und legte ihn zu Bette.

Der Alte sagte lächelnd: ich bin müde, und meine Tochter hat mich verwöhnt; nur bei ihrem Gesange kann ich einschlafen. Das Mädchen sang einige sanfte, beruhigende Melodieen, bis er eingeschlummert war. Dann winkte sie meinem Sohne, und Beide gingen hinaus. Louis sagte, von der schönen Stimme bezaubert: wie beneidenswerth ist der Tod Ihres Vaters! er stirbt unter den Tönen des Himmels. „Er schläft so ein,“ erwiederte sie, „unter meinem Gesange. Zum Sterben wird er weniger gebrauchen, und ich danke dem Himmel dafür. Ich glaube nicht, daß ich in die-

ser Stunde würde singen können, ob er es gleich von mir verlangt hat."

Sie sprachen noch ein wenig; dann nahm mein Sohn Abschied. Darf ich, fragte er zuletzt, auf meinem Rückwege mich erkundigen, ob Ihr Vater meine Hülfe wieder nöthig hat? Sie verbeugte sich dankbar, und er ging. Das schöne Bild des Mädchens, und ihr lieblicher Gesang begleiteten ihn. Er kehrte, ehe das Fest noch anhob, zurück, und sah schon von weitem das Mädchen vor der Thüre stehen. Sie kam ihm mit einer sanften Blässe in dem ruhigen Gesichte entgegen. „Mein Vater," sagte sie; „hat ihre Hülfe nicht nöthig; aber ich!" Sie führte ihn in das Haus. Louis erschrak heftig, als er den Greis todt auf dem Bette liegen sah. Er faßte des Mädchens Hand, um sie zu trösten. Bedurfte sie des Trostes nicht? Er merkte weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als die Blässe ihrer Wangen, und eine weichere Stimme. Sie bat ihn, im nächsten Dorfe einen Sarg und das Begräbniß zu besorgen, weil sie ein junges Mädchen, das die Haushaltungsgeschäfte versähe, nicht wegschicken könnte. Er eilte

mit diesem Geschäft, um am Abend wieder bei ihr zu seyn, damit sie die Nacht über nicht allein bei der Leiche wäre. Sie saß, als er zurückkam, an dem Bette, auf dem der Leichnam lag. Louis erklärte ihr, daß er die Nacht, und morgen, da ihr Vater begraben werden sollte, bei ihr bleiben würde; aber sie bat ihn, sie zu verlassen, und lieber zum Begräbnisse wieder zu kommen.

Er fing an über den Todten, und über ihr Geschick zu sprechen. Sie blieb ruhig; nur von Zeit zu Zeit hob ein Seufzer ihre schöne Brust. Als er nach ihren Aussichten fragte, lächelte sie. „Ich kann arbeiten, viel arbeiten, und bedarf sehr wenig; auch hinterläßt mein Vater mich nicht ganz arm." — Er fragte nach ihrem Nahmen. Denn, setzte er hinzu, in diesem Stande sind Sie nicht geboren. — „Auch nicht in einem viel höhern. Mein Vater hieß Pons, und besaß ein kleines Gütchen in Poitou, das uns aber kaum von den gröbsten Landarbeiten frei machte. In der Jugend war er glücklicher gewesen. Er gab mir in den Stunden der Muße seine Bildung. Wir wanderten aus, weil uns die Blutmenschen

beunruhigten. Mein Vater wollte mich gesichert wissen; er rettete wenigstens einen kleinen Theil seines Vermögens. Das sind meine Schicksale, Herr Simon. Jetzt ist es mein Wunsch, so verborgen als möglich zu leben. Sie sind hier mein erster Bekannter. Ich hoffe, von nun an nie wieder die Hülfe eines Menschen zu brauchen."

Das heißt: Sie haben auch meine Bekanntschaft ungern gemacht?

„Das wäre undankbar, Herr Simon. Kann Ihnen die Freundschaft meines Herzens, das nur noch den Wunsch des Todes fühlt, etwas gelten, so seyn Sie mein Freund. Aber dann müssen Sie mich in meiner Verborgenheit lassen. Ich würde auch diese einzige und letzte Freundschaft aufgeben, wenn Sie meinen Nahmen irgend jemanden nennten." —

Louis gab ihr die Versicherung, gänzlich von ihr zu schweigen. Er betrachtete sie mit großer Neugierde, da er nicht begriff, wie das Mädchen mit solcher Ruhe neben der Leiche ihres Vaters sitzen konnte. Und wenn ihr Vater nur auf einen Monath von ihr gereist wäre, dachte er, so sollte sie gerührter seyn. —

Ich bewundere, sagte er ein wenig mißtrauisch, die Stärke, mit der Sie Ihren Verlust ertragen. Sie lächelte schmerzhaft, und schwieg.

Am folgenden Morgen, als Louis wieder zu der Hütte kam, sah er durch ein Fensterchen in der Thür in das Zimmer. Das Mädchen lag vor dem todten Greise auf den Knieen, und benetzte seine Hand mit heißen Thränen. So wie sie aber etwas hörte, trocknete sie das Auge, nahm ihre Arbeit, und setzte sich neben das Bett. Louis trat gleich nachher in das Zimmer; aber schon war jede Spur von Schmerz aus ihrem Gesichte verschwunden, und sie empfing ihn ruhig. Als der Sarg gebracht wurde, half sie ihren Vater mit hinein legen. Louis beobachtete sie verstohlen, aber genau. Auch jetzt sah er weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als daß sie beim Zunageln des Sarges sehr blaß wurde, und einige Male mit den Händen zuckte.

Er fürchtete bei ihr einen verschlossenen Schmerz, der nicht hervorbrechen könnte, und wollte den Versuch machen, ihn in Thränen aufzulösen. Um ihr Herz zu erweichen, setzte er sich zu ihr hin, und sprach mit ihr

über den Verlust, den sie erlitten hatte. „Klagen," sagte sie, „heißt schon anfangen zu vergessen. Ich hatte Thränen, mein Herr, als ich noch Freuden hatte. Jetzt habe ich nur Einen Schmerz, und jeder neue Verlust kann ihn nicht viel vergrößern. Warum sollte ich über etwas weinen, das ich mir täglich von dem Himmel erflehe?"

Sie sprach mit einer gewaltsamen Anstrengung, bleich und zitternd. Glauben Sie mir, liebe Unglückliche, sagte Louis, von dem geduldigen Schmerze überwältigt: glauben Sie mir, Sie werden einst wieder glücklich seyn. (Sie schüttelte sanft den Kopf.) Nur müssen Sie den Trost nicht von sich stoßen! — „Das thue ich nicht, Herr Simon, gewiß nicht. Aber welchen Trost? Hat der Mensch, der auf den Trümmern einer vergehenden Welt steht, und um sich her nichts als Gräber sieht, einen andren Trost, als Ergebung? Und mein Herz hat sich ergeben."

So stehen Sie nicht, gute Seele, so stehen Sie nicht. Sie mögen sehr viel verloren haben; — „Alles!" seufzte sie dazwischen, ohne ihn zu unterbrechen — aber so fangen Sie

nun eine neue Laufbahn der Freude an. — „Ich bin gänzlich verlassen!" sagte sie, gegen den Sarg gewendet. — Und hast du denn nicht mich? rief Louis, umfaßte sie, und drehete sie von dem Sarge zu sich um. Bin ich denn nicht bereit, Alles mit dir zu theilen? Alles, mein Leben, meine ganze Seele! Er zog sie an seine Brust. Sie legte ihr Gesicht auf seine Schulter, und nun drangen Thränen aus ihren schönen Augen. Aber nur eine halbe Minute erhob sich die niedergedrückte Seele an der Brust eines Andren und in ihren eigenen Thränen; dann sank sie wieder. Das Mädchen stand auf, und verließ sogleich das Zimmer.

Nach einigen Minuten kam sie wieder herein, und sprach, bis man den Sarg wegtrug, mit großer Gelassenheit von den Veränderungen, welche der Tod ihres Vaters in ihrer häuslichen Einrichtung nöthig machen würde. Dann folgte sie an Louis Seite dem Sarge bis in das nächste Dorf, und sah ihn versenken, ohne daß sie eine merkliche Bewegung machte. Nachher kehrte sie mit Louis zu ihrer Hütte zurück, und ging in stillem Nachdenken

neben ihm her. Er hing mit seinen Blicken an dem lieblichen Gesichte, an der edlen Gestalt. Auf diesem stillen Gange ohne Worte, fühlte er zum ersten Male Liebe für die von Allem, selbst von ihren eigenen Thränen, Verlassene. Das menschliche Herz wird ja immer dann am weichsten, wenn es einen Unglücklichen vor sich hat, der stumm und geduldig seinen Schmerz verbirgt, und keine Thräne weint, es zu rühren. Seine Hoffnungslosigkeit erregt unsren Stolz, ihm zu helfen. Er weist unser Herz ab, und es umfaßt ihn dann nur noch inniger.

Als sie vor der Hütte angekommen waren, ergriff Louis des Mädchens Hand, und sagte: kann denn nichts, nichts dein Herz erweichen, du Unglückliche? nicht die Liebe, die in meiner Brust dich umfaßt? Liebten sie allein dich, die du verlorst? Siehst du diese Thränen um deinen Gram nicht? Er weinte sanft. Sie blikte auf, und sah seine Thränen. Da floß ihr Auge über. Sie drückte ihn an ihre Brust, und sagte leise: „vergeben Sie mir. Ich bin nicht undankbar gegen Ihr Mitleiden; ach, nur zu unglücklich, um getröstet zu werden. Ich habe Alles, Alles verloren!"

Was ist das Alles, das du verloren hast? Herzen, die dich liebten? Hier findest du eins wieder, das dich noch unaussprechlicher lieben wird. Er drückte sie bei diesen Worten mit sanfter, inniger Gewalt an seine Brust. Sie sah ihn in der Umarmung schüchtern an. Ihr Blick leuchtete von Dankbarkeit; aber das Wort „Liebe" in dem Munde eines Jünglings machte sie furchtsam. Sie wand sich aus seinen Armen, reichte ihm die Hand, und sagte leise, mit niedergeschlagenen Augen: „ich nehme Ihre Freundschaft an, Herr Simon." Das Mitleiden hatte Louis Herz gänzlich geöffnet. Freundschaft? sagte er, Liebes trauerndes Mädchen, stoß dieses Herz nicht so kalt zurück! Ich biete, ich gebe dir unaussprechliche Liebe, eine stille, feste Treue, mein ganzes Ich. Du sollst mein seyn. Um deinen Schmerz von dir zu nehmen, dich zu lieben, dich zu trösten, will ich dein seyn.

Jetzt sah sie ihn auf einmal mit offnen, hellen Augen an. Ihr ganzes Gesicht hatte etwas feierlich Erhabnes. „Ich stoße Ihr Herz nicht weg," sagte sie entschlossen. „O, wenn Sie den Muth hätten, mich zu lieben, wie dieses zerschlagene Herz es allein wünschen darf!

Können Sie das Mädchen vergessen, und den Menschen in mir lieben?" Sie sah ihn prüfend an. Louis, begeistert von der jugendlich erhabnen Idee, reichte ihr stolz die Hand. Das kann ich, sagte er, und will es, meine geliebteste Schwester. Lege dein Herz ruhig an diese Brust; sie wird nie anders schlagen, als von Freundschaft, von Theilnahme, und reiner, himmlischer Liebe. Er dachte in diesem Augenblicke, sie hätte ihren Geliebten verloren; das wäre die Ursache ihres Leidens.

Sie drückte seine Hand an ihre Brust, und lispelte: „mein Bruder! mein Freund!" Louis fühlte sich so heiter, wie noch nie in seinem ganzen Leben. Er hielt diese Heiterkeit für die Folge seiner Tugend; aber es war die entstehende Liebe. So heiter trat er zu dem Mädchen, um Abschied zu nehmen. Sie faßte seine Hand, und sagte: „Sie versprachen mir, mein Freund zu seyn. Ich bitte Sie, meine Verborgenheit zu schützen und meine unglücklichen Geheimnisse zu ehren." Louis legte lächelnd seinen Mund auf ihre Hand. Sey ruhig, liebes Mädchen. Ich bin dein Freund, und habe keine andren Wünsche, als die deinigen. Leb wohl. Ich sehe dich wieder.

Louis kam endlich wieder nach Hause. Wir glaubten Alle, er wäre auf dem Volksfeste gewesen, und er ließ uns bei dieser Meinung. Schon nach einigen Tagen besuchte er seine unglückliche Freundin wieder, und sie schien sich darüber zu freuen. Er ging mit ihr spazieren, und setzte sich dann zu ihr unter den Baum vor dem Hause. Nun entfaltete sie seinen Blikken einen so erhabnen Geist, ein so reines, edles Gefühl, daß er sie immer mehr bewunderte. Alles, was sie that, was sie sprach, was sie dachte, war in die Farbe eines stillen, heiligen Ernstes getaucht. Hätte man sie reden gehört, ohne sie zu sehen — man würde sie für eine Sterbende gehalten haben, die ihren Blick schon auf die Ewigkeit hefte, und ihre helleren Ahnungen erzähle. Sah man sie, diese lieblich erhabne Gestalt, mit dem blassen, stillen Gesichte, und hörte sie, so mußte man sie für eine Unsterbliche halten, die von der Ewigkeit mit menschlicher Stimme rede. Sie wurde sogar heiter; aber ihre Heiterkeit war eine Ruhe, eine Stille der Seele, welche die Erde nicht geben kann, und machte sie heiliger, nicht menschlicher.

Louis war an der Seite dieser Unsterblichen unbeschreiblich glücklich. Seine Gedanken verwirrten sich oft unter ihren Gesprächen; er glaubte, mit ihr, der Erde entrückt, schon in einer besseren Welt zu leben, wo eine heilige Liebe ohne Begierde das Glück der Menschen ausmachen wird. Selbst der Nahme Schwester war ihm für seine Freundin noch zu menschlich, weil er an sie nur, wie an eine Unsterbliche, dachte. Alle seine Gefühle wurden in ihrer Gegenwart geläutert, und keine Begierde regte sich in seiner Brust. Sie theilte ihm ihre Ruhe mit; und diese Ruhe gab ihm die Seligkeit des Himmels. Ihre Liebe stieg, so oft sie einander sahen. Louis brachte seine Flöte mit. Beide setzten sich auf die Spitze eines Berges, und sprachen, sangen, spielten, bis der Abend herankam. Dann führte Louis seine erhabne Freundin vor ihre Hütte, sagte ihr nur ein Lebewohl, eilte durch die Thäler zurück, und kam erst in der Nacht wieder zu unsrer Wohnung.

In seiner stillen, hellen Seele regte sich weiter kein unruhiges Bild, als der Gedanke an den Tod des holden Mädchens. Ihre Gespräche vom Sterben, von der Ewigkeit, ihr

reiner Sinn, ihre Geduld, ihre Gleichgültigkeit gegen das Leben schienen ihm Vorboten des Todes, den sie in sich arbeiten fühlte, und sie selbst schien ihm eine Gestalt, die nur noch halb auf der Erde wäre. Schon jetzt strahlte ihm der Glanz der Verklärung in ihrem Auge, und der Widerschein der Ewigkeit auf ihren Wangen. Sie wurde mit jedem Tage ruhiger, geduldiger, ergebner. Was konnte das anders seyn, als das Gefühl des herannahenden Todes! Jedes Mal, wenn er sich ihrer Hütte näherte, und sie nicht sogleich sah, zitterte er, daß er sie todt finden würde.

Er selbst weckte das Gefühl des zurückkehrenden Lebens, das in ihrem Auge strahlte, das ihre Wange färbte. Die schwarzen Bilder des Unglücks in ihrer Seele erhellten sich durch die Zufriedenheit, die sie in Louis Umgang empfand. Was ihn quälte, hätte ihn sollen glücklicher machen. Er saß oft, wenn sie so ruhig über das Grab, über die Schicksale der Menschen philosophirte, mit heimlichen Thränen an ihrer Seite. O, rief er einmal, und legte sein Gesicht an ihre Wange: giebt es denn keinen Trost für dich? Willst du denn sterben? Sie

erröthete. Er schwieg, weil er das für Unwillen hielt, was nur Verwirrung war. Sie hörte auf vom Grabe zu reden, und versank in Gedanken.

Es wurde ihm mit jedem Tage gewisser, daß ihr Geliebter gestorben seyn mußte. Tausendmal dachte er: wenn sie stürbe, würde ich dann nicht auch sterben wollen? Und sie hat ihren Geliebten wohl noch inniger geliebt, als ich sie! Diese Vorstellung von ihrer ehemaligen Liebe ließ ihn immer unbekannt mit seinen eignen Empfindungen. Wie hätte er es wagen können, an Liebe zu denken, bei diesem Herzen, das in einer unglücklichen Liebe verging? Er schwieg, und zitterte vor dem Augenblicke, da sie einmal sagen würde: ich habe geliebt, ich liebe noch, und sterbe durch diese Liebe. Wenn er ihre Schicksale nur von weitem berührte, so schauderte sie, und legte ihm die Hand auf den Mund. Als er einmal den Muth faßte zu sagen: erzähle mir deine Begebenheiten; antwortete sie ihm: die Erzählung würde mein Herz zerbrechen. Nun fragte er nicht wieder. Aber um einen Geliebten trauerte sie, das wußte er, ob sie es gleich nie gesagt hatte.

Mitten unter den erhabnen Gefühlen der Ewigkeit, mitten unter den Schauern des Todes, hob sich in Beider Herzen die Liebe mächtig, obgleich unbemerkt, empor. Sie kleidete sich in die Farbe der Trauer, in das Licht des Himmels, in das Gewand einer Unsterblichen; allein es war dennoch die Liebe. Louis fand seine Freundin, so oft er zu ihr gehen wollte, auf dem halben Wege unter einem Gebüsche, wo sie ihn schon lange erwartet hatte. Sie gingen nun Hand in Hand zu ihrer Hütte, saßen nicht mehr vor der Thür, sondern in dem dunklen Zimmer, stiegen nicht mehr auf den sichtbaren Gipfel eines Hügels, sondern gingen in ein stilles, abgelegenes Gebüsch. Da saßen sie stumm, ihre Hände in einander geschlagen, und seufzten. Sie schwiegen, und dennoch verlangten sie nicht nach Hause. Louis setzte sich noch spät, wenn er eben gehen wollte, mit dem Mädchen unter den Baum vor der Hütte, und oft trennte sie erst der aufblickende Morgen. Sonst hatte Louis das Mädchen so ruhig an seine Brust gedrückt; jetzt schlang er nur zitternd die Arme um sie. Seine Brust pochte heiß ihrem Herzen entgegen; und sie — sie wand sich in

zärtlicher Verwirrung aus seinen Armen. Er fühlte sehr bald, daß ihm das Mädchen mehr seyn mußte, als seine Freundin; aber er wagte es nicht zu reden: denn er hatte ihr ja versprochen, nie das Mädchen in ihr zu lieben. Beide schwiegen lange. Louis fand einmal um das andere in Sophiens Blicken Hoffnung und Verzweiflung. Er sah wohl, daß ihr Herz kämpfte; ob mit der Liebe? das wagte er noch nicht zu denken.

Oft vergoß er Thränen in ihren Armen. Dann blickte sie ihn forschend an, seufzte, wendete sich ab, und schwieg. Dieser süße Wechsel der Empfindungen in ihrer Seele hatte schon lange gedauert. Louis fing an zu fürchten, sie könne ihn nicht lieben. In einem Anfalle von jugendlicher Hitze wollte er seine Liebe unterdrücken, wenigstens sie ihr verbergen. Er zwang sich, so ruhig zu seyn, wie ehedem, ging mit ihr nicht mehr in das dunkle Gebüsch, und stieg wieder mit ihr den hellen, luftigen, freien Hügel hinan. Auch seine Geliebte hatte jetzt, wie es schien, seine freiere Empfindung, und war, gleich ihm, heiterer als je. Sie sprachen von der Freundschaft. Er faßte ihre Hand, und sagte,

seines edlen Sieges gewiß: so, wie wir, meine Freundin, lieben sich die reinsten Geister der besseren Welt. Sie blickte nach ihm hin, und ein himmlisches Lächeln verklärte ihr Gesicht. Ihr Busen fing an zu pochen, ihr Auge brannte in der stillen Gluth der Zärtlichkeit. Auf einmal warf sie sich weinend an seine Brust, und sagte leise und unbeschreiblich zärtlich: „so lieben sich zwei glückliche Menschen!" Als sie das gesagt hatte, verbarg sie das Gesicht mit holder Schamröthe an seine Brust. Wie? rief er entzückt, und schlug seine Arme um sie, und zog sie fest an sein Herz: ist es wahr? liebst du mich? noch hier? Holdes, edles Mädchen! Ach, ich liebe dich unaussprechlich. Bist du glücklich? — Sie hob die thränenvollen Augen mit dem erröthenden Gesichte zu ihm auf, und umfaßte ihn inniger. — Da drückte er den ersten Kuß auf ihre Lippen, und sie lispelte in dem Kusse: „ich bin glücklich, mein Geliebter." Nun saßen sie da in fester, inniger Umarmung, und es rollte doppeltes Leben in ihren Adern, durch ihre Brust.

Warum ist der erste Händedruck, die erste

Versicherung der Liebe, der erste Kuß auf ewige Treue, der schönste Moment des menschlichen Lebens? Wollust macht ihn nicht dazu, obgleich kalte, herzlose Grübler, oder ausgemergelte Spötter, das so gern behaupten möchten. Zwei Menschen schwören sich ewige Freundschaft, schlagen die Hände in einander, und legen Herz an Herz, Lippe auf Lippe; aber der Feuerstrom der Seligkeit, die hohe entzückensvolle Rührung, die das ganze Wesen in Ruhe, in Zärtlichkeit auflös't, durchbebt sie nicht, wie bei dem ersten Kusse der Liebe. Sinnliche Begierde? Ahnung der Wollust? Wer möchte so thöricht seyn, das zu behaupten! Was sucht der Jüngling? Was giebt das Mädchen? Liebe um Liebe. Wie würde der Jüngling zürnen, wie das Mädchen erröthen, wenn man ihnen sagte, ihre Liebe sey nur Wollust! Jedes Herz würde gern dem Genusse entsagen, wenn er der Preis der Liebe seyn sollte. An dieses wundervolle Gefühl knüpfte die Vorsehung die Fortdauer des menschlichen Geschlechtes, an diesen reinen Strahl einer besseren Welt die Erhaltung des Lebens. Tausend Menschen befriedigen ihre Wollust, den Geschlechtstrieb, ohne Liebe gefühlt zu

haben.

haben. Wollust kann also ohne Liebe gedacht werden: warum nicht auch Liebe ohne Wollust? Was ist das Entzücken des Paares, das da, in inniger Umarmung, in Küssen, die Seelen wechselt? Die Gewißheit, daß Beide sich lieben, daß sie für einander das Leben aufopfern würden, daß einer ohne das Glück des andern kein Glück empfinden kann: diese Gewißheit hebt ihre Herzen, erweitert ihre Seelen, um den mächtigen Strom der himmlischen Seligkeit aufnehmen zu können; sie allein füllt ihre Herzen mit dem ruhigen und allmächtigen, mit dem unbeschreiblichen Entzücken, für das die Erde und die Zeit zu eng sind, dem nur das Weltall und die Ewigkeit genügen. Warum verlästert ihr den einzigen Trieb, der allein für den Himmel, für die Ewigkeit, Größe und Heiligkeit genug in sich fühlt, und dem der Himmel die Schöpfung des Lebens anvertraute? Die innigste, die uneigennützigste, großmüthigste Liebe sollte dem Menschen das Daseyn geben, wie die ewige Liebe es dem ersten Menschen gab. Ihr spottet dieser Liebe, weil auch die Wollust Leben geben kann? Wenn ihr nicht wüßtet, was Wollust ist; wenn unter den Men-

schen nie ein Wollüstiger eine Unschuld zerstört, eine Ehe entheiligt, ein reines treues Herz gebrochen hätte; würde euch dann nicht die Liebe, die Treue, die keusche Ehe eines Paares das Heiligste auf der Erde dünken? würde euch dann nicht dieses Verlangen nach Liebe, nach Treue, das einzige Göttliche scheinen, das dem Menschen aus Eden geblieben wäre? Und sollen denn die Laster, die uns unglücklich machen, auch noch das Gute, das uns beglückt, verspotten? Nein, wer geliebt hat, fühlte auch, daß der Mensch nicht allein aus Staube geschaffen ist; er schmeckte die Seligkeit der besseren Welt.

Das fühlten Louis und seine Geliebte; Beide waren durch ihre Herzen über dieses Leben erhaben. Sie standen auf, sie umarmten einander aufs neue, sie sagten: „mein! dein!" und in dem Augenblicke hatten die beiden Worte: „mein, dein," welche so oft die Erde verwüsten, für sie aufgehört. Hand in Hand geschlagen, Brust an Brust gedrückt, Auge auf Auge geheftet, und Seele in Seele zerflossen, gingen sie um Mitternacht zurück. „Meine Sophie!" sagte er; „mein Simon!" sie, als sie sich trennten.

Auf dem Rückwege zu uns überlegte Louis, ob er sich mir entdecken sollte. Er hatte Annen Winke von seiner Liebe gegeben, und sie war kalt geblieben. Von mir selbst wußte er bestimmt, daß ich es für ein Unglück halten würde, wenn er ein andres Mädchen wählte, als das ich kennte und liebte. Er fürchtete Widersetzlichkeit von meiner Seite, und beschloß, für jetzt noch zu schweigen. Was konnte er Sophien sagen? Daß sein Vater und seine Schwester sie mit Unwillen unter sich aufnehmen würden? Er hoffte auf bessere Zeiten, und so schwieg er auch gegen Sophien von seinen äußeren Umständen. Sie wußte, daß er eines Pächters Sohn war, und verlangte nichts weiter zu wissen.

Eines Tages ging Louis zu Sophien, und sie war ihm heute nicht entgegen gekommen. Er eilte, öffnete die Thür des Zimmers, und sah neben ihr einen jungen Mann sitzen, in dessen Gesicht eine stille, tiefe Trauer lag. Sophie sprang auf, eilte in Louis Arme, und rief: „hier ist der treueste Freund meines ehemaligen Unglücks!" Dann ging sie wieder zu dem Fremden, und drückte ihn an ihre Brust.

Sie war ganz Liebe, ganz Zärtlichkeit für den Fremden, und erzählte Louis mit immer stärkeren Ausbrüchen der Freude, daß sie ihren Freund für todt gehalten hätte. Louis fiel auf den Gedanken, daß es ihr ehemaliger Geliebter seyn könnte, und erstarrte.

Der Fremde selbst hing mit unbeschreiblicher Innigkeit, und zugleich — wodurch Louis noch argwöhnischer wurde — mit schmerzlicher Trauer, an Sophien. Sie theilte sich zwischen den Fremden und ihren Geliebten, und schien sogar diesen über jenen zu vernachlässigen. Als Louis nach seinen Begebenheiten fragte, wurde Sophie sichtbar ängstlich. Der Fremde blickte auf, sah Louis lange an, und sagte matt: ich bin der unglücklichste Mensch, mein Herr. Verlangen Sie nie, mehr von mir zu wissen. O, ich fürchte, — (er legte die eine Hand an die Stirn, und umfaßte mit der andren Sophien) — ich fürchte, der Verlust meiner allerletzten Hoffnung wird mich wahnsinnig machen. Jetzt stand er auf, hob die Hände gen Himmel, und rief: ach, so mußte ich dich finden, um alle Hoffnung, auch die letzte, zu verlieren! Er sagte das zu Sophien, ohne

sie dabei anzusehen, und sie bedeckte die nassen Augen mit ihrem Tuche. — Um Gottes willen, Sophie! rief Louis; sage mir . . .

Sey barmherzig! flisterte sie aus ihrem Tuche hervor, und frage nicht. Sie umfaßte den Fremden, zog ihn wieder neben sich, und liebkos'te ihm. Mein Sohn glaubte, Dolche in seinem Herzen zu fühlen, und ging früher als gewöhnlich. Sophie begleitete ihn vor die Thür, und umarmte ihn mit trauriger Zärtlichkeit. Was habt ihr? fragte Louis mißmuthig. „O," erwiederte Sophie; „das ist der edelste Mensch, den die Erde trägt, und jetzt der unglücklichste. Ach, er hat eine alte Wunde in meinem Herzen wieder aufgerissen! Ich bitte dich Simon, erinnere ihn nie an sein Schicksal!"

Wird er lange hier bleiben? fragte Louis finster. „So lange er lebt," antwortete Sophie schnell; „er wird mich nie wieder verlassen." (Louis runzelte die Stirn.) „Dieser Mann . . . Ach, du weißt nicht, Simon, was dieser Mann mir ist. Ich war wieder glücklich; und nun! nun! O Simon, Simon, laß mich! Ich muß wieder zu ihm hinein. Du wirst alles erfahren."

Louis ging, mit nagendem Argwohn im Herzen, nach Hause. „Es ist ihr Geliebter," dachte er. „Sie hat ihn für todt gehalten; jetzt kommt er endlich zu ihr, findet, daß sie mich liebt, und ist unglücklich. Und Sophie? Wird nicht die alte Leidenschaft die neue verdrängen? Er ist bei ihr, und soll bei ihr bleiben. Wird sie seinen Thränen widerstehen? wird sein Elend sie nicht rühren? Ach, kann er nicht fordern, was sein war, was sein ist? Muß sie nicht, auch wenn sie mich liebt, ihm ihre Hand geben?" — Alle diese Vorstellungen zerrissen seine Seele die Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch. Endlich beschloß er, sein Geschick abzuwarten, und Sophien nicht an ihr Wort zu erinnern. Er erkannte die Rechte des Fremden an, war edel genug, Sophien nicht kränken zu wollen, und überließ sein und des Andren Geschick ihrem Herzen.

Als er wieder zu Sophien kam, fand er alles in derselben Lage. Sophie saß, mit dem Ausdrucke des höchsten Mitleidens und der innigsten Zärtlichkeit, neben dem Fremden, der in die tiefste Schwermuth versunken war. Sie empfing meinen Sohn mit der zutraulichsten

Liebe, mit einer Leidenschaft, die ihn wunderte, und ihn erbitterte, weil er sie nicht zu erklären wußte. Er blieb einige traurige Stunden da. Alle Drei sprachen nur einzelne Worte; der Fremde bloß mit Sophien. Louis hatte sich vorgenommen, ihn zu lieben; aber er fühlte sogar Widerwillen gegen den Mann, von dem er so nachlässig behandelt wurde. Er ging, weil er auch Bitterkeit gegen Sophien bei sich aufwallen fühlte. Dein Freund, Sophie, sagte er vor der Thür zu seiner Geliebten empfindlich, scheint meine Besuche nicht gern zu sehen. — „Vergieb ihm das!" erwiederte sie bittend; „er ist unglücklich." — Darf er mich darum hassen? fragte Louis schnell. — „Hassen? dich hassen? Wie meinst du das, Simon? Ist es Haß, wenn der Unglückliche seine Thränen gern in der Einsamkeit weint?" — Mich dünkt, er weint sie gern in deinen Armen! Nun, wenn ich ihm lästig bin, so kann ich wegbleiben, so lange du willst. (Er sah Sophien scharf an.) „Darum," erwiederte sie mit einer Thräne im Auge, „wollte ich dich bitten, lieber Simon. Nur einige Tage, bis der erste heftige Schmerz vorüber ist. Unsre Liebe erinnert ihn zu stark an sein

Unglück. Ach, schone seiner, habe Mitleiden mit ihm!"

Sie sank in seine Arme, und Louis ging, beinahe vernichtet. Sein Argwohn wurde die fürchterlichste Gewißheit. Zwar schien Sophie ihm noch bis jetzt treu zu seyn; aber — sie hatte sich seine Besuche verbeten, und gewiß auf Verlangen des Fremden, der ihm, während daß er nicht da wäre, Sophiens Herz rauben wollte. Die Eifersucht schlug ihre Geierklauen in sein Herz, und er beschloß, sehr lange wegzubleiben.

In diese Zeit gehört die Rede, durch welche ich meine Kinder vereinigen wollte; auch unser Spaziergang an den See, und alle die Begebenheiten, die ich dem Leser schon erzählt habe. Louis hatte nun meine Einwilligung zu seiner Liebe. Er wollte den Knoten zerhauen, und eilte am folgenden Tage zu Sophien. Sie und der Fremde waren etwas heiterer. Dieser bot ihm sogar die Hand. Louis nahm sie, ob er gleich dachte: warum haßt der Fremde mich jetzt weniger? Doch wohl, weil er mich jetzt weniger fürchtet! — Der Fremde verhehlte die Innigkeit nicht, mit der er an Sophien

hing; — und sie? sie behandelte ihn mit der sichtbarsten Liebe. Louis stand mit finsteren Blicken da. In seiner Seele war Haß gegen den Mann; und doch fühlte er mitten in seinem Schmerze, daß dieser Haß nicht recht war. Er ging hinaus, und warf sich an dem Baume nieder, unter dem er Sophien zuerst gesehen hatte. Mitten aus seiner Eifersucht arbeitete sich das bessere Gefühl seines Herzens hervor. Was haben sie denn Böses gethan? sagte er. Sie sind nicht schuldig; ich bin nur unglücklich. Soll ich das Elend vermehren, das auf allen unseren Herzen liegt? Nein, armes, unglückliches Mädchen, meine Liebe soll nicht deine Marter werden; ich will dich glücklich machen, und ewig leiden. Liebst du ihn, so sey es! Ich will großmüthiger seyn, als er; du sollst von meinen Thränen nichts ahnen. Er stand langsam auf, um zu ihnen zu gehen, und — vielleicht — ihre Hände in einander zu legen; doch goß die Hoffnung, daß Sophie ihn liebte, einen süßen Tropfen Freude für diese große Minute in seine Seele. Als er kaum aufgestanden war, kamen Sophie und der Fremde aus der Hütte. Sophie hatte ih-

ten Arm um ihn geschlungen, und so blieben sie Beide vor Louis stehen. Seine Hoffnung erlosch; nur Schmerz durchglühete seine Seele. Er nahm zitternd Sophiens Hand, und fragte zagend, vergehend, mit leisen Tönen: Sophie, wessen von uns Beiden bist du?

Sie sah ihm starr und ernst in das Gesicht. „Simon, warum fragst du das?“ Dann legte sie einen Finger an die Stirn, dachte einen Augenblick nach, und sagte sehr ernst: „Mißtrauen?“ Sie unterbrach sich, fing aber schnell wieder an: „und wenn ich diesen Mann (sie drückte den Fremden inniger an sich), wenn ich ihn nun liebte; was würdest du thun?“ Louis legte ihre Hand mit heftigem Zittern in die Hand des Fremden, und sagte stammelnd: Gott mache euch glücklich! Lebt wohl! Er wendete sich langsam um, und wollte gehen. Da umarmte ihn Sophie, da drückte sie ihn an ihre Brust, benetzte mit ihren Thränen seine Wangen, und rief in zitternder Eil: „edler Mensch! Ach, jetzt sehe ich, du glaubtest, ich liebte ihn. Und du legtest meine Hand in die seine? Nein, dein Mißtrauen beleidigt mich nicht. Eben das, ge-

liebter Simon, könnte ich für dich thun! Ja, jetzt weiß ich, daß ich dich nicht mehr liebe, als du mich. Aber ich bin dein! ewig dein! Dieser Mann ist nur mein Freund. Seine Geliebte war — meine Schwester. Sie starb auf dem Blutgerüste." — Wollt ihr mich tödten? rief der Fremde, außer sich. Louis stand in Sophiens Armen. Mein? rief er; du liebst mich? O, Sophie, Sophie! Er warf sich ihr zu Füßen. Wann willst du mein seyn? wann? — „Diesen Augenblick; jede Stunde, welche du willst," sagte sie zärtlich. — Er sprang auf. Morgen, morgen, Sophie, meine Einzige, meine Geliebte! Mein Vater erwartet dich morgen in der Kapelle Gottes-Hülfe; da soll uns das Sakrament verbinden. — Sie starb auf dem Blutgerüste! jammerte der Fremde dazwischen, und verhüllte sein Gesicht. Ich bitte euch, eilt! fuhr er fort; ihr kennt das Schicksal nicht! Eilt, ehe es den Tod zwischen euch wirft! Ja, ich will noch einmal ein Paar glückliche Menschen sehen. Seyd glücklich; oder seyd demüthig, seyd geduldig, wenn ihr nicht glücklich seyn könnt! — Er umarmte Sophien; dann schloß er Louis an seine Brust.

Louis sagte nun Sophien von mir, so viel sie wissen mußte, in der höchsten Eil, und dann flog er nach Hause, um Anstalten zu seiner Verbindung zu treffen.

Als er mir und Annen seine Absicht erklärte, erschrak ich heftig; denn ich hatte, ob ich gleich Alles wußte, noch immer die Hoffnung genährt, daß vielleicht nichts aus der Sache werden sollte. Anne schwieg traurig. Ich behauptete, Julie müsse nichts erfahren. Wir nahmen nun unsre Verabredungen. Louis sollte früh seine Braut in die Kapelle bringen, ich und Anne eben dahin kommen, und Julie unter einem Vorwande zu Hause gehalten werden. Ich schrieb noch einige Worte an den Geistlichen, und Louis übernahm es, das Billet zu bestellen, was in einer Stunde geschehen seyn konnte. Louis Freude theilte sich meinem Herzen mit. Ich vergaß über sein Glück Juliens Schmerz; und hätte ich Annens Seufzer nicht gehört, so wäre ich vollkommen zufrieden gewesen. Anne blieb, als ich mich zur Ruhe niederlegte, noch mit Julien allein. Am folgenden Morgen trank ich mit meinen beiden Töchtern Thee; Louis war

schon fort. Julie jammerte mich. Sie saß so traurig schweigend da, als ob sie gewußt hätte, was heute geschehen sollte. Anne trug ihr einige kleine Arbeiten auf, und sagte, noch immer natürlich genug: sie würde mich nach Gottes-Hülfe begleiten, wo ich ein kleines Geschäft mit dem Geistlichen hätte. Julie stand auf, drückte Annen mit Heftigkeit in ihre Arme, und verließ das Zimmer.

Ich hatte nicht den Muth, meine Tochter anzusehen; nur von der Seite bemerkte ich, daß sie den Kopf bedenklich schüttelte, und die Augen trocknete. Wir gingen endlich. (Es war ein schöner heller Oktober-Tag.) „Ach, es ist ein schwerer Gang!" sagte ich. „Anne, ich bin nie so muthlos, so ängstlich gewesen, wie heute. Wir gehen, fürchte ich, bittern Thränen entgegen, den bittersten vielleicht, die wir noch geweint haben."

Ich fürchte, mein Vater, sagte Anne nach einigen Schritten, Julie weiß, wohin wir wollen. Louis sprach gestern Abend so laut, und sie war auf der Hausflur. Ich habe sie nie so bewegt, so gewaltsam bewegt gesehen, wie gestern, als ich zu ihr kam. Sie drückte mich

an sich, als ob sie mich eben auf ewig verlassen wollte. Als Louis von Ihnen ging, eilte sie aus dem Garten in das Haus, gab ihm die Hand, und sagte in Tönen, die wie ein ewiges Lebewohl klangen: gute Nacht, Louis! Sie hat nicht eine Minute geschlafen. Ich habe ihr heimliches Schluchzen die Nacht durch gehört, und diesen Morgen war ihr Kopfküssen ganz von Thränen benetzt. Ja, mein Vater, ich fürchte, sie weiß, weshalb wir nach Gottes-Hülfe gehen.

„Es ist nun einmal nicht anders, Anne!" sagte ich langsam. „Wir haben doch wenigstens den Trost, daß wir schuldlos sind." Ich sagte das so ruhig, wie ich konnte; aber mein Herz war von einer fürchterlichen Angst ergriffen. Mich erschreckten tausend ängstliche Vorstellungen. Ich zitterte, daß Julie entweichen oder sich tödten könnte, und stieg mit bebenden Knieen den Hügel hinan, auf dem die Kapelle steht. Der Geistliche war schon da. Ich warf mich an einem Altare nieder, und flehete die Vorsehung an, das Elend, das ich voraussah, zu mildern, Julien Fassung zu geben, oder wenigstens mich sterben zu lassen.

Auf einmal hörte ich hinter mir ein Geschrei. Ich sah mich um, und Julie lag in Annens Armen. Guter Gott! rief ich ängstlich; muß mich armen Greis mein Unglück auch hierher verfolgen? in dieses Haus, o Gott, das von deiner Hülfe den Nahmen führt? Ich schwankte auf Julien zu, und fragte zitternd: was willst du hier, meine Tochter? — „Hier,“ sagte die Arme mit bleichen, zitternden Lippen: „hier, wo Louis glücklich werden soll, hier will ich noch einmal für sein Glück und um meinen Tod beten!“ Sie warf sich heftig auf den Stein vor dem Altare nieder, und beugte die Stirn auf dessen Stufen. Ich warf mich neben ihr hin, und wollte beten; aber — o, Gott verzeihe es mir! — ich verwünschte mein Daseyn. Endlich sprang sie auf, und rief: „nun schnell!“ Sie stürzte in meine Arme. „Leben Sie wohl, mein Vater! denken Sie zuweilen an Ihre Julie!“ Ich fühlte, daß ich sie halten sollte; aber ich hatte alle Besinnung verloren, und konnte nichts als seufzen. Jetzt warf sie sich in Annens Arme, und rief: „nun, Anne! geliebte, theure Anne, leb wohl! Du kennst meinen Schmerz. Leb wohl! leb wohl!

Wenn ich für mich bete, so bete ich auch für dich. Leb wohl!" — Anne hielt sie fest, und rief: Unglückliche! wo willst du hin? Nein, du sollst, du darfst nicht fort. Helfen Sie mir die Unglückliche halten, Herr Pater! Der Geistliche sprang hinzu, und hielt sie.

Julie sagte schmerzhaft lächelnd: „Anne, willst du denn, daß der Anblick seiner Geliebten mich hier zu deinen Füßen tödten soll? Hier soll ich ihn erwarten? Willst du das?" — Nein, sagte Anne immer ängstlicher. Aber so laß uns gehen! Was dein Geschick auch seyn wird, ich will es mit dir theilen.

Ich erholte mich jetzt, und umarmte sie Beide. Ja, sagte ich; laßt uns gehen! Wir wollen zusammenbleiben. Louis ist glücklich. Er bedarf unser nicht; aber du, liebstes Kind, bedarfst unsrer Thränen. Ich faßte ihre Hand; sie riß sich los, und sagte heftig: „Vater, ich bin entschlossen, mich von Ihnen zu trennen. Halten Sie mich nicht; gehen Sie auch nicht mit mir! Gewiß, sonst bleibe ich hier. Um Gottes willen, lassen Sie mich gehen! Er kommt, er muß diesen Augenblick kommen; und dann! O, ihr Grausamen! wollt ihr mich zwingen,

hier, hier zu sterben? Laßt mich! Ich will, ich ich muß fort!"

Unsre Angst stieg immer höher; unsre Verzweiflung wuchs mit jedem Pulsschlage. Ich wollte sie in die Sakristei ziehen, die einen Ausgang auf das Feld hat, woher Louis nicht kommen konnte; aber sie riß sich los, umfaßte eine Säule des Altars, und versicherte noch einmal sehr heftig, daß sie entweder allein gehen, oder hier bleiben wollte. Der Geistliche begriff nicht, wovon die Rede war. Anne lag vor Julien auf den Knieen, und ich suchte zitternd ihre Hände von der Säule los zu machen. Jetzt rief der Küster die schrecklichen Worte in die Thür: sie kommen! In dem Augenblicke stürzte Julie durch uns weg, die Stufen des Altars hinunter, gegen die Kirchthür hin. Ich rang die Hände. Anne lag noch auf den Knieen. Da hörten wir Julien schreien: „o, barmherziger Gott!" und sahen sie niedersinken. Wir, ich und Anne, wollten die Stufen hinuntergehen; da stieß auch Anne einen lauten Schrei aus, taumelte an meine Brust, und sank leblos in meine Arme.

Ich armer alter Mann warf, von dem

Allen betäubt, einen Blick vor mich hin, und sah — sah meine verlorne Tochter, meine Adelaide, bei der Kirchthür an der Hand ihres Bruders, meines Sohnes. Nein, ich kann dem Leser meine Empfindungen nicht beschreiben. Ich wollte Adelaiden meine Arme entgegenstrecken, und mußte doch Annen, die sterbende Anne, halten. Das Leben schien in mir aufzuhören; ich verging.

Adelaide kam langsam näher. Sie schlug die Augen auf, erkannte mich, riß sich von Louis los, stürzte — gerade eben so, wie in Salins zum Tode — durch die Kirche zu dem Altare hin, und fiel laut schreiend zu meinen Füßen nieder. Mit jedem Augenblicke schrie sie lauter; und ich mußte Annen halten, und konnte nichts als Adelaiden mit der letzten Kraft meines Lebens anblicken. Da stürzte — o Gott! Gott! war es noch nicht genug! — da stürzte Borde herzu, weil er mich erkannte. Als er eben die Stufen hinaufspringt, erkennt er auch Annen, ruft: Anne! Anne! daß die Kapelle widerhallt, und reißt sie mir weg, in seine Arme. Nun schwankte ich an das Herz meines knieenden Kindes. „Adelaide!" das

war Alles, was ich doch endlich zitternd stammeln konnte. Ich hielt sie sanft an meine Brust gedrückt, und meine Thränen rollten über ihre Stirn auf ihre blassen Wangen. Jetzt hörte ich auch Annens Stimme: „Borde!" rufen. Adelaide machte eine Bewegung aufzuspringen, als sie diese Stimme hörte. Aber ich sagte, noch immer zitternd: du bist mein! und drückte sie fest an mein Herz, damit sie nicht Annen sehen und mich verlassen sollte. Ich sah, ich hörte nichts, als mein Kind, mein liebstes Kind, meine Adelaide. Ueber sie hin weinend, und schluchzend, drückte ich sie immer fester an mich. „Wo ist meine Adelaide?" rief Anne; „ich habe sie gesehen!" Sie streckte, von Borden umfaßt, Adelaiden die Arme entgegen. Borde beugte sie zu uns hin. Sie knieete nieder, und Borde neben ihr; Beide schlugen ihre Arme um uns. Ich rief furchtsam: „Adelaide ist mein Kind! sie ist mein!" So lagen wir da alle Viere auf den Knieen, und wußten von nichts. Wir würden uns auch dieser Minute — so lange währte der Auftritt nur — gar nicht bestimmt erinnern können, wenn nicht der Geistliche uns nachher davon erzählt hätte.

Louis, der sich Anfangs mit Julien beschäftigt hatte, sah uns endlich auf den Knieen, und einen in des andren Armen liegen. Er lehnte Julien an einen Pfeiler, eilte hinzu, und sah, daß Anne jetzt Borden umarmte, jetzt ihre Schwester an sich drückte. Als er die Nahmen „Borde! Adelaide!" hörte, wurde er bleich. Er wankte endlich zu dem Geistlichen, und fragte ihn zitternd: was ist das? erhielt aber die Antwort: noch seh' ich nichts deutlich.

Nun näherte er sich furchtsam, ergriff Adelaidens Hand, und seufzte: Sophie! Da sprang Adelaide auf, und wir alle mit ihr. Sie blickte ängstlich auf Louis, dann auf mich und auf Annen. Auf einmal warf sie sich an meine Brust, und rief: ich bin seine Schwester? — „Ja, Adelaide, mein geliebtes Kind!" antwortete ich; „das ist dein Bruder Louis. Wir sind jetzt Alle wieder beisammen!"

Ich hatte alles vergessen, und wußte in der That nicht, warum mein Sohn so zitternd in der Ferne stand und sein Gesicht mit den Händen bedeckte. „Es ist Adelaide!" rief ich; „deine verlorne Schwester, mein liebstes Kind!" Ich führte sie einen Schritt auf ihn

zu. Sie hob sich langsam von meiner Brust auf, sah ihn an, ohne mich zu verlassen, und seufzte: ich Unglückliche! Erst jetzt fiel mir alles ein. Ich wurde bleich und starr. „Ach, Anne!" sagte ich zitternd; „so sind wir glücklich geworden, um noch unglücklicher zu werden! O, wollte Gott, daß ich todt wäre!" Adelaide umfaßte mich schnell, mit blitzenden Augen und fliegendem Busen. Leise, aber majestätisch, sagte sie: „mein Vater sie sollen glücklich seyn." Sie trat auf Louis zu, und reichte ihm die Hand. „Mein Bruder Louis!" Dann warf sie beide Arme um ihn, und sagte zärtlich: „so wie wir, lieben sich die reinen Geister einer besseren Welt." Noch sah er sie finster an; doch bald wurde sein Auge heiterer. Er hob beide Arme, drückte sie an sich, und rief: so lieben sich Bruder und Schwester, meine Adelaide! — „Mein Bruder Louis!" — Meine Schwester Adelaide!

Wir flogen in ihre Umarmungen, und ich segnete sie. Außer mir vor Freude, umarmte ich sie einen nach dem andern. Dann warf ich mich an dem Altare nieder, und wollte beten; aber, ach! ich sprang wieder auf, wenn

ich Adelaidens Stimme hörte, und umarmte sie immer aufs neue. Endlich drang der Geistliche, der bisher in einiger Entfernung gestanden hatte, mit Fragen in uns; und nun erwachten wir aus unsrer frohen Betäubung. Wir erzählten ihm Alle auf einmal, und unterbrachen die Erzählung jeden Augenblick mit zärtlichen Liebkosungen. Und wer, fragte er mich, weil ihm alles undeutlich blieb: — wer sollte denn getrauet werden? — „Wer?" rief ich: „wer, fragen Sie? Hier meine Tochter Anne, und mein Sohn Borde." Adelaide ging bei Seite, nahm den Kranz aus ihren Haaren, und setzte ihn Annen auf. Borde stand jetzt bei Julien, die noch immer nicht näher gekommen war, und brachte sie uns. Sie warf sich erröthend an den Busen ihrer Anne, und schlug die Augen nieder.

Anne flisterte ihr zu: siehst du, daß wir Ein Schicksal haben, liebe Julie? Wir weinten Beide; wir werden auch Beide glücklich seyn. Julie schüttelte sanft den Kopf, und wagte es noch immer nicht, die Augen zu erheben. Adelaide zeigte mir den Brautkranz in Annens Haar. Ich verstand sie, führte Bor-

den zu seiner Geliebten, legte ihre Hände zusammen, und sagte: „Gott segne euch, meine Kinder!“ Sie mußten vor dem Altare niederknieen. Wir Alle knieeten hinter ihnen; und nach einigen Minuten waren sie auf immer vereinigt.

Ich war so matt, daß ich zu Hause zu seyn wünschte. Adelaide führte mich, Louis Julien, und Borde seine Braut. Julie allein war nicht fröhlich; sie ging stumm, und öfters erröthend, neben Louis her. Zu Hause trafen wir sogleich Anstalten, unsre neuen Gäste zu beherbergen. Julie und Adelaide bekamen Louis Kämmerchen; Louis schlief nun wieder bei mir, und Anne theilte ihr Zimmer mit Borden. Diese Einrichtungen zerstreueten uns ein wenig; wie hätten wir sonst unser Glück ertragen wollen, ohne zu vergehen? Endlich setzten wir uns in einem Kreise zusammen, um zu erfahren, welch ein Wunder Adelaiden und Borden erhalten hatte.

Adelaide erzählte zuerst. Sie glaubte aus unsren Armen auf das Blutgerüst zu gehen; man brachte sie aber in das Gemeindehaus. Die, welche mit ihr dahin geführt waren,

wurden einer nach dem andren in das Zimmer vor die Militair-Kommission gerufen. Adelaide saß auf dem Saale an einem Fenster. Sie hatte geglaubt, mit großem Muthe den letzten Weg gehen zu können; doch jetzt erwachte die Liebe zum Leben mächtig in ihrer jungen Seele. So oft die Thür aufging, fuhr sie zusammen, und sah mit dem bleichen Gesichte starr gen Himmel. Endlich näherte sich ein junger Mann; er blieb vor ihr stehen, und seufzte mit sichtbarem Mitleiden. Sie ergriff seine Hand, und sagte: „o, muß ich sterben?" — Armes Schlachtopfer! sagte der junge Mann; die Lyoner sind verloren!

„Aus Lyon bin ich nicht," erwiederte Adelaide, und hielt den starren, Hülfe verlangenden Blick auf ihn gerichtet. — Nicht aus Lyon? fragte er schnell. Wer sind Sie?

Adelaide nannte sich ihm, und fing an zu erzählen. Er unterbrach sie schnell: „Sie sind noch nicht vierzehn Jahre alt, und nicht aus Lyon. Ihr Vater hat Ihnen nicht gesagt, wohin er wollte." Er drückte ihr die Hand, und warf noch einen mitleidigen Blick auf sie. In diesem Augenblicke wurde sie gerufen. Er-

riß seine zitternde Hand aus der ihrigen, und flisterte ihr zu: „könnte ich für dich sterben, holdes Geschöpf! Noch nicht vierzehn Jahre! vergessen Sie das ja nicht!“ Sie trat in das Zimmer der Kommission. Man las ihren Nahmen vor, nebst dem Geständnisse, daß sie habe auswandern wollen, und fragte dann, ob sie etwas zu ihrer Vertheidigung anführen könne.

Zitternd sagte sie: ich bin nicht aus Lyon ausgewandert, Bürger. Meine Eltern führten mich, ich wußte nicht, wohin. Was sollte ich es auch wissen? Ich werde ja erst in einigen Wochen vierzehn Jahre alt. „Noch nicht vierzehn Jahre?“ sagte ein ernster Mann, in dessen Gesicht ein schwerer Kummer lag; „und du bist nicht aus Lyon ausgewandert?“ — Adelaide erzählte mit Besonnenheit einen Theil unsres traurigen Schicksals. — Wie listig! sagte ein Mensch mit einem boshaft lächelnden Gesichte. Das Urtheil ist gesprochen! „Mit nichten!“ erwiederte der Ernste; „die Strenge des Gesetzes trifft hier die Lyoner, und Menschen, die ihren Willen gebrauchen können. Dies Mädchen ist noch ein Kind.“ — Die Tochter eines Adeligen! fuhr der zwei-

te auf. — „Es giebt in Frankreich keinen Adel mehr," sagte der erste majestätisch. „Sie ist eine Französische Bürgerin, und das Gesetz nimmt sie in Schutz. Wäre sie älter, dann müßte sie sterben, dann könnte ich nichts, als sie bedauern." — Ob sie nicht aus Lyon, und nicht über vierzehn Jahre alt ist: das fragt sich. — „Die Untersuchung gehört nach Dijon, Bürger, und nicht vor uns. Ich freue mich, daß ich einmal begnadigen darf." Er führte Adelaiden hinaus, rief den jungen Mann, seinen Sohn, der noch da stand, sagte: „mein Sohn, führe das junge Mädchen in ein Zimmer. Sie soll nach Dijon vor das Departement. Du haftest mit deinem Kopfe für sie." Der junge Mann führte Adelaiden in ein kleines Zimmer, vor dem ein Garde stand. „O, Gott sey Dank!" rief er, als er mit ihr allein war. „Aber bist du auch gerettet?" Adelaide fiel ihm zu Füßen. Er hob sie auf. „Schnell! bist du gerettet? Du sollst nach Dijon. Was fürchtest du da?"

Den Tod! antwortete Adelaide, und senkte das bleiche Gesicht auf seine Hand. „Dennoch den Tod!" seufzte der junge Mann. Auf ein-

mal glühete sein Gesicht, und sein Auge funkelte. Er drückte Adelaiden mit Heftigkeit an sich, und eilte dann zur Thür hinaus. Nach einer Viertelstunde kam er wieder. „Hier, nimm, nimm!" Er gab ihr Papiere in die Hand. Es war ein Paß nach Pontarlier, und ein mit dem großen Kommissions-Siegel versehener Befehl an die Garden, Vorzeigerin der Schrift im nächsten Dorfe (welches benannt war) in Freiheit zu setzen. „Das wird dich retten," sagte er ängstlich. „Dich wird es gewiß retten. Hier, nimm auch dies!" (Er drang ihr ein Päckchen Assignate und etwas Geld auf.) „Und nun fliehe dies Land, worin mein Vater stirbt, weil er zu morden gezwungen ist. Leb wohl, unschuldiges, unglückliches Mädchen, leb wohl!" Sie warf sich vor ihm nieder, und sagte: o, retten Sie auch meinen Vater, meine Schwester! Er legte ihr aber die zitternde Hand auf den Mund. „Schweig, ich bitte dich, Arme! Wer jetzt Einem das Leben rettet, o! der hat Wunder gethan. Mädchen, weißt du, wie ich dich rette? (Er zeigte auf das Siegel.) Mit einem Todesverbrechen! Leb wohl! und vergiß mich nicht!" Er drückte ihr noch die Hand, und verließ sie.

Am Abend wurde sie auf einen Wagen gesetzt, und ein Garde fuhr mit ihr. Im nächsten Dorfe übergab sie ihren Freiheitspaß. Der Garde sagte lächelnd: ich weiß schon; der junge Garnier hat mir Nachricht gegeben. Wir wollen zum Maire. — Der Maire des Dorfes fand das Siegel richtig, und gab Adelaiden ohne weiteres Bedenken ihre Freiheit. Der Garde ließ sich von ihm den Vorgang bezeugen, und ging dann weiter nach Dijon. Adelaide blieb bei dem Maire in einem fast bewußtlosen Zustande. Sie wollte am Morgen wieder nach Salins; der Maire, ein guter Mann, sagte ihr aber: ihr Paß bezeichne einen andren Weg, nach Pontarlier. Er erbot sich, sie eine Strecke zu fahren, und fuhr sie wirklich einige Meilen weit. Nach einer Wanderung von einigen Tagen erreichte sie, unter dem Schutze ihres Passes, glücklich Pontarlier.

Hier bekam sie die schreckliche Nachricht von unsrem Tode. Ein Bauer erzählte: in Salins wären ein alter Mann und seine Tochter erschossen worden. Adelaide beschrieb meine Gestalt, Annens Gestalt, und unsre Kleidung. Der Bauer sagte, es träfe alles zu. Ach, es

fehlte nicht viel, so hätte ihr Schmerz sie hier aufs neue verrathen. Sie verließ endlich das blutige Land, und suchte eine finstre Einödde, wo sie ihrem Schmerze leben könnte. So kam sie, von einem langen Wege erschöpft, an die Hütte, vor der Louis sie bald nachher kennen lernte. Sie pochte an. Der alte Graf, der schon einmal, als wir unter der Brücke saßen, ihr Schutzengel gewesen war, öffnete die Thür, und erkannte sie. Adelaide ging zu ihm hinein, und erzählte ihm ihr weiteres Schicksal.

Der Graf schloß sie in seine Arme. Komm, mein Kind, sagte er; du hast keine Eltern mehr; und ich — ich habe meine Enkelin auf ewig verloren. Sey du mir nun alles, so wie ich dir alles seyn will. Sie blieb bei ihm, und er nannte sie mit dem Nahmen seiner Tochter: Sophie. Wie Louis sie kennen lernte, weiß der Leser schon.

„Aber," fragte ich: „wie war es möglich, daß du deinen Bruder nicht erkanntest, Adelaide? Er mußte sich doch irgend einmal verrathen; oder du mußtest es. Ihr kennt einander schon so lange. Wie war das möglich?"

Er hieß Simon, erwiederte sie; und ich

Sophie Pons. Ich hatte ihn seit meinem siebenten oder achten Jahre nicht gesehen. Er sprach nie von Ihnen, mein Vater, und auch ich schwieg von meinem unglücklichen Geschik⸗ke, weil ich fest entschlossen war, nie irgend einem Menschen meinen Stand zu entdecken. Ich hielt ihn wirklich für einen ausgewander⸗ten Pächter, und trug um so mehr Beden⸗ken, ihm zu sagen, in welchem Stande ich geboren war. Auch fragte er mich nicht darum. Er hatte meinen Vater todt gesehen, und war nun in einem sehr natürlichen Irrthume. Ich bemerkte bald, daß er absichtlich von seinen Verhältnissen schwieg, und mochte nicht in ihn dringen, damit er nicht dasselbe thäte. Als Borde kam, war eine Erklärung noch weniger möglich; es fehlte an Veranlassungen dazu, da Borde vor Gram nicht sprach, und ich ihn schonen mußte, ob ich gleich das Miß⸗trauen, den Unwillen meines Bruders wohl bemerkte. Kurz, wir waren Beide entschlossen zu schweigen.

Louis näherte sich furchtsam Adelaiden, die ihr Tuch vor die Augen hielt. Ach! sagte er, — es waren seine ersten Worte: — ach,

ich

ich habe viel verloren, aber auch unendlich viel gewonnen: eine solche Schwester! Adelaide sah ihn an. Beide wollten einander an ihr Herz drücken; sie hoben schon die Arme dazu, und ließen sie erblassend wieder sinken. Louis verließ das Zimmer. Man sah, welche Anstrengung seine Lage ihm kostete.

Nun mußte Borde erzählen. Eben dieser edle Garnier, hob er an, ein Bekannter von mir aus Paris her, hat auch mich gerettet. Als ich auf dem Saale stand, und mein Todesurtheil erwartete, sah er mich an, und schien sich auf mein Gesicht besinnen zu wollen. Leb wohl, Garnier! sagte ich, und bot ihm die Hand. „Wer bist du?" fragte er. — Erinnere dich der blinden Bettlerin vor dem Hause des Ministers * * *. (Da hatte ich ihn kennen lernen.) „Borde!" rief er, und warf sich in meine Arme. Er winkte seinen Vater heraus, und sagte schluchzend, auf mich hin weisend: „Vater, das ist Borde, der für die Blinde bettelte, mein Freund!" Der Vater seufzte: Gott! auch der? Aus Lyon? fragte er dann schnell. — Nein, ich bin nie in Lyon gewesen! — Er legte die Hand an die Stirn, zuckte die Achseln, und seufzte:

ich kann nicht. Sein Sohn warf sich ihm zu Füßen. Ich stand in der That sehr gleichgültig da, obschon über mein Leben unterhandelt wurde. Nun flisterte der Vater seinem Sohne lange etwas ins Ohr, und ging dann. Ich wurde erst spät gerufen. Garnier, der unterdessen mit mir sprach, konnte mich nur mit Mühe bereden, mein Leben zu retten. Als ich in das Zimmer der Kommission trat, sah der alte Garnier mich an, und fuhr dann auf mich zu: „Borde? Bösewicht! du schändlichster aller Menschen!" Die übrigen Kommissaire standen mit Verwunderung auf. Garnier hatte alle Gefangenen mit Güte behandelt, und mit mir machte er eine Ausnahme. „Die Andern," fuhr er fort, „haben den Tod verdient; du verdienst ihn zehnfach."

Er erbrach ein Paket Papiere, das vor ihm lag, und nahm einen Bogen heraus. „Wilhelm Borde, aus Soissons?" Ich bejahete. „Du bist das Haupt eines Mörder-Klubs in Soissons, der sich verschworen hat, die Mitglieder des Wohlfahrtausschusses zu ermorden." Ich bejahete wieder. Alle schrieen laut auf vor Abscheu. „Nenne deine Verbundenen, Bösewicht!" Ich lächelte, und schwieg. Er sah seine Kollegen an. „Dürfen

wir es wagen, ihn hier zu richten?" Nein! riefen alle; er muß nach Paris! Garnier suchte Schriften aus (sehr unbedeutende, wie ich schon wußte), und siegelte sie ein. Er ließ mich wegführen. Erst nachher gab er den Garden, die mich bewachten, eine Nachricht mit, die mich betraf. Ich wünschte, den jungen Garnier noch zu sprechen, bekam aber bloß einen Zettel von ihm, worin er Abschied von mir nahm. In Paris wurde ich in ein Gefängniß gesetzt, und blieb so lange darin, bis Robespierre fiel. Dann war es mir nicht schwer, meine Freiheit wieder zu erhalten. Ich ging nach Salins; aber niemand konnte mir Nachricht von euch geben. Auf der Stelle, wo die Guillotine gestanden hatte, knieete ich nieder; ich glaubte ja, daß auch Annens Blut dort geflossen wäre! Dann ging ich in die Schweiz, Julien aufzusuchen. Ich fand Adelaiden; nun verlor ich die letzte Hoffnung, euch wieder zu sehen. Und jetzt . . . — er warf sich vor Annen nieder — o Seligkeit ohne Maaß!

So erzählten wir nun Alle, was uns begegnet war. O, meine Kinder, rief ich, wollten wir nun nicht Muth haben zum Leben? Was kann uns noch treffen, das schwerer wäre,

als was wir schon ertrugen? Wo ist ein Unglück, dem wir jetzt nicht die Stirn bieten könnten? Und was hat unser Schicksal gethan? Uns zu besseren Menschen gemacht. Wir sind demüthiger, standhafter, einiger geworden, umfassen uns mit einer reinern, stärkern, innigern Liebe. Auch sind wir glücklicher. Ja, ich will es nur gestehen, meine Kinder, eine immerwährende Aengstlichkeit — ich wußte selbst nicht, wovor — hat sonst mein Leben verbittert. Jetzt aber, meine Kinder, bin ich durch mein Geschick standhaft und ruhig geworden. Uns Alle, einen nach dem andren, hat das Elend getroffen; aber wir haben es mit Muth, mit Geduld, mit Tugend besiegt; und Louis . . . — er fiel mir mit dem bleichen, finstern Gesicht in die Augen — auch du, mein Sohn, wirst noch glücklich werden. — Ja, rief er laut; gewiß! O, Gott! ich bin es schon jetzt. Ja, mein Vater, ja, meine Schwester, ich bin glücklich! — Adelaide sprang auf. Beide umarmten sich zum ersten Male wieder, und riefen: „Bruder! Schwester!"

Es entstand ein lautes Jauchzen im Zimmer. Wir Alle eilten in ihre Umarmungen, und ri-

fen die zärtlichsten Nahmen, welche die Erde hat: „Vater, Bruder, Schwester, Weib, Mann, Sohn, Tochter!“ Die arme Julie schlug zum ersten Male wieder hell die Augen auf, warf sich in Adelaidens Arme, und sagte freudig: meine Schwester! Bald gingen meine drei Töchter, nach einer kleinen Verabredung, hinaus und arbeiteten zusammen an einer Mahlzeit von drei Schüsseln. Bei Tische schonten wir heute selbst den Wein nicht, und brachten Gesundheiten aus: die erste dem Retter unsres Glückes. Kein Auge blieb trocken, als Anne sagte: auf des edlen Garniers Wohl! Wir feierten sein Andenken mit einer stillen Minute, und ließen eine Thräne in unsre Gläser fallen.

„Auf das Heil unsres Vaterlandes!“ rief ich, und hob mein Glas. Borde und mein Sohn stießen feurig mit an; die Mädchen etwas lau. Adelaide sagte, um mich zu verbessern: „allen Menschen Heil!“ Ich ließ mir aber meine Gesundheit nicht nehmen, und die Gläser klirrten. — „Die Zufriedenheit aller Ausgewanderten!“ sagte Anne mitleidig. „Die gebe ihnen Gott!“ rief ich. — „Und gebe ihnen Liebe, Demuth und Geduld!“ sagte Ade-

laide; „und lasse sie mitleidige Herzen finden!“ sagte mein Sohn; „und mache Frankreich menschlich gegen sie!“ rief Borde. Wir stießen sanft an, tranken in mitleidiger Stille, und sprachen dann lange von den Unglücklichen. Ach, sagte ich; wie viele mögen jetzt im Oktober ohne Obdach, ohne trocknes Brot, ohne einen Tropfen Wein, unter dem kalten Himmel liegen!“ Wir Alle schoben die Gläser von uns weg, und ich pfropfte die Flasche zu; niemand hatte mehr den Muth zu trinken. „Wie viele Liebende, wie viele Eltern und Kinder mögen getrennt seyn! wie viele Brüder und Schwestern mögen ...“ — O, meine Schwester Adelaide! unterbrach mich Louis; und ich schwieg.

O, sagte Borde, träte doch einer von den Deputirten einmal auf, und zeigte das Elend, in das so viele Familien versunken sind! Aber diese Rede ...

„Diese Rede?“ fiel ich ein; „ich will sie euch vorlesen. Louis unterbrich mich nicht. Sie ist durchaus schön. Ich weiß wohl, ihr könnt nun einmal keinen Geschmack an so etwas finden. Aber eine Stelle müßt ihr hören; sie paßt auf die Ausgewanderten, als ob sie

jetzt geschrieben wäre." Ich ließ mich durch die langen Gesichter, die Alle machten, nicht stören, sondern holte meinen Isokrates, schlug den Plataikus auf, und las mit lauter Stimme: „Kann Jemand Unglücklichere finden, als uns? Unsres Vaterlandes, unsres Eigenthums, unsres Vermögens beraubt, irren wir als Bettler umher, ohne einen Zufluchtsort zu wissen. Verjagt aus dem Vaterlande, durchstreifen wir ohne Muth, und auf unbekannten Wegen Griechenland; und jedes Haus, das uns aufnimmt, macht uns unglücklich. Nimmt uns der Arme in seine Hütte, so jammern wir über unser Elend und über das seinige, das wir mit ihm theilen müssen. Nimmt uns ein Reicher auf, so brennen unsre Wunden von neuem wieder. Neid erwacht nicht bei uns; aber wir sehen in dem fremden Ueberflusse, wie viel wir verloren haben. So ist kein Tag für uns ohne Thränen. Wie, meint ihr, muß uns zu Muthe seyn, wenn wir unsre Greise, die bessere Tage erlebt haben, in Mangel und Verachtung sterben sehen? wenn unsre Kinder, deren Wiege Glück, Ueberfluß und eine freie Erziehung umgaben, jetzt für ein wenig

Brot dienen müssen? betteln müssen, um nur ihr Leben hinzuhalten? Ach, der Ruhm ihrer Vorfahren, ihr eigenes unschuldiges Alter, und unsere Liebe zu ihnen verlangten es anders. Aber das ist erst das höchste Elend, daß wir Alle von einander gerissen werden, nicht nur Bürger von Bürgern, sondern Männer von den Weibern, Kinder von den Müttern, Verwandte von Verwandten. Dazu zwangen uns Hülflosigkeit und Mangel. Wir bitten nun aber, daß ihr unser Elend ins Auge fassen mögt." —

Die Stelle ist schön! unterbrach mich Louis; ich kenne sie, mein Vater. Was nun folgt, gehört wohl nicht mehr dazu; und Sie sehen, Vater, daß unsere Augen schon benetzt sind. — Das waren sie wirklich. „Das Uebrige," sagte ich, „ist nicht schlechter; und ich stehe dafür, hättest du mich weiter lesen lassen, ihr würdet noch haben schluchzen müssen." — Sollen wir das heute? erwiederte Louis. — Ich machte mein Buch zu. Warum sollten wir jetzt auch weinen, da wir so glücklich waren? — Sie verließen mich nun einer nach dem andren. Als ich mich allein befand, las ich die Rede ganz

durch, und zwar laut, als ob ich vor dem Nationalconvent stände. Um Mitternacht, als ich damit zu Ende war, legte ich mich ruhig nieder, in dem Gefühle, daß es, wenn ich auch die Rede nicht wirklich gehalten hätte, mir doch wenigstens nicht an Muth fehle, sie zu halten. Ich schlief die Nacht ruhig und sanft.

Am folgenden Morgen kam Anne nicht zum Frühstück. Ich trank mit Julien und Adelaiden allein; denn Borde und Louis gingen weg, Adelaidens Sachen aus ihrer Hütte in unsre Wohnung zu schaffen. Erst nach dem Frühstück kam Anne. Sie hatte an den jungen Garnier geschrieben, dessen Familie ein Gut bei Salins besaß, und wollte es nun darauf wagen, ob ihr Brief, aus dem ein Herz voll Liebe, voll Dankbarkeit sprach, in seine Hände kommen würde. Jeder von uns setzte noch einige Worte hinzu; Adelaide schrieb unter heißen Thränen. Wir schickten den Brief nach Lausanne auf die Post, und wurden heiterer, weil wir das Bewußtseyn hatten, eine Pflicht unsrer Herzen erfüllt zu haben.

Adelaidens Sachen wurden gebracht. Wir trafen nun Einrichtungen, und setzten noch ein

Kämmerchen in Stand. Dann gaben wir einander die Hände, und schworen, uns nie zu verlassen. Unser Vermögen reichte zu, uns nothdürftig zu erhalten; Borde und Louis versprachen überdies, für unsre Bequemlichkeit, für den Ueberfluß zu arbeiten. Wir waren heiter, zuweilen sogar muthwillig; nur Julie und Louis nicht. Gegen Abend verließ Adelaide das Zimmer, und Louis folgte ihr bald nach. Ich sah sie Beide erst schnell oben auf dem Weinberge auf und nieder gehen, und sehr eifrig mit einander sprechen. Dann trockneten sie sich die Augen, und kamen den Weinberg herab. Unten an den Tannen standen sie wieder, und sprachen aufs neue lange und eifrig. Adelaide setzte sich mit Louis auf Annens Grabhügel. Er hatte seine Hand an die Stirn gelegt; sie wurde immer eifriger, und ich sah, mit welcher Stärke sie redete. Endlich fielen sie einander in die Arme, und blieben lange so stehen. Dann knieeten sie nieder (Adelaide zuerst), und gaben einander, wie versichernd, die Hände. Louis stand heiter auf. Er faßte Adelaidens Hand, küßte ihre Wange, und kam nun mit ihr wieder in das Zimmer.

Als sie hereintraten, sah man eine sanfte heitere Rührung in ihren Gesichtern. Meine gute, liebe Schwester! sagte Louis von diesem Augenblick an immer, so oft er sie anredete; gestern hatte er sie, Einmal ausgenommen, immer Adelaide, oder wohl gar Sophie, genannt. Er setzte sich diesen Abend bei Tische neben Julien, und bemühete sich, ohne gezwungen in seinem Betragen zu seyn, ganz sichtbar um ihr Vertrauen. Ohne Zweifel hatte Adelaide darüber mit ihm gesprochen; denn unbemerkt trat sie zu Louis, und sagte leise: ich danke dir, mein edler Bruder!

Es dauerte lange, ehe Julie wieder unbefangen wurde; doch endlich stellte meines Sohnes freimüthiges, zutrauliches Benehmen, das er nie übertrieb, auch ihre Ruhe wieder her.

Vierzehn Tage nach der glücklichen Wendung unsres Schicksales, öffnete sich, als wir eben beim Frühstücke saßen, die Thür, und es trat ein junger Mann herein. „Garnier!" riefen Borde und Adelaide. Wir sprangen Alle auf, und in wenigen Augenblicken lagen sechs glückliche Menschen zu seinen Füßen. Auch er warf sich mitten unter uns nieder. Es war ein sehr rührender Anblick. „Habe ich Sie gerettet?"

fragte er Adelaiden, die ihn umarmte, und betrachtete sie mit flammenden Augen. „Ja, sie ist gerettet!" rief jeder von uns. Als der erste Sturm der Freude vorüber war, setzte er sich zwischen Adelaiden und Annen. Sein Vater war todt; der Tag, der uns die Freiheit gab, hatte ihm das Leben gekostet. Man beschuldigte ihn, er habe den Volksauflauf angestiftet. Sein Sohn verlor in dem Prozesse einen Theil seines Vermögens, und lebte seitdem zu Salins in der Stille, als ihm Annens Brief gebracht wurde.

„Ach," sagte er, „als ich diesen Brief bekommen hatte, als ich wußte, daß ..." — er stockte — „daß Sie noch lebten, Mademoiselle St. Julien: da schickte ich den Ueberrest meines Vermögens insgeheim nach Lausanne, und folgte ..ch, um Vorden, um Sie" — das sagte er erröthend — „wieder zu sehen."

Und — sagte Adelaide schnell — und um bei uns zu bleiben, ewig bei uns zu bleiben, denen sie das Leben erhielten?

Er sah sie lächelnd an. Ohne zu antworten, fragte er mit einer Art von Unruhe: „wer sind Sie denn alle?" Wir nannten ihm einen jeden. „O," sagte er jetzt fröhlich zu mir, „darf ich Ihr Sohn seyn?" Ich drückte ihn

an mein Herz. Wir umarmten ihn einer nach dem andren, und so war er unter uns aufgenommen. Anne nannte ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit sogleich Bruder, und Du. Sie alle nannten ihn Bruder; und er sie; Schwester und Bruder; aber schon nach einigen Tagen merkte ich, daß er meine jüngere Tochter lieber Adelaide nannte.

Er wurde mit jedem Tage zärtlicher gegen Adelaiden, wie sie gegen ihn, und hing an ihr mit unbeschreiblichem Entzücken, das keinem von uns verborgen blieb. „O," rief ich eines Morgens beim Frühstücke, als ich die Meinigen so um mich versammelt sah: „guter Gott! glücklicher kann ich nicht werden!" — Ja! sagte Adelaide feurig: das können Sie, Vater; Garnier kann Sie noch glücklicher machen. Sie reichte ihm ihre Hand. O, Adelaide, fragte er; darf ich hoffen? darf ich reden? Da fiel Adelaide an sein Herz, und rief: ja, edler Mensch, ich liebe dich. Er umfaßte sie. Ich legte meine Hand auf ihre Stirnen, und — beobachtete Julien.

Julie blickte bei dieser Scene meinen Sohn von der Seite an; aber er sah freundlich lächelnd dem Schauspiele zu. Sie erröthete, und ihr

Busen flog; doch auf ihr Gesicht lagerte sich eine heilige Ruhe, weil sie in diesem Augenblicke fühlte, daß Adelaide ihm nichts als seine Schwester war. Ihr Auge funkelte vor Freude, als Louis zu Garnier trat, ihn mit frohem Entzücken an seine Brust drückte, und ihn zärtlich „mein Bruder!" nannte. Während dessen lag Adelaide in Juliens Armen. Ich hätte gern gesagt, was ich dachte: „nun fehlen noch Julie und Louis." Aber ich schwieg, weil Adelaide schwieg.

Nach einem Monathe sollte Adelaidens Hochzeit seyn. Julie wurde immer stiller und stiller. Sie weinte; aber nur darüber, daß sie uns Kummer machen mußte. Louis liebte sie wirklich, und sie war davon sogar überzeugt; aber sie hatte Annen die Versicherung gegeben, daß sie es nie wagen könne, ihm zu gestehen, wie sehr sie ihn liebe. Ich fand das albern; meine Töchter fanden es sehr natürlich, und baten mich, ja zu schweigen, als ich ihnen sagte, daß ich mit Julien sprechen wollte.

Als Adelaidens Hochzeitstag kam, gingen wir Alle nach Gottes-Hülfe, Julie in stillem Kummer an Louis Hand. An dem Altare trat Adelaide ernst vor, und sagte: „Julie, ich

habe geschworen, mich erst nach dir trauen zu lassen." Julie erblaßte. „Glaube nicht etwa, daß ich scherze! Du schworst einmal bei deinem blutigen Tuche, uns zu retten, und hast uns gerettet. Bei eben diesem Tuche, Julie, schwöre ich dir: ich werde nur nach dir getrauet." Julie zitterte. Louis ergriff ihre Hand, und benetzte sie mit Thränen. Wir Alle umringten sie; Borde und ich befahlen als ihre Väter. Sie war bleich, zitterte, und sagte immer jammernd: ach, ich kann nicht. Da trat die sanfte Anne näher, und bat uns, ihrer zu schonen. Julie warf sich an ihre Brust. Louis schwieg, faßte ihre Hand, und betrachtete sie mit zärtlichen Blicken. Adelaide wiederholte: „gewiß, ich werde erst nach Julien getrauet." Jetzt sagte Anne weinend: Julie, thu es, wenn du mich lieb hast. Ich bitte dich.

Uns konnte Julie widerstehen, doch nicht der sanften Anne. Sie ging auf Louis zu, und fragte ihn ernst: verachtest du mich nicht darum, daß ich dich liebte, ohne von dir geliebt zu seyn? Er antwortete mit einer innigen Umarmung. Nun trat sie mit ihm vor den Altar; dann Adelaide mit Garnier. Wir feierten ein zweites Fest, an dem wir Alle glücklich waren.

Jetzt ist es Mitternacht; eben sind die beiden neuen Paare und auch Borde mit Annen von mir gegangen. Alle hatten Thränen in den Augen; und ich selbst war unbeschreiblich gerührt.

Da schimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl schon hundertmal habe ich meinen Blick von dem Papiere zu den Sternen aufgeschlagen, und gerufen: ewig, unbeschreiblich groß ist die Liebe, die den Menschen umfängt! Liebe ist die Grundfeste der menschlichen Glückseligkeit! Hier stehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum; und bin durch die Liebe meiner Kinder dennoch so unaussprechlich glücklich. Wer liebt und geliebt wird — was darf der fürchten! Einst fallen die Sterne, einst vergeht der Himmel; aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menschen, bleibt.

Seyd glücklich, meine Kinder! rief ich hier noch einmal aus dem väterlichen Herzen. Sie werden glücklich seyn; denn sie lieben einander. Und so sage ich nun dem Leser fröhlich Lebewohl.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Saint Julien

Berlin 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149b(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090192-5
VD18 11188065-003